

Körper und Gesellschaft
Bodies and Society

Philip Lambrix

Heteromobilität

Fortbewegung und Autonomie
in Kindheit und Alter



Nomos

Körper und Gesellschaft
Bodies and Society

Herausgegeben von
Jun.-Prof. Dr. Tobias Boll

Band 1

Philip Lambrix

Heteromobilität

Fortbewegung und Autonomie
in Kindheit und Alter



Nomos

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Zugl.: Mainz, Univ., Diss., 2024

1. Auflage 2026

© Philip Lambrix

Publiziert von
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3–5 | 76530 Baden-Baden
www.nomos.de

Gesamtherstellung:
Nomos Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG
Waldseestraße 3–5 | 76530 Baden-Baden

ISBN (Print): 978-3-7560-3664-6

ISBN (ePDF): 978-3-7489-6727-9

DOI: <https://doi.org/10.5771/9783748967279>



Onlineversion
Inlibra



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	7
1.1 Heteromobilität, Autonomie und Alter	8
1.2 Mobilität, Autonomie und Alter in der wissenschaftlichen Literatur	12
1.3 Theoretische und konzeptuelle Ressourcen der Studie	15
1.4 Forschungsdesign	20
1.5 Aufbau des Buchs	23
2. Humantransport	27
2.1 Menschen tragen Menschen	27
2.2 Humantransport im Kinderwagen	46
2.3 Humantransport im Rollstuhl	58
2.3.1 Das Rollstuhlschieben im Vergleich zum Tragen	58
2.3.2 Der Rollstuhl im Vergleich zum Kinderwagen	60
2.3.3 Der Rollstuhl zwischen Automobilität und Immobilität	65
2.4 Zusammenfassung	72
3. Komobilität	75
3.1 Gehaltenes Laufen	75
3.2 Abgesichertes Laufen	86
3.3 Begrenztes Laufen	97
3.4 Beaufsichtigtes Laufen	102
3.5 Veranlasstes Laufen	109
3.5.1 „Kameltreiberei“ – Die Mobilisierung älterer Menschen	109
3.5.2 „Bindung“ – Kinder mobilisieren	113
3.6 Zusammenfassung	127

4. Dinggestütztes Laufen	135
4.1 Kindheit: Die Dinge als „Chancen“?	136
4.2 Alter: Die Dinge als Krücken?	145
4.3 Be-/Entfähigung, Hilfe und Alter als Hintergründe der dinggestützten Mobilität	154
4.4 Zusammenfassung	157
5. Automobilität	159
5.1 Der Boden als Infrastruktur der Fortbewegung	160
5.2 Der Körper als Medium der Fortbewegung	164
5.3 Zusammenfassung	168
6. Abhängigkeiten in Kindheit und Alter	171
6.1 Humankategorien als kognitive Rahmen für Abhängigkeiten	172
6.2 Soziale Beziehungen als Sorgereservoirs	175
6.3 Persönlichkeitsstrukturen und Abhängigkeiten	182
6.4 Zusammenfassung	185
7. Die praktischen und sozialen Verhältnisse der Heteromobilität	187
7.1 Humantransport als Handhabung, Fürsorge und Gewalt	189
7.2 Komobilität als Koaktivität, Unterstützung und Macht	196
7.3 Dinggestütztes Laufen als passive Partizipation	202
7.4 Zusammenfassung	209
8. Schlussbetrachtung	211
9. Literaturverzeichnis	215

1. Einleitung

Dies ist eine Studie über Mobilität. Gemeint ist damit weder die soziale Mobilität im Sinne des Auf- und Abstiegs in der Sozialstruktur einer Gesellschaft noch residenzielle Mobilität oder Migration, noch Tourismus oder Reisen, und auch nicht die motorisierte Mobilität, die die Verkehrswissenschaften fokussieren. Stattdessen werfe ich einen mikrosoziologischen Blick auf die vermeintlich unspektakuläre Praxis der körperlichen Fortbewegung.

Als Gegenstand einer soziologischen Studie scheint sich diese Art von Mobilität zunächst nicht besonders gut zu eignen. Schließlich bewegen sich *alle* Menschen fort, so könnte man meinen, und sie haben es zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften getan. Was so universell ist, gerät in Verdacht, nicht sozial, sondern natürlich zu sein. Und tatsächlich bewegen sich auch fast alle anderen Tiere fort – im Gegensatz etwa zu Pflanzen, die verstoffwechseln, was beinahe überall zu finden ist, und daher Wurzeln schlagen können.

Wie also lässt sich der körperlichen Fortbewegung etwas Soziales abgewinnen? Andere Studien setzen der natürlichen Tatsache, dass Menschen sich fortbewegen, eine soziale Tatsache auf –etwa historisch und kulturell variierende *Bedeutungen* des „aufrechten Gangs“ (Alkemeyer 2012: 30ff.; Bayertz 2014; Warneken 1989; Wehap 1990) oder die Unterschiedlichkeit der *Gangarten* von amerikanischen und französischen Mädchen (Mauss 2010: 202), verschiedenen Armeen (Mauss 2010: 201), Männern und Frauen (Bourdieu 2002: 27f.; vgl. 2000: 285f.) oder Arbeitslosen und Arbeitenden (Jahoda et al. 1982: 83f.). Wieder andere entreißen den Gegenstand den Naturwissenschaften, indem sie die vermeintlich selbstverständliche „Tatsache der zweifüßigen aufrechten Fortbewegung der Gattung Mensch“ als voraussetzungsvolle „soziale Institution“ entlarven (Maeder 2020: 138ff.), oder reißen die Differenz zwischen Natur- und Kulturwissenschaften am Beispiel des Gehens gleich ganz ein (vgl. Ingold 1995, 1998, 2004a, 2004b).

Stattdessen stellt dieses Buch Fälle ins Zentrum, in denen die Fortbewegung eines Menschen zu einem zwischenmenschlichen Geschehen im starken Sinne wird, weil andere nicht nur situativ anwesend, sondern daran beteiligt sind. Zwar wird Fortbewegung oft allein dadurch zu einer sozialen Angelegenheit, dass jemand anwesend ist, der:die uns sieht, sehen könnte oder etwa im Weg ist, und wir unseren Gang oder Kurs daran anpassen

(vgl. Goffman 1966: 13ff.; vgl. Ryave/Schenkein 1974). Ich fokussiere jedoch den Fall, dass Fortbewegung ohne die Beteiligung anderer gar nicht erst nicht stattfände – entweder, weil jemand sich nicht ohne Hilfe fortbewegen *kann*, oder weil jemand sich nicht fortbewegen *will*, aber von anderen dazu gebracht wird. Es geht mir also weniger um Mobilität *mit* anderen als um Mobilität *durch* andere. Beispiele hierfür sind Situationen, in denen jemand jemanden trägt, schiebt, stützt, antreibt oder zerrt. Ich nenne das Phänomen *Heteromobilität*.¹

Dieses einleitende Kapitel verortet den Gegenstand zunächst in Gesellschaft und Geschichte und zeigt, was er mit Autonomie und Alter zu tun hat (1.1). Anschließend skizziere ich, was die wissenschaftliche Literatur zu diesem Zusammenhang zu sagen hat (1.2), bevor ich mein eigenes begriffliches Besteck und theoretische Ressourcen aus der allgemeinen Soziologie vorstelle (1.3). Dann schildere ich, wie ich bei der Erhebung meiner Daten vorgegangen bin (1.4) und kündige an, wie das Buch aufgebaut ist (1.5).

1.1 Heteromobilität, Autonomie und Alter

Empirisch ist Heteromobilität auf den ersten Blick erstaunlich selten. Insbesondere gilt das für bestimmte Formen von Heteromobilität wie den menschenbetriebenen „Humantransport“, also das Tragen, Schieben oder Ziehen von Menschen durch Menschen: Sänften und Rikschas sind heutzutage in kaum einer Gesellschaft mehr in Benutzung. Als einer der letzten Herrscher verzichtet sogar der Papst seit 1978 darauf, sich demonstrativ tragen zu lassen. Wenn die Polizei Demonstrierende abführt oder wegträgt, erregt das unter Umständen erhebliche mediale Aufmerksamkeit. Das ist nicht selbstverständlich. Eine kleine gesellschaftstheoretische Lockerungsübung sollte genügen, um die Unwahrscheinlichkeit dieses Sachverhalts scharfzustellen. Wir leben in einer funktional differenzierten Gesellschaft (vgl. Durkheim 1988). Zumindest *beschreibt* sich unsere Gesellschaft spätestens seit den Zeiten von Adam Smith als arbeitsteilig (Luhmann 1988: 22,

1 In den Mobility Studies firmiert die Fortbewegung mit anderen – motorisiert oder nicht – vereinzelt als „comobility“ (Jensen et al. 2015; Murray/Cortés-Morales 2019). Ich verwende das Wort ebenfalls, jedoch in einem engeren Sinn (siehe Kapitel 3). Das Präfix „hetero“ betont anders als das Präfix „co“ den Gegensatz zur „Auto“-Mobilität im Sinne einer Fortbewegung aus eigener Kraft und aus eigenem Antrieb. Ich übernehme den Begriff der Heteromobilität von Stefan Hirschauer (1999: 228) und Bruno Latour (1996a: 33). Beide fokussieren anders als ich jedoch Fälle *motorisierter* Heteromobilität: den Fahrstuhl bzw. autonomes Fahren.

29). Kaum jemand stört sich daran, dass wir unsere Häuser nicht selbst bauen, unsere Zeitungen nicht selbst schreiben und unsere Körper nicht selbst heilen – und dies auch nicht können. Vor diesem Hintergrund mutet es geradezu urtümlich an, dass wir uns noch eigenfüßig durch den Raum schleppen. Doch die körperliche Fortbewegung gehört offenbar zu einem Restbestand an kaum delegierbaren Tätigkeiten, an denen der historische Prozess der funktionalen Differenzierung spurlos vorbeigelaufen ist.

Es gibt zwei historische Erklärungen dafür, dass ausgerechnet die moderne Gesellschaft der Heteromobilität eher abgeneigt ist. Erstens hat der technologische Fortschritt menschliche Muskelkraft als Treibstoff des Transportwesens zunehmend überflüssig und relativ teuer gemacht. Zweitens hat der menschenbetriebene Humantransport mit dem Übergang zur bürgerlichen Moderne einen grundlegenden Bedeutungswandel durchgemacht. Zum einen wird im Zeitalter der Idee der Gleichheit aller Menschen die Zurschaustellung von Überlegenheit und Ungleichheit unschicklich. Zum anderen wird „der Verzicht auf Wagen und Pferd [...] vom Armutszeugnis zur Demonstration von Autonomie“ (Warneken 1989: 179). Diese Beobachtung lässt sich vom tierbetriebenen auf den menschenbetriebenen Humantransport übertragen: Sich von anderen Menschen fortbewegen zu lassen, ist zum Zeichen für Ohnmacht, Abhängigkeit oder Überheblichkeit geworden. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt das Bürgertum zu spotten über „Adlige, die zu jeder Bewegung der Stütze bedürften“ und lobt das Gehen, das „keiner Hilfsmittel und keines Hilfspersonals bedarf“ (Warneken 1989: 179). Die Selbst-Ständigkeit des Körpers beginnt, die Autonomie der Person zu symbolisieren, die ihrerseits eine steile „Wertkarriere“ (Luhmann 1991: 170) hingelegt hat (Bayertz 2014: 326ff.; vgl. Alkemeyer 2012: 30).

Das Gegenteil von Heteromobilität nenne ich „Automobilität“. Anders als die Mobilitätsforschung beziehe ich den Begriff nicht auf das Verkehrsmittel namens „Automobil“ (Urry 2004). Stattdessen aktualisiere ich den ursprünglichen Wortsinn und fasse Automobilität als *Selbst*-Fortbewegung, also als Mobilität aus eigener Kraft und aus eigenem Antrieb. Sie ist nicht nur der Normalfall, sondern auch normativ geboten, praktisch notwendig und erstrebenswert. Man soll, muss und will sich selbst fortbewegen. Wird man dagegen von anderen fortbewegt oder sind andere daran beteiligt, dass man sich fortbewegt, verliert man leicht die Achtung seiner Mitmenschen. Heteromobilität ist demnach nicht nur selten, sondern auch kulturell abgewertet.

Unter Autonomie verstehe ich – der Alltagssprache folgend – sowohl die Abwesenheit von Hilfe als auch die Abwesenheit von Fremdbestimmung.

Autonomie hat also zwei Bedeutungen: zum einen die der „Selbständigkeit“ im Sinne der Fähigkeit, etwas zu tun, ohne Hilfe von anderen zu bekommen; zum anderen die der „Selbstbestimmung“ bzw. „Freiheit“ im Sinne der Möglichkeit, etwas (nicht) zu tun, ohne von anderen daran gehindert oder dazu gezwungen zu werden. Mit Blick auf diese beiden Dimensionen der Autonomie werde ich im Laufe des Buches fragen: Wann ist Heteromobilität Hilfe und wann Macht? Welche Rolle spielen Fürsorge und Gewalt in der gemeinsamen Fortbewegung beispielsweise von Eltern und Kindern? Aus einer soziologischen Perspektive, die die vielfältigen Verflechtungen zwischen Menschen im Blick hat, stellt sich sogar die Frage, ob es Automobilität bzw. Autonomie überhaupt gibt. Und falls nicht: Weshalb legen wir dennoch so viel Wert auf sie? Diesen Fragen gehe ich in diesem Buch am Fall der körperlichen Fortbewegung nach. Dabei werde ich auch zeigen, dass die ‚Autonormativität‘ unserer Gesellschaft nicht allein „ideologische“ Gründe hat, wie viele Kritiker:innen der Autonomie annehmen (Schwanen et al. 2012: 132f; Weicht 2010: 207).

Eine offensichtliche Ausnahme von der Abneigung unserer Gesellschaft gegen Fremdfortbewegung bildet die *motorisierte* Heteromobilität. Wir lassen uns sehr wohl von anderen fortbewegen – allerdings nur, wenn Maschinen dazwischengeschaltet sind.² Zweifellos werden diese meist (noch) von Menschen gesteuert. Doch deren Beitrag zur Fortbewegung verliert sich in der Wahrnehmung der Passagier:innen irgendwo zwischen Maschine und Organisation. Wir nehmen „den Bus“, nicht den:die Busfahrer:in, und beschwerten uns bei Verspätungen über „die Deutsche Bahn“, nicht den:die Lokführer:in und das Zugpersonal. Gegenstand dieser Studie ist dagegen der vergleichsweise beinahe äffische Fall, dass ein Mensch durch den Gebrauch seiner Hände, Arme, Beine, Sinne und seines Denkapparats dazu beiträgt, dass ein anderer von einem Ort zum anderen gelangt. Die komplexeste Technik, die wir dabei im Einsatz sehen werden, ist die des Rades.

-
- 2 Grenzfälle sind beispielsweise die Fahrradrickscha und die venezianischen Gondeln. Ähnlich wie der Motor sparen Übersetzung, Wasser und Rad dem Transporteur Kraft und schmieren dadurch auch die zwischenmenschliche Reibung. Ich werde auf den Gedanken in Kapitel 2.3 zurückkommen. Inspiriert ist er durch einen Zeitungskommentar von 1950 zum Verbot der von Menschen gezogenen Rikscha in China. Er berichtet von der Fahrradrickscha als einer Innovation, die die Rikscha-„Kulis“ vor der drohenden Arbeitslosigkeit retten sollte. Die Fahrradrickscha sei für die kommunistischen Machthabenden im Gegensatz zur herkömmlichen Rikscha akzeptabel gewesen: „Weil [der ‚Kuli‘] nicht mehr zu laufen braucht, sieht es nicht so entwürdigend aus“ (o.V. 1950).

Ebenfalls moralisch eher unproblematisch ist der animalische Humantransport. Er ist trotzdem selten geworden. Dieser Fall von Heteromobilität erlaubt es vielleicht, ökonomische und moralische Gründe des historischen Verschwindens des menschenbetriebenen Humantransports analytisch voneinander zu trennen. Die ‚Pferdestärke‘ hat ähnlich wie die Menschenkraft aufgrund der technischen Entwicklung ihre ökonomische Relevanz für den Transportsektor verloren, findet aber beispielsweise in sportlichen Kontexten immer noch Anwendung. Menschenreiten wäre dagegen selbst im Sport undenkbar, der ansonsten körperliche Differenzen zwischen Menschen zelebriert (vgl. Müller 2006: 394f.). Der menschenbetriebene Humantransport ist also sowohl unökonomisch als auch moralisch geächtet.³

Es gibt jedoch ‚Sorten‘ von Menschen, für die zwischenmenschliche Heteromobilität nicht ungewöhnlich ist. Insbesondere von sehr jungen, und in geringerem Maße auch von sehr alten Menschen erwarten wir *nicht*, dass sie sich autonom fortbewegen. Diesen beiden Fällen von Heteromobilität widmet sich die vorliegende Studie. Sie bieten die Gelegenheit zu einem aufschlussreichen Vergleich. Ihre Unfähigkeit zur körperlichen Selbstfortbewegung verweist sowohl sehr junge als auch sehr alte Menschen häufig auf die Mitwirkung anderer. Ganz ähnliche heteromobile Praktiken spielen sich ab: Kinder werden etwa an der Hand geführt oder im Kinderwagen geschoben, ältere Menschen haken sich bei anderen ein oder werden im Rollstuhl geschoben. Die beiden Fälle werden allerdings alltagsweltlich unterschiedlich bewertet. Die Abhängigkeit kleiner Kinder von ihren Eltern ist in viel geringerem Maße und auf andere Art und Weise ein Problem als die Abhängigkeit alter Menschen von ihren Angehörigen, Pflegenden oder der „Solidargemeinschaft“. Zugespitzt formuliert: Die Unselbständigkeit kleiner Kinder ist niedlich, die alter Menschen tragisch. Eine zentrale Frage dieses Buchs ist daher: Weshalb wird Heteromobilität in Kindheit und Alter so unterschiedlich erlebt und bewertet?

3 Diese Überlegung zentriert offensichtlich westliche (post-)industrielle Gesellschaften. Aus den Straßen Chinas beispielsweise ist die Riksha offenbar erst 1950 verschwunden. Nicht der Markt hat es geregelt, sondern ein Dekret Maos – „der kommunistischen Menschenwürde wegen“, meint ein zeitgenössischer Kommentator aus dem Westen (o.V. 1950).

1.2 Mobilität, Autonomie und Alter in der wissenschaftlichen Literatur

Die unterschiedlichen Bewertungen von Abhängigkeit in Kindheit und Alter spiegeln sich in der wissenschaftlichen Literatur zu Alter, Mobilität und Autonomie wider. Für die Gerontologie ist der Zusammenhang klar: In dem Maße, wie Menschen altern, werden sie immobiler, und das ist ein Problem. Immobilität senkt die Lebensqualität alter Menschen, weil sie sich negativ auf ihre sozialen Beziehungen, ihre Teilhabe an Aktivitäten, ihre Gesundheit, ihre Stimmung, ihre Lebenszufriedenheit und eben auch auf ihre Autonomie auswirkt (Mollenkopf et al. 1997; Metz 2000; Kaiser 2009; Webber et al. 2010; Hirvensalo et al. 2015; Kaspar et al. 2015; Levasseur et al. 2015). Aus dieser Perspektive stellt sich dann die Frage nach den Ursachen der Immobilität. Kennt man diese, hat man bessere Chancen, alte Menschen dazu zu bringen, sich mehr zu bewegen, oder ihre Umwelt so zu gestalten, dass sie sich mehr bewegen können und wollen.⁴

In der Kindheitsforschung dominiert eine entwicklungspsychologische Perspektive auf Mobilität. Hier dreht sich der Zusammenhang zwischen Altern und Mobilität um: Mit zunehmendem Alter werden Menschen immer mobiler. Vor dem Hintergrund dieser Mobilisierungserwartung sind die vorübergehenden ‚Mobilitätseinschränkungen‘ der Kinder im Gegensatz zu denen der Alten unproblematisch. Der natürliche Prozess der „motorischen Entwicklung“ bedarf keiner Intervention. Problematisch sind lediglich Abweichungen vom Pfad der Mobilisierung. Um solche „Entwicklungsverzögerungen“ aufzuspüren, erforscht man klassischerweise die Zusammenhänge zwischen Altersstufen und „Meilensteinen“ der motorischen

4 Die gerontologische Mobilitätsforschung ist damit Teil des Paradigmas des „erfolgreichen Alterns“ (Havighurst 1961; Rowe/Kahn 1987) bzw. eines noch umfassenderen „Aktivierungsdiskurses“ (van Dyk 2007), der in der Altersforschung durchaus auch kritisch betrachtet wird (Estes/Binnes 1989; Katz 2000; Twigg/Martin 2015). Dem Gegenstand der Mobilität hat sich die „kritische Gerontologie“ meines Wissens jedoch kaum angenommen (siehe aber Schwanen et al. 2012).

Entwicklung und stellt „Altersnormen“ auf (Thelen 1995: 79).⁵ Biografisch später als die Entwicklungspsychologie setzt die Forschung zur „children’s independent mobility“ an. Wenn Kinder das Schulalter erreicht haben, gilt mangelnde Automobilität nämlich sehr wohl als Problem. Sie begrenzt die Freiheit der Kinder (Hillman et al. 1990), bremst ihre körperliche, soziale, kognitive und emotionale Entwicklung und schadet sogar dem Klima, insofern das elterliche Auto die Eigenfortbewegung der Kinder ersetzt (Kytä 2004). Nicht auf die Unfähigkeit der jungen Menschen wird die Immobilität hier zugerechnet, sondern auf Einschränkungen von außen (Eltern, Verkehr, Siedlungsstrukturen, organisierte Freizeitaktivitäten) (Prezza et al. 2001; Alparone/Pacilli 2012; Marzi/Reimers 2018; Nordbakke 2019).⁶

Sowohl Kindheits- als auch Altersforschung beugen sich also tendenziell über das einzelne älter werdende Individuum. Sie fassen Mobilität als Eigenschaft von Personen und fokussieren langwellige, biografische Prozesse der (Im-)Mobilisierung, nicht das situative Geschehen der Fortbewegung (vgl. Grenier et al. 2019). Andere Menschen tauchen dabei lediglich als *Einflüsse* auf, die diese vereinzelte Mobilität einschränken, erlauben, überflüssig machen oder anregen (Latham et al. 2015). Die Forschung interessiert sich außerdem wenig dafür, empirisch herauszufinden, wie Menschen ihre (Im-)Mobilität erleben, deuten und bewerten.⁷ In der Datenerhebung setzt zumindest die Forschung zu Mobilität und Autonomie im *hohen* Alter vorwiegend auf Tests und Fragebögen, die primär erfassen, wie weit, wie oft, wie schnell, wohin, und gegebenenfalls mit welchem Verkehrsmittel sich

5 Aktuellere Studien erforschen Wechselwirkungen zwischen motorischer, kognitiver, emotionaler und sozialer Entwicklung (Anderson et al. 2013; Walle 2016) sowie Faktoren und Mechanismen der Entwicklung (genetisch programmierte Reifung des Gehirns, Erfahrung bzw. Praxis, körperliches Wachstum) (Adolph 2008; Adolph et al. 2003) und betreiben Theoriebildung (Haehl et al. 2000; Thelen 1995; Thelen/Smith 1996). Vereinzelt werden Einflüsse der räumlichen Umgebung (Abbott et al. 2000; Haydari et al. 2009; Pawlowski et al. 2024) sowie der Bindung und Interaktion zwischen Mutter und Kind auf die motorische Entwicklung erforscht (Chiang et al. 2015). Man betrachtet die motorische Entwicklung also nicht mehr als einen gänzlich vorsozialen, genetisch determinierten Prozess.

6 Die Forschung zur „children’s independent mobility“ (CIM) lässt sich tendenziell der „neuen Kindheitsforschung“ (Matthews 2007) zuordnen, die sich explizit abgrenzt von Entwicklungspsychologie und Sozialisationsforschung, die das Kind „negativ“ bestimmen (Alanen 1988: 56), also als zu sozialisierendes Naturwesen (James/Prout 2015 [1990]: 8ff.). Insofern fasst CIM die Immobilität von Kindern nicht als „Unter-Entwicklung“, sondern als Resultat einer Einschränkung durch die Erwachsenenengesellschaft.

7 Die Literatur zur „children’s independent mobility“ (s.o.) bildet in dieser Hinsicht eine Ausnahme.

eine Person fortbewegt, um anhand dessen zu quantifizieren, wie mobil sie ist.

Für diesen Positivismus, Kausalismus und Individualismus der Forschung zu Mobilität und Altern gibt es einen guten Grund: ihren Anwendungsbezug. Sie produziert Handlungs- und Steuerungswissen für Politik, Verwaltung und Medizin. Fernziele sind die Förderung von Gesundheit und Wohlbefinden, die Optimierung des Verkehrsflusses und der Schutz des Klimas. Man interessiert sich daher für Ursache-Wirkung-Beziehungen und objektiv quantifizierbare Größen.

Inzwischen gibt es allerdings sowohl in der Alters- als auch in der Kindheitsforschung Ansätze dazu, die situative soziale Praxis und das (inter-)subjektive Erleben der Mobilität zu beleuchten. Impulsgeber hierfür ist das sozialwissenschaftlich informierte „New Mobilities Paradigm“, das im Gegensatz zu Verkehrswissenschaften und Gerontologie das Geschehen zwischen Aufbruch und Ankunft als Gegenstand in eigenem Recht betrachtet (vgl. Sheller/Urry 2006: 213f., 216ff.). Grenier et al. (2019) zeigen etwa, dass die (Im-)Mobilität älterer Menschen keine objektiv messbare, statische Eigenschaft von Individuen ist, sondern eine subjektive und relative Erfahrung, die von situativ wechselnden Relationen zwischen Personen, Körpern und Raum abhängt. Andere Studien weisen darauf hin, dass in der Alltagsmobilität von Familien Räume nicht nur zurückzulegende Distanzen und Verkehrsmittel nicht nur Mittel zum Zweck sind. Kinder und Eltern interagieren unterwegs (vgl. Haddington et al. 2013; Jensen 2010; McIlvenny et al. 2014). Sie erleben die durchquerten Räume affektiv (Jensen et al. 2015; Pelizäus-Hoffmeister 2014). Sie stellen dabei soziale Beziehungen her und stellen sich voreinander als fürsorgliche Eltern und (un-)abhängige Kinder dar (Clement/Waite 2017; Jensen et al. 2015; Laurier et al. 2021). Auch in der Forschung zur unabhängigen Mobilität von Kindern hat der „New Mobilities“-Ansatz neue Akzente gesetzt. Studien finden beispielsweise heraus, dass die gemeinsame Mobilität von Eltern und Kindern von letzteren gar nicht zwangsläufig als „Abhängigkeit“ erlebt, sondern auch als sozialer Anlass genossen wird (Mikkelsen/Christensen 2009: 54f.). Sie zeigen, dass die elterliche Erlaubnis zur unbeaufsichtigten außerhäuslichen Mobilität das Ergebnis einer wechselseitigen Aushandlung sein kann, in die durchaus auch die Präferenzen der Kinder eingehen (Brown et al. 2008). Auch die im Vergleich zu den Jungen „abhängigere“ Mobilität der Mädchen sei nicht schlicht auf geschlechtsspezifische Restriktionen seitens der Eltern zurückzuführen, sondern auf qualitativ unterschiedliche Muster der Mobilität und

der Entstehung und räumlichen Verteilung von Freundschaftsnetzwerken (Brown et al. 2008).

1.3 Theoretische und konzeptuelle Ressourcen der Studie

Auf diese Ansätze zu einer relationalen, situativen, verstehenden Mobilitätsforschung baue ich auf. Ich behandle Mobilität nicht primär als ein Merkmal von Individuen und nicht als eine Variable, die hoch oder niedrig ausfallen kann, sondern setze beim situativen Geschehen der Fortbewegung mehrerer Menschen an.⁸ Diese Herangehensweise verdankt sich nicht zuletzt einer bestimmten sozialtheoretischen Denkrichtung: den Praxistheorien (Schatzki 2001; Reckwitz 2003; Hirschauer 2016). Diese gehen davon aus, dass der Sinn des zwischenmenschlichen Geschehens, das die Soziologie zu verstehen versucht, von den Beteiligten häufig gar nicht bewusst gedacht und sprachlich artikuliert werden kann. Er steckt vielmehr darin, wie sie sich miteinander, gegeneinander oder unabhängig voneinander körperlich bewegen. Praxistheorien betrachten diese Praxis nicht als bloße Ausführung vorgefasster Entscheidungen und Pläne oder Ausdruck überindividueller Strukturen, sondern gehen umgekehrt davon aus, dass sich in der Praxis erst Beziehungen konstituieren, Subjekte bilden, Körper formen und Ordnungen etablieren. Ich entnehme den Praxistheorien den Gedanken, dass es nicht nur für die untersuchten Menschen, sondern auch für die Soziologie von Interesse sein könnte, *wie* genau etwas getan wird, und wende mich daher der Praxis der Fortbewegung als dem sozialen Geschehen zwischen Aufbruch und Ankunft zu. Dieses Buch fragt also, mit welchen Bewegungen, Haltungen und Kopplungen von Körpern und Dingen, mittels welcher Gesten, Blicke, Laute und Wörter Menschen sich und einander fortbewegen und bewegen lassen.

Theorie gilt dieser Studie jedoch als Denkwerkzeug (Amann/Hirschauer 1997: 37), das man je nach Gegenstand und Fragestellung austauschen kann. „Praxis“ versteht sie also nicht wie Theodore Schatzki (2001, 2016) und Andreas Reckwitz (2003) als fundamentalen, ontologisch vorgängigen Baustein des Sozialen, sondern als ein soziales Phänomen unter anderen. Ich bediene mich dementsprechend auch anderer theoretischer Perspekti-

8 Die Forschung zu Mobilität und Alter behandelt diese Heteromobilität kurioserweise meist erst gar nicht als eine Form von Mobilität, sondern als Immobilität, weil sie die Unabhängigkeit der sich Fortbewegenden in den Begriff der Mobilität einbaut (siehe aber Mikkelsen/Christensen 2009; Schwanen et al. 2012; Jensen et al. 2015).

ven, etwa der Handlungstheorien, der Kommunikationstheorien, der (Existenzial-)Phänomenologie und der Akteur-Netzwerk-Theorie.

Eine weitere theoretische Ressource dieser Studie ist die Theorie der Humandifferenzierung (Hirschauer 2021; Hirschauer et al. 2025). Ihr folgend und im Bruch mit dem Alltagswissen betrachte ich das *Alter* als Ergebnis von sozialen Prozessen der Humandifferenzierung. Menschen sind nicht deshalb unterschiedlich alt, weil sie zu unterschiedlichen Zeitpunkten geboren werden und dann ungleichzeitig demselben biologischen Prozess namens „Altern“ unterworfen sind. Altersunterschiede sind vielmehr das Ergebnis sinnhafter Unterscheidungen, die Gesellschaften treffen und die unter bestimmten Bedingungen auch anders ausfallen könnten. Diese Unterscheidungen reagieren allerdings darauf, dass Menschen geboren werden, sich über Zeit verändern und sterben, und damit auf Phänomene, die ihrerseits nicht „kulturell“, „sozial“ oder „historisch“ kontingent sind.⁹ Die (sozialen) Praktiken, Diskurse, Wissensbestände, Normen, Beziehungen, Architekturen und Artefakte, die zwischen älteren und jüngeren Menschen unterscheiden, wirken wiederum auf unsere Körper und Persönlichkeiten zurück und verändern diese. Sie bringen also bis zu einem gewissen Grad die körperlichen und psychischen Unterschiede erst mit hervor, deren Ausdruck sie vermeintlich sind (vgl. Goffman 1977). Ich betrachte Alter(n) also als komplexes Amalgam aus Kultur und Natur.

Dieser Differenzierungsprozess, den man der Tradition zuliebe die „soziale Konstruktion“ des Alterns nennen könnte, steht nicht im *Vordergrund* der Studie. Ich behandle die Zugehörigkeiten von Menschen zu unterschiedlichen Alterskategorien (Kind, Erwachsener, alter Mensch) primär als gegebene *Hintergründe* oder Kontexte der Fortbewegung, die unterschiedliche Deutungen und Wertungen der Praxis nahelegen. Hier und da fragt das Buch aber auch, wie wir erst in und durch Praktiken der Fortbewegung Menschen zu „Babys“, „Kindern“, „Erwachsenen“ und „alten Menschen“ machen.

Zwei sprachliche Entdifferenzierungen sollen Vergleiche zwischen den verschiedenen Humankategorien erleichtern. 1) Um die Kindheit und das hohe Alter als soziologische Forschungsgegenstände zusammenzubringen, nenne ich den Prozess, im Zuge dessen Individuen Alterskategorien durch-

9 Was nicht heißt, dass sie nicht anderweitig kontingent seien. Doch das Wachstum und die Evolution von Körpern lassen sich kaum als kulturelle Phänomene auffassen, ohne den Kulturbegriff (vgl. Ingold 2006) – und damit wohl auch den Sinnbegriff – aufzulösen.

laufen, „altern“. Anders als der alltägliche Sprachgebrauch nahelegt, „altern“ in diesem Sinne also auch Kinder – sie werden älter. 2) Um immer wieder von den Alterszugehörigkeiten der Beteiligten absehen und fallübergreifende Gemeinsamkeiten herausarbeiten zu können, vor denen wiederum Unterschiede erst zur Geltung kommen, verwende ich die Platzhalter „A“ und „B“.¹⁰ Sie kommen dann zum Einsatz, wenn ich kein konkretes Geschehen unter Beteiligung bestimmter Personen beschreibe, das sich etwa in meinem Datenmaterial findet, sondern generische Szenarien der Fortbewegung. Vorläufig kann man formulieren, dass „A“ derjenige ist, der etwas tut, um „B“ fortzubewegen bzw. damit „B“ sich fortbewegt. „B“ ist derjenige, der etwa gestützt, geschoben oder getragen wird, um dessen Fortbewegung es beiden Beteiligten also geht. Diese Abstraktion soll insbesondere den Raum dazu geben, das Alter der Beteiligten gedanklich zu variieren und zu überlegen, wie die jeweilige Praxis der Fortbewegung unter anderen ‚Altersvorzeichen‘ wahrgenommen würde (vgl. Freutel-Funke et al. 2022). Was wäre etwa, wenn nicht die Mutter das Baby trüge (vgl. Sacks 1974), sondern das erwachsene Kind die Mutter, und was sagt uns das über den Zusammenhang von Autonomie, Alter und Fortbewegung? Zugunsten von Abstraktion und besserer Lesbarkeit verwende ich für A und B das generische Maskulinum. Dies gilt auch, wenn A und B beispielsweise als „Tragender“ und „Getragener“ oder „Schiebender“ und „Geschobener“ bezeichnet werden. Auch in diesen Fällen geht es nicht um konkrete Personen, sondern um strukturelle Positionen, die eine Praktik der Heteromobilität für ihre Beteiligten bereithält. Diese Sprachregelung soll keine Abwertung von Frauen und nichtbinären Personen implizieren. Das generische Maskulinum ist (leider immer noch) die Schreibweise, die das Geschlecht am wenigsten relevant macht, was dem Zweck der Abstraktion förderlich ist. Dort, wo nicht die ‚Rolle‘ eines Menschen als Beteiligter an einer Fortbewegungspraxis im Vordergrund steht, verwende ich eine geschlechtsneutrale oder eine geschlechterinklusive Schreibweise mit Doppelpunkt.

Einige Präzisierungen zum Begriff der Heteromobilität sind nötig, bevor es losgehen kann. Um den Untersuchungsgegenstand einzugrenzen und handhabbar zu machen, beschränke ich mich auf den Fall der *situativen* Heteromobilität. Damit meine ich, dass A auf eine Art und Weise zu B Fortbewegung beiträgt, die voraussetzt, dass beide zur selben Zeit am selben Ort sind, weil A und B dazu physisch aufeinander einwirken und/oder

10 Ich folge mit dieser ‚algebraischen‘ Abstraktion, „die dem Leser den weitesten Freiheitsraum für seine Vorstellung und seine Fähigkeit des Konkretisierens lässt“, dem Vorbild Jean Améry (1977: 14).

einer den anderen oder beide einander wahrnehmen müssen (vgl. Goffman 1966: 17). Außen vor sind damit die indirekten, zeitversetzten, räumlich distanzierten Wechselwirkungen beispielsweise zwischen Stadtplaner:innen und Fußgänger:innen. Sonst wäre jede Mobilität Heteromobilität, weil in einem weiten Sinne *immer* andere Menschen an ihr beteiligt wären.

An anderer Stelle nehme ich dafür eine Öffnung vor: Den Begriff der Heteromobilität beziehe ich auch auf die Beteiligung „nichtmenschlicher“ (Latour 1988) Entitäten. Die Rede vom „zwischenmenschlichen“ Geschehen der Fortbewegung war eine vorläufige Vereinfachung. Heteromobilität meint, dass jemand oder *etwas* anderes an der Fortbewegung eines Menschen beteiligt ist. Ich tue das nicht aus Loyalität zu einer Theorie oder Sympathie mit „Nichtmenschen“ (Latour 1988), sondern um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass die Menschen, die ich beforcht habe, beispielsweise das Gehen am Stock oder am Rollator zwar nicht in jedem Fall als „Abhängigkeit“, aber doch auch nicht als vollkommen souveräne Fortbewegung wahrnehmen. Der Stock ist etwas anderes, ein ‚Nicht-Ich‘, auf das man für seine Fortbewegung angewiesen ist. Hier liegt ein weiterer Nutzen der abstrakten Platzhalter „A“ und „B“: „A“ kann auch ein Möbelstück oder ein Gehstock sein, an dem „B“ sich abstützt.

Auch die Rede von As „Beteiligung“ an Bs Fortbewegung hat unter anderem den Sinn, nicht nur das Handeln eines anderen Menschen, sondern auch etwa den Beitrag eines Stocks zum Gehen als Heteromobilität fassen zu können. Dass A etwas *tut*, das zu Bs Fortbewegung beiträgt, ist nur ein Spezialfall der Beteiligung. Mit der „Beteiligung“ bzw. „Partizipation“ folge ich einem Begriffsvorschlag von Stefan Hirschauer (2004), der darauf zielt, nichtmenschliche Entitäten in die Sozialtheorie einzubeziehen. Vorangegangene „posthumanistische“ Ansätze (Latour 1988: 303) hatten die theoretische Vernachlässigung der Materialität des Sozialen in der Soziologie dadurch überkompensiert, dass sie den Beitrag der Technik oder der Dinge zu sozialen Vollzügen ausgerechnet mit dem humanistischen Begriff der „Handlung“ zu fassen suchten (siehe kritisch dazu Kalthoff et al. 2016: 18f.). Diese Schwäche soll der weiter gefasste Begriff der Partizipation beheben. Zwar muss im Fall der Mobilität mindestens ein „Partizipand“ etwas tun, sonst geht es nicht vorwärts – dies gilt zumindest für den Fall der unmotorisierten Heteromobilität –, es sind jedoch unterschiedliche *Verteilungen* der Aktivität der Fortbewegung möglich.

Das Konzept des „verteilten Handelns“ (Hirschauer 2016; Latour 2005: 45ff.; Rammert/Schulz-Schaeffer 2002) verstehe ich nicht als theoretische Vorentscheidung zugunsten einer „Verteiltheit“ des Handelns, sondern als

Analyseheuristik.¹¹ Es macht darauf aufmerksam, *wie* Handeln verteilt ist. Ob es *dezentral* verteilt ist, ist eine empirische Frage. Das Handeln kann sich auch auf einen Partizipanden konzentrieren, beispielsweise wenn einer etwas mit einem anderen macht (siehe 7.1). Um außerdem die Assoziation mit Max Webers (1980) engem Handlungsbegriff zu vermeiden, der die subjektive Sinnhaftigkeit des Tuns voraussetzt, spreche ich statt von verteiltem „Handeln“ lieber von verteilter „Aktivität“.

Um mit groben Pinselstrichen etwas Ordnung in die Vielfalt möglicher Praktiken der Heteromobilität zu bringen, unterscheide ich drei Verteilungen der Aktivität der Fortbewegung und damit drei Kombinationen von „Aktivitätsniveaus“ (Hirschauer 2016) der Partizipanden:

- A (aktiv) bewegt B (passiv) fort.
- A (aktiv) und B (aktiv) tun etwas, damit B sich fortbewegt.
- A (passiv) wird von B (aktiv) dazu benutzt, sich fortzubewegen.¹²

Ich fasse Aktivität also als Variable mit zwei Ausprägungen: den beiden Aktivitätsniveaus „aktiv“ und „passiv“. Man kann durchaus feinere, graduelle Abstufungen von Aktivität unterscheiden (Hirschauer 2016). Meine Vereinfachung dient vor allem dazu, dieses Buch übersichtlich zu strukturieren.¹³ Das unterste Aktivitätsniveau fasse ich anders als Hirschauer nicht als „niedrigstufige Aktivität“ (2016: 50), sondern als passive Partizipation (siehe 7.3). Nicht jede Partizipation an einem Geschehen lässt sich als Aktivität fassen. Man läuft sonst Gefahr, die handlungstheoretische Engführung der Partizipation auf den Begriff der Handlung durch eine behavioristische Engführung auf Aktivität zu ersetzen. Menschen agieren nicht immer, sondern partizipieren häufig passiv an Praktiken. Sie schlafen etwa, während

11 Werner Rammert und Ingo Schulz-Schaeffer dagegen entwickeln ihr Konzept explizit in der Traditionslinie technikwissenschaftlicher Forschungsbereiche wie Distributed Computing, Distributed Artificial Intelligence und Distributed Cognition (Rammert 2003: 18f.; s.a. Latour 2005: 60). Mit Blick auf Phänomene wie Autos mit „intelligenter Bremse“ (Rammert/Schulz-Schaeffer 2002: 6) meint „verteiltes Handeln“ bei ihnen also eine ganz bestimmte Verteilung, bei der sich das Handeln nicht auf den menschlichen Partizipanden konzentriert, sondern dezentral auf Menschen und Nichtmenschen verteilt ist.

12 Als „A“ bezeichne ich also nicht etwa grundsätzlich den aktiven Part des Geschehens, sondern immer den oder das andere, das — aktiv oder passiv — zur Fortbewegung des Kindes oder des alten Menschen beiträgt. Eine Begründung dieser Begriffsentscheidung findet sich in Kapitel 7.

13 Zudem ist m.E. bislang ungeklärt, anhand welcher Kriterien man bestimmten sollte, ob „mehr“ oder „weniger“ Aktivität vorliegt: nach dem Grad der Aufmerksamkeitsspannung, des Krafteinsatzes oder der Selbstkontrolle?

sie fortbewegt werden. Erst recht gilt dies für relativ schlichte Dinge wie Gehhilfen. Sie handeln nicht nur „schwach“ (Hirschauer 2016: 53), sondern gar nicht.¹⁴ Sie verhalten sich auch nicht, sind also auch nicht aktiv. Sie können trotzdem an Fortbewegung *partizipieren*, und zwar indem sie sich dazu *eignen*, dass man etwas *mit* ihnen macht – unter Umständen gerade deshalb, weil sie weniger zappelig sind als Menschen oder Tiere. Für das „Handeln mit Dingen“ (Hirschauer 2016: 53) scheint mir der Begriff der „Koaktivität“ (Hirschauer 2016: 50ff.; Herv. P. L.) daher nicht zu passen. Ich reserviere ihn für die mittlere der oben skizzierten Verteilungen der Aktivität, bei der die Aktivitäten zweier Partizipanden zusammenspielen, um das Geschehen der Mobilität zu konstituieren.

1.4 Forschungsdesign

Mit Hilfe des soeben vorgestellten theoretischen Rüstzeugs erforschte ich empirisch, in welchen sozialen Beziehungen und praktischen Arrangements die Praxis der Heteromobilität organisiert ist, und wie sie in Kindheit und Alter erlebt, empfunden und gedeutet wird. Dazu musste ich sehr junge und sehr alte Menschen kennenlernen. Zum einen habe ich über mein eigenes soziales Netzwerk im Schneeballverfahren Kontakte geknüpft, zum anderen habe ich Organisationen kontaktiert, in denen ich alte und junge Menschen mit Mobilitätseinschränkungen antreffen konnte.¹⁵ Dies waren eine Krabbelgruppe, eine Einrichtung des Kinderschutzbundes, eine Kindertagesstätte, ein Sturzpräventionskurs für ältere Menschen, ein

14 Ob der Begriff der Aktivität auf komplexere Artefakte wie Motoren oder Computer anwendbar ist, ist eine andere Frage.

15 Kindheits- und Altersforschung reagieren empfindlich auf „negative“ oder „defizitorientierte“ Sichtweisen auf ihre Gegenstände. Deshalb weise ich darauf hin, dass ich in dieser Studie kein repräsentatives Bild von sogenannten „Altersgruppen“ zeichnen möchte, sondern Alter und Kindheit als Kontexte verwende, die die Praxis der Heteromobilität auf instruktive Art und Weise rahmen. Ich behaupte nicht, dass alle älteren Menschen und alle Kinder fußlahm seien, sondern habe gezielt Menschen gesucht, die (noch) nicht (mehr) gut zu Fuß sind. Bei dieser Suche haben sich allerdings bestimmte Alterskategorien als äußerst zuverlässige Prädiktoren für Mobilitätseinschränkungen erwiesen. So hat sich beispielsweise gezeigt, dass Menschen, die erst vor 3 Monaten geboren wurden, sich niemals selbst fortbewegen, sondern immer von anderen fortbewegt werden. Bei Menschen höheren Alters war der Zusammenhang zwischen Alter und Fortbewegungsweise deutlich schwächer. Es gab 61-Jährige, die am Rollator gingen, und 93-Jährige, die je nach Umgebung, Wetter, Lichtverhältnissen und körperlicher Form allein und ungestützt unterwegs waren.

ambulantes Rehabilitationszentrum, ein Wohnungslosenheim mit „Senioren-WG“ und ein Besuchsdienst eines Wohlfahrtsverbandes. In einem Pflegeheim hatte ich bereits im Rahmen eines vorangegangenen Forschungsprojekts und im Zuge einer Nebenerwerbstätigkeit Erfahrungen und Daten gesammelt.

Mein Forschungsinteresse galt nicht in erster Linie diesen Organisationen selbst. Einige von ihnen waren Schauplätze von heteromobilen Praktiken und damit Gelegenheiten zu deren Beobachtung; manche dienten gleichzeitig oder ausschließlich als Zugänge zu Personen, die wiederum Auskunft über ihre Mobilität gaben und/oder mich diese beobachten ließen.

Ich lernte auf diese Weise also ältere Menschen, Kinder sowie deren Eltern kennen, die ich dann auch außerhalb der Organisation in ihrem Zuhause besuchte, auf ihren Wegen vom Sturzpräventionskurs zur Haltestelle, von der Kita nach Hause, zum Supermarkt, zum Spielplatz oder einfach beim Spaziergehen begleitete. Wo immer möglich, habe ich versucht, dabei zu sein, mitzulaufen und ihre Praktiken der Mobilität *in situ* zu beobachten. Im Fall der älteren Menschen blieb es häufig dabei, dass sie mir *erzählten*, wie sie sich durch ihren Alltag bewegten. Ich führe dies darauf zurück, dass kleine Kinder ohnehin so gut wie immer in Gesellschaft sind, ihre Fortbewegung also meistens zumindest sozial „situier“ ist (Goffman 1966: 21f.) und sich daher ein:e *weitere:r* Beobachter:in relativ organisch einfügt. Ein anderer Grund ist, dass Kinder viel mehr in Bewegung sind. Das Phänomen, das mich interessiert, kommt bei alten Menschen schlicht seltener vor. Sie saßen mir tendenziell eher gegenüber, als sich vor meinen Augen oder mit mir fortzubewegen.

Es war also einerseits relativ leicht, sich Zugang zur Heteromobilität der Kinder zu verschaffen. Andererseits war es umständlich, weil sich eine weitere Instanz zwischen mich, die Organisation, die mir als Zugangsvehikel diente, und „B“ schaltete: die Eltern. Im Sturzpräventionskurs konnte ich einzelne Teilnehmende ansprechen und fragen, ob ich sie für ein längeres Interview besuchen könne. Die Kinder in der Kita hätten mit einer solchen Anfrage nichts anfangen können, und zwar nicht nur, weil die Kinder in meinem Sample noch nicht sprachlich kommunizieren, sondern auch, weil sie nur stellvertretend über ihre Eltern in gesellschaftliche Öffentlichkeit inkludiert sind. Es ist eher unangebracht für Erwachsene, auf direktem Wege Beziehungen zu fremden Kindern zu knüpfen. Dieser Umstand war insofern unproblematisch, als die Eltern ja ohnehin Teilnehmer der Praxis waren, die mich interessierte. Sie standen also nicht zwischen mir und dem

Forschungsgegenstand, sondern waren ein Teil von ihm. Die ‚Vormundschaft‘ der Eltern über ihre Kinder geht aber mit einer gewissen Prominenz der Perspektive von „A“ in meinem Datenkorpus zur Kindheit einher. Gerade im Vergleich zur Sprachlosigkeit der Kinder waren ihre Eltern und die professionellen Akteur:innen der Kinderbetreuung sehr gesprächig – dankbarerweise. Um zu erfahren, wie die Kinder ihre Fortbewegung erleben, musste ich mich häufig auf die Auskünfte ihrer Fürsprechenden verlassen. Ein Stück weit konnte ich die sprachliche Dominanz von A dadurch ausgleichen, dass ich im Feld der Kindheit vergleichsweise viel Beobachtungsmaterial sammeln konnte. Im besten Fall konnte ich den Kindern ansehen, was sie fühlten oder wollten. Diese Einfühlung ist methodisch schwer zu kontrollieren, aber kaum zu umgehen. Die Fremdauskünfte von A über B und ihrer beider Fortbewegung konnte ich so teilweise an meinen Beobachtungen von B in der Praxis korrigieren.

Beinahe spiegelbildlich entspricht der Überrepräsentation von As Perspektive in meinem Interviewmaterial zur Eltern-Kind-Mobilität die Überrepräsentation der Perspektive von „B“ in meinem Datenmaterial zum Alter. Eine Folge davon ist, dass ich die sozialen Beziehungen zwischen A und B, die ich im Fall der Kindheit tendenziell aus der Perspektive As kenne, im Fall des Alters aus der Perspektive Bs kenne. Ältere Menschen erzählten mir beispielsweise, inwiefern ihre Angehörigen an ihrer Alltagsmobilität beteiligt waren. Dass sich die Angehörigen alter Menschen weniger als die Eltern von Kindern als Interviewpartner:innen aufdrängten, erlaubt eine Aussage über den Gegenstand: Kinder hängen an anderen, während alte Menschen im Vergleich dazu eher einzeln leben (vgl. Tews 1993) oder lockere Beziehungen unterhalten. Dass in meinem ‚Alters-Sample‘ Individuen so stark im Zentrum standen, lässt sich allerdings nicht ganz auf den Gegenstand abwälzen: Immerhin leben knapp zwei Drittel der Menschen über 65 in Mehrpersonenhaushalten (Destatis 2024a). Denkbar ist, dass vor allem alleinlebende alte Menschen dazu tendieren, organisierte Angebote wie diejenigen wahrzunehmen, über die ich meinen Feldzugang herstellte.

Ergänzt habe ich diese ethnografische Empirie um Alltagsbeobachtungen in Cafés, auf Spielplätzen, öffentlichen Plätzen und in öffentlichen Verkehrsmitteln sowie die Lektüre von Beiträgen in Online-Foren und auf Ratgeber-Websites, von Zeitungsartikeln und von wissenschaftlichen Publikationen aus Pädagogik und Entwicklungspsychologie. Auch das Wissen über Kinder und ältere Menschen, über das ich als einfaches Mitglied der Gesellschaft verfüge, und das zu einem gewissen Teil ausmacht, was Kinder und ältere Menschen sind, ist Ressource und Thema meiner Studie.

Die ca. 30 Kinder, die ich beforscht habe, waren zwischen drei Monaten und zwei Jahren und die ca. 30 älteren Menschen zwischen 61 und 93 Jahren alt. Im Durchschnitt waren letztere 83 Jahre alt. Wenn ich also im Laufe der Arbeit Aussagen über „Kinder“ oder „ältere Menschen“ treffe, beziehen sie sich auf diese Alterskategorien. Besonders relevant ist dieser Lesehinweis für die Kinder: Säuglinge und Schulkinder beispielsweise sind so unterschiedliche Sorten von Menschen, dass es verwundern kann, dass wir sie überhaupt mit dem gleichen Begriff bezeichnen. Ich verwende den Begriff des „Kindes“ trotzdem relativ häufig, da die von mir beforschten Menschen häufig sehr alte Babys oder Säuglinge oder sehr junge Kleinkinder waren, sodass jede der spezifischeren Bezeichnungen ein falsches Bild evozieren könnte. Auch die Kategorie der alten Menschen ist selbstverständlich intern sehr heterogen.

1.5 Aufbau des Buchs

Der Aufbau des Buchs orientiert sich an den oben skizzierten Verteilungen der Aktivität im Rahmen der Heteromobilität, d. h. der drei unterschiedlichen ‚Mischungsverhältnisse‘ der Anteile, die A und B jeweils daran haben, dass B sich fortbewegt. Ich nutze sie, um die Vielfalt der Arten und Weisen zu ordnen, wie A an Bs Fortbewegung partizipieren kann.

Kapitel 2 widmet sich dem Extremfall der Heteromobilität, in dem A aktiv ist und B bewegt, während dieser zu seiner eigenen Fortbewegung nur passiv beiträgt. In den Praktiken dieses (menschenbetriebenen) *Human-transport*s sind Altersunterschiede besonders ausgeprägt: Alte Menschen werden anders transportiert als Kinder. Das Kapitel erforscht die Gründe dafür. Diese Form von Heteromobilität verlangt A den größten körperlichen Einsatz ab, ist potenziell besonders strapaziös für Bs Würde und setzt deshalb besonders belastbare Körper, technische Artefakte und soziale Beziehungen voraus und rekrutiert ihre Partizipanden aus bestimmten Humankategorien. Sie kann aber auch besonders intensive positive Gefühle ‚transportieren‘ und enge Bindungen erzeugen. Das Kapitel untersucht die Körper- und Sachtechniken, mittels derer diese Bezugsprobleme bearbeitet werden.

Kapitel 3 fokussiert Fälle, in denen B sich bewegt *und* bewegt wird. Bs Fortbewegung kommt dadurch zustande, dass As und Bs Aktivitäten ineinandergreifen. Ich konzentriere mich auf eine Auswahl aus diesen Praktiken der *Komobilität*, die untereinander dennoch recht unterschiedlich sind. Ich

ordne sie nach der Art und Weise von As Partizipation: A hält, sichert, begrenzt und beaufsichtigt B bei seiner Fortbewegung oder regt ihn dazu an, sich fortzubewegen. Gemein haben sie, dass die dezentralere Verteilung der Aktivität die körperlichen Differenzen zwischen A und B weniger hervorhebt als der Humantransport. Bs Position in der Praxis ist dadurch ‚erwachsenenfreundlicher‘. Die sinnliche und sinnhafte Wechselwirkung zwischen A und B rückt in den Vordergrund. Interaktion taucht nicht mehr ‚nur‘ zum Zweck der Initiation, Koordination oder als Begleitgeschehen der Praxis der Heteromobilität auf, sondern wird zur Wirkweise von As Partizipation an Bs Fortbewegung. Die symmetrischere¹⁶ Verteilung der Aktivität macht diese Praktiken zu Gelegenheiten der Befähigung: B lernt oder übt unter Umständen, zu laufen, während A ihn dabei unterstützt.

Kapitel 4 beschäftigt sich wie das zweite mit einer ‚schiefen Verteilung‘ der Aktivität der Fortbewegung: A trägt passiv zu Bs Fortbewegung bei. Obwohl auch Menschen derart passiv in die Fortbewegung anderer Menschen involviert sein können, konzentriert sich das Kapitel weitestgehend auf den Fall, dass A ein Ding ist. Kinder und alte Menschen stützen sich nicht nur auf designierte „Gehhilfen“, sondern zweckentfremden dazu auch etwa Möbel. Man muss sich mit diesen Dingen nicht abstimmen, sie zwar sorgfältig behandeln, aber keine Rücksicht auf sie nehmen und sie können sich auch nicht entziehen. Das entspannt Heteromobilität moralisch und rituell. Trotzdem wird das dinggestützte Laufen bei Kindern und alten Menschen, aber auch innerhalb dieser Alterskategorien sehr unterschiedlich gewertet. Ich untersuche hier, wie die grundsätzliche Ambivalenz der Hilfe mit der Humandifferenz ‚Alter‘ als Kontext für die Wertung der Heteromobilität wechselwirkt.

Kapitel 5 geht über den empirischen Gegenstand der Studie hinaus und fragt, was uns die Untersuchung der Heteromobilität in Kindheit und Alter über die Fortbewegung von Erwachsenen mittleren Alters verrät. Kann das ganz normale, ungestützte Gehen als „Automobilität“ konzipiert werden? Vor dem Hintergrund des dinggestützten Laufens (Kapitel 4) wage ich eine phänomenologische Betrachtung der Partizipation des Bodens und des eigenen Körpers an der Praxis des Gehens. Sie zeigt, warum die passive

16 Die „Symmetrie“ bezieht sich darauf, dass beide etwas tun, beide zu einer „joint action“ (Blumer 1969: 9, 17) beitragen. Allerdings ist dieses Geschehen immer noch die Fortbewegung eines der Beteiligten, was eine grundlegende Asymmetrie mit sich bringt. Diesen Aspekt übersehen meines Erachtens sozialtheoretisch relationistische Ansätze, wenn sie beispielsweise das Verhältnis von Schiebendem und Geschobenem im Rollstuhl als ein symmetrisches beschreiben, in dem jeder für jeden sorgt (Winance 2010: 111f.).

Partizipation mancher Entitäten an der Fortbewegung als Abhängigkeit erlebt wird (Gehhilfen) und die anderer nicht (Körper, Boden).

Kapitel 6 bündelt verstreute Erkenntnisse aus den empirischen Kapiteln und steigert die analytische Flughöhe weiter. Es setzt sich mit dem Umstand auseinander, dass Abhängigkeit, selbst wenn sie bewusst erlebt oder thematisiert wird, nicht immer als Problem erscheint. Das Kapitel sucht nach den Gründen dafür und vergleicht dazu Abhängigkeiten in Kindheit und Alter. Es findet diese Gründe in körperlichen Unterschieden, unterschiedlichen Wissensbeständen, Mustern sozialer Beziehungen und psychischen Dispositionen. Dabei diskutiert das Kapitel auch, inwieweit das Alter(n) ein kulturell kontingentes Phänomen ist.

Kapitel 7 löst sich ein Stück weit vom Gegenstand der Fortbewegung und fragt, auf welche allgemeineren soziologischen Begriffe sich die Praktiken der Heteromobilität bringen lassen. Fälle wovon sind Humantransport, Komobilität und dinggestütztes Laufen? Ich entwickle einige neue Konzepte und richte bekannte soziologische Konzepte entlang dieser neu aus. Unterschiedliche Verteilungen der Aktivität im Zusammenwirken von Menschen und Dingen konstituieren unterschiedliche *praktische Verhältnisse*, die anschlussfähig für solidarische wie auch antagonistische *soziale Verhältnisse* sind. Es zeigt sich also mit Blick auf den oben skizzierten Forschungsstand, dass Mobilität nicht automatisch etwas Gutes, Heteromobilität nicht zwangsläufig Hilfe und B somit auch nicht unbedingt von A „abhängig“ ist. Das Kapitel erkundet insbesondere die Macht- und Gewaltpotenziale von Praktiken der Heteromobilität in Eltern-Kind-Beziehungen.

Kapitel 8 trägt zusammen, wie die in der Einleitung aufgeworfenen Forschungsfragen beantwortet wurden und reflektiert abschließend, welche Erträge die Studie beanspruchen kann.

2. Humantransport

Ich steige in den empirischen Teil dieser Arbeit ein, indem ich denjenigen Fall von Heteromobilität untersuche, in dem jemand jemanden körperlich fortbewegt. Unterschiedliche Praktiken dieses menschenbetriebenen *Humantransports* sind das Tragen (2.1) und das Schieben im Kinderwagen (2.2) und im Rollstuhl (2.3), die ich in eigenen Unterkapiteln behandle, bevor eine Zusammenfassung das Kapitel abrundet (2.4).

2.1 Menschen tragen Menschen

Das Tragen ist eine Körpertechnik des Transports neben anderen wie dem Rollen, Schieben, Ziehen, Werfen etc. Sie zeichnet sich ihnen gegenüber unter anderem dadurch aus, dass das Transportgut keinen Bodenkontakt hat. Dadurch wird es davor geschützt, beschädigt zu werden. Da sich sein Gewicht nicht, wie etwa beim Ziehen, auch auf den Boden verteilt, muss der Transportierende es aus eigener Kraft hochheben, ohne sich dabei zu verletzen. Dazu muss er es greifen können. Die Technik bietet sich also an für den Transport von kleinen, handlichen, leichten, fragilen und wertvollen Objekten durch vergleichsweise große, starke und robuste Transportierende.

Der Fall, der uns hier interessiert, ist derjenige, dass nicht nur der Transportierende, sondern auch das Transportgut ein Mensch ist. Diese ‚Besetzung‘ macht das Tragen zu einer zwischenmenschlichen Praxis – die aber nicht zwangsläufig interaktiv ist, wie wir später sehen werden. Bei Babys und jungen Kleinkindern ist diese Praxis überaus gängig. Das Tragen gilt als ursprüngliche und natürliche Art der Beförderung von Babys (Heimerdinger 2011: 337). Schließlich werden Menschenjunge, worauf Eltern und Ratgeber immer wieder hinweisen, in einem weiten Sinne schon im Körper der sie „Austragenden“ getragen und sind qua biologischer Gattungszugehörigkeit „Traglinge“. Gleich mehrere angeborene Reflexe (Anhock-Spreiz-Haltung und Klammerreflex) werden als Beweismaterial angeführt (Kirkilionis 2013: 20f.).

Vor diesem Hintergrund mag erstaunen, dass die konkrete Umsetzung für Kinderunkundige zunächst keineswegs selbstverständlich ist, wie folgendes Protokoll einer handanlegenden Beobachtung zeigt:

Ich besuche über das Wochenende ein befreundetes Paar mit einem ca. 3 Monate alten Baby (Marina). Irgendwann am zweiten Tag frage ich Eduard, den Vater, ob ich „sie auch mal halten“¹⁷ könne. Ich habe mir das vorher bei anderen abgeschaut, aber als ich sie dann halte, ist es natürlich zunächst etwas ungelenkt. Ungeschickt ist vor allem das Umgreifen zwischen der Position, in der Eduard sie mir gibt, und der Halteposition. Er hält sie in einer Art Sitzhaltung mit dem Rücken zu sich, also gibt er sie mir mit dem Gesicht zu mir und ich greife sie unter den Armen. Dann will ich sie in die Wiegehaltung bringen. Dazu lege ich meine rechte Hand bzw. meinen rechten Unterarm zwischen ihren Beinen auf ihren Po (das habe ich heute bei Eduard öfter gesehen) und stütze ihren Kopf vorsichtshalber in meiner linken Ellenbogenbeuge, obwohl ich ja sehe und von Eduard höre, dass sie inzwischen ihren Kopf selbst hält. Dabei kommt mir meine linke Hand irgendwie überflüssig vor, weil sich meine Arme überlappen. Mein Arm ist einfach zu lang für die Kürze des Babys. In dieser Position gefällt es Marina aber nicht. Sie strampelt und ‚bäumt‘ sich auf, streckt also ihre Hüfte durch, wie um sich aus meinem Griff herauszuwinden. Vielleicht weil ihr linker Arm dabei ein bisschen zwischen ihr und meinem Körper eingezwängt ist, oder weil sie so eher zur Seite oder zu mir schaut als zu ihrem Papa. Ich will sie also in der sitzenden Haltung halten, in der Eduard sie vorhin gehalten hat: mit dem Rücken zu mir. Ich bringe sie in diese Position und halte sie dabei mit beiden Händen am Po, habe aber Angst, dass sie mir links oder rechts herunterkippt. [...] Später lege ich sie auf meinen rechten Oberschenkel, weil sie offenbar Interesse an meinem Gesicht gefunden hat. So kann sie mich sehen. Irgendwann wird sie quengelig. Ich versuche, sie irgendwie zu beruhigen, aber es wirkt nicht. Eduard gibt mir den Tipp, aufzustehen und sie zu wiegen oder zu wippen. Grundsätzlich weiß ich natürlich, dass man das so macht. Ich stehe mit ihr auf und halte sie wieder in dieser Sitzhaltung. Ich gebe rhythmisch in den Knien nach und drücke sie wieder durch. Ich versuche, meinen ganzen Körper zu bewegen, um die Bewegung möglichst auf sie zu übertragen. Dabei drehe ich den Oberkörper wohl auch ein bisschen nach links und rechts und kippe ihn vielleicht auch ganz leicht nach links und rechts. Sie wird ruhig. Diese Haltung strengt allerdings irgendwann den Bizeps an, vor allem, wenn ich sie, wie ich es inzwischen tue, nur mit einer Hand von vorne

17 Es geht in diesem Protokoll streng genommen nicht um das Tragen als Transport, sondern um ein statisches Halten. Dieses ist aber elementarer Bestandteil des Tragens. Tragen heißt, etwas zu halten, während man läuft.

zwischen ihren Beinen halte und mit der anderen ihren Oberkörper stütze.

Das Protokoll zeigt: Auch wenn Menschen ihren Nachwuchs seit Hunderttausenden von Jahren tragen, ist das Kindertragen eine Kulturtechnik, die gelernt sein will. Es erfordert ein Wissen darüber, wie man es macht: Wie man den getragenen Körper ausrichtet, welche Gliedmaßen man dabei einsetzt, auf welche Körperteile man das Gewicht des Getragenen verteilt, an welchen Körperstellen man ansetzt, und mittels welcher Bewegungsabläufe man zwischen den unterschiedlichen Verschaltungen der beiden Körper wechselt. Zwar kann auch der:die Laie:in im Umgang mit Kindern auf ein ganz selbstverständliches praktisches Wissen vom Tragen, Halten und Greifen *anderer* Dinge zurückgreifen und es auf die Handhabung dieses ungewohnten Körperdinges übertragen (vgl. Bourdieu 2000: 286, 297f., 305f.). Doch gibt es auch einige Spezifika zu beachten. Ich beobachte mich im Protokoll selbst beim Erlernen dieses neuen Wissens, und zwar in mehreren Modi: Nachahmung („abschauen“), Anleitung durch eine:n Expert:in („Tipp“) sowie Versuch und Irrtum (Feedback des Kindes). Dabei stoße ich auf mehrere Probleme:

Die körperliche Beanspruchung der Tragenden

Unterschiedliche Haltetechniken dienen dazu, die Belastungen für den Körper des Tragenden möglichst zu minimieren. Dieser ist verletzlich, verfügt nur über eine begrenzte Menge an Kraft und auch seine Hände und Arme sind chronisch knapp. Ein Beispiel: Zwar lässt sich ein Kinderkörper gut unter den Achseln greifen, weil die Hände dort Halt finden. Allerdings hat der Tragende dann keine Hand mehr frei für andere Tätigkeiten. Er kann – wie ich es im Protokoll tue – eine Hand einsparen, indem er den anderen Körper an seinen eigenen Körper anlehnt und ihn nur noch mit einer Hand zwischen den Beinen greift. Obwohl der stützende Rumpf so den verbliebenen Arm entlastet, ermüdet dieser schnell. Die Haltung „strengt den Bizeps an“. Beide Haltetechniken haben gemein, dass sie nicht nur die Arm- und Rückenmuskulatur, sondern auch den Rücken des Tragenden belasten. Um die Belastung zu minimieren, variieren Tragende unter anderem die Halteposition. Sie tragen ihre Kinder beispielsweise abwechselnd vor dem Körper, seitlich auf der Hüfte und auf dem Rücken. Auch Tragetuch und Babytrage – extrakorporale Technologien des Tragens – setzen an diesem Bezugsproblem an. Sie befreien anders als die Körper-techniken des Tragens sogar beide Hände und erlauben es zudem, das Kind

auf dem Rücken zu tragen. In vielen historischen und außereuropäischen Gesellschaften ermöglichen sie einen fast durchgängigen Körperkontakt zwischen Mutter und Kind (Konner 1976; Becke/Bongard 2018). Im Zuge eines Wandels der „Elternschaftskultur“ hat sich diese sachtechnisch unterstützte Tragepraktik auch im Westen (wieder) ausgebreitet (Heimerding 2011).

Eine Besonderheit von Kindern als Transportgut ist, dass sie mit den Monaten und Jahren an Gewicht zulegen. Die körperliche Belastung für A nimmt in dem Maße zu, wie B schwerer wird. Einer der beiden Partizipanden des Humantransports wächst also ganz wortwörtlich aus der Praktik heraus. Problematisch ist dabei vor allem die Ungleichzeitigkeit unterschiedlicher Veränderungen. Kinderträger:innen klagen häufig darüber, dass sich die Fortbewegungsgewohnheiten und Nähebedürfnisse der Kinder langsamer ändern als ihr Gewicht. Das Wachstum von Bs Fähigkeit und Bereitschaft zur Automobilität kann mit dem seines Körpers nicht mithalten. Nichtmenschliche Partizipanden von Praktiken der Kindheit wie Laufräder, Kinderbetten, Hochstühle oder Kinderwagen werden oft „mitwachsend“, also größenverstellbar konstruiert. Prinzipiell sind Menschen als lebendige Organismen, die beispielsweise Muskulatur aufbauen können, viel eher als Dinge in der Lage dazu, mitzuwachsen. Doch irgendwann sind ihre Kapazitäten ausgeschöpft. Ein schneller Geburtenrhythmus, Mehrlingsgeburten und professionelle Spezialisierung verschärfen das Problem: Bei Erzieher:innen sind „Erkrankungen des Bewegungsapparats“ eine Berufskrankheit.¹⁸

Die körperliche Unversehrtheit der Getragenen

Ein weiteres Problem, mit dem die Tragenden umgehen, ist die körperliche Unversehrtheit des Getragenen. Gerade Säuglinge gelten als fragil und werden daher in der Regel mit großer Sorgfalt behandelt. Ihre körperliche Unfertigkeit macht sie verletzlich.¹⁹ Wegen ihrer noch unverwachsenen

18 „Sitzen auf Stühlen in Kindergröße, gebeugte Haltung, Heben und Tragen - diese täglichen Belastungen muss der Körper im Kindergartenalltag aushalten. Gerade bei pädagogischen Fachkräften in Kindertageseinrichtungen ist die Gefahr, an einer Erkrankung des Bewegungsapparats zu leiden, durchschnittlich 2,8 Mal (sic!) höher als bei anderen Berufsgruppen“ (Landwormann 2020).

19 Spätestens im Kontext ihres selbständigen Laufens gelten sie dagegen als besonders robust (fettgepolsterter Po, biegsame Knochen, kompakte Maße, geringe Größe).

Schädeldecke sind Stürze bei sehr jungen Kindern besonders gefährlich.²⁰ Besonders heikel ist das, weil es sich um ein zappeliges und dadurch schlüpfriges Transportgut handelt, das dem Griff des Tragenden entgleiten kann, indem es sich eigentätig bewegt. Auch deshalb hat der Tragenovize im Protokoll Angst davor, dass ihm das Kind aus den Armen fallen könnte. Eine weitere prominente ‚Sollbruchstelle‘ von Säuglingen, die auch im Protokoll auftaucht, ist der Nacken. Die Muskulatur ist noch nicht stark genug, um den überproportionierten Kopf zu halten bzw. zu stabilisieren. Die Massenträgheit lässt den Kopf hin- und herfallen, wenn das Kind hin- und herbewegt wird. Dabei wird die Wirbelsäule ruckartig abgewinkelt und kann Schaden nehmen. Der Tragende gleicht die fehlende Körperspannung des Kindes aus, indem er dessen Kopf mit seinem eigenen Körper (Hand, Armbeuge, Rumpf) stützt.

Relevant werden diese körperlichen Eigenschaften allerdings erst im Rahmen einer Praxis, die ihr Objekt gefährdet. Der Tragende entfernt das Kind vom Boden und hebt es auf seine eigene Brust- oder Bauchhöhe an. Gleich ob Kind oder Erwachsene, wer getragen wird, kann fallen. Es geht also nicht nur um die Verletzlichkeit bestimmter Partizipanden, sondern auch um die Gefährlichkeit der Praktik. Wie wir später sehen werden, ist dieser scheinbar triviale physische Umstand sozial hoch signifikant. Er prädestiniert das Menschentragen dafür, intensive persönliche Bindungen und Kränkungen zu produzieren.

Das Erleben der Getragenen

Tierisches und menschliches Transportgut ist aber nicht nur zerbrechlich, sondern auch empfindlich. Es *erlebt*, wie es getragen wird. Dadurch wird es möglich und gegebenenfalls erforderlich, die Art und Weise des Tragens nicht nur darauf einzustellen, dass das getragene Objekt keinen Schaden nimmt, sondern speziell auf dieses Erleben Rücksicht zu nehmen. Wenn A darauf achtet, B so zu tragen, dass dieser sich dabei wohl fühlt, lässt er nicht nur Sorgfalt walten, sondern *Fürsorge*. Relevant wird das beispielsweise anlässlich der Frage, wo und wie man das Transportgut anpackt. So reagiere ich als Tragender im Beobachtungsprotokoll auf die körperlichen Regungen des Babys (strampeln, aufbäumen, quengeln), die ich als Ausdruck eines

20 Andererseits „kann die Fontanelle das Gehirn sogar schützen, etwa wenn ein kleines Kind schwer auf den Kopf fällt und sich eine Hirnblutung zuzieht. ‚Als Folge steigt der Hirndruck [...]. Die Fontanelle kann Druck nehmen, indem sie sich nach außen wölbt“ (Schäfer 2020).

Unbehagens deute, indem ich gedanklich im wahrsten Sinne die *Haltung* des anderen einnehme (vgl. Mead 1925: 263): Ich überlege, wie sich die Art und Weise, wie ich Marina halte, für sie anfühlen könnte, d.h. was sie in dieser Lage wahrnimmt (spürt und sieht) und was sie wahrnehmen *wollen* könnte. Ich passe meine Haltung daraufhin an, worauf Marina wiederum reagiert, indem sie sich beruhigt – oder weiterquengelt.

Eine solche bewusste Perspektivenübernahme wird seltener, je routinierter der Kinderträger wird. Seine Handgriffe und Haltungen bewähren sich praktisch an den Reaktionen des anderen und werden mit der Zeit zu „motorischen Schemata“ (Bourdieu 1980: 116), die auf jede neue ähnliche Tragesituation übertragen werden.

Nicht zuletzt nimmt der Getragene beim Tragen den Tragenden wahr. Er reagiert nicht nur auf mehr oder weniger bequeme Lagen seines eigenen Körpers, sondern auch auf den anderen Körper, der ihn hält. Das Tragen ist eine Praktik des Transports, bei der sich Transporteur und Transportgut wechselseitig wahrnehmen können. B *spürt* A, weil die beiden durchgehend Körperkontakt haben. Das unterscheidet das Tragen unabhängig von den dabei eingesetzten unterschiedlichen Körpertechniken von anderen Transporttechniken wie dem Schieben im Kinderwagen, bei dem A und B sich höchstens *sehen*.

Diese sinnliche Infrastruktur der Praxis kann sich auf die Stimmung des Getragenen auswirken. Eltern beobachten, dass quengelige, weinende, schreiende Säuglinge sich häufig beruhigen, wenn sie getragen werden, oder dass sie gar nicht erst damit anfangen. Das wird unter anderem auf „die beruhigende Wahrnehmung der ihm Geborgenheit vermittelnden Menschen“ (Kirkilionis 2013: 14) zurückgeführt.

Die Praktik des Tragens *kann* gezielt zu diesem Zweck eingesetzt werden und ist dann nicht nur eine Transporttechnik, sondern auch eine Technik der Stimmungsregulation. Ein Kind zu „beruhigen“, heißt zunächst einmal schlicht, es zum ‚Schweigen‘ zu bringen und damit ein Geräusch zu beseitigen, das nicht zuletzt die Stimmung *anderer* beeinträchtigt. Das Tragen ist dann zumindest *auch* Selbstsorge.

Diese Beschreibung soll nicht suggerieren, dass stimmliche Ausdrücke des Unwohlseins kleiner Kinder die Stimmung anderer nur insofern affizieren, als sie Aversion hervorrufen. Vielmehr steckt die Stimmung des Kindes andere Menschen über das Vehikel des „dramatische(n) Verlassenheitsweinen(s)“ (Kirkilionis 2013: 17f.) förmlich an. Die Stimme dringt in andere ein, sie fühlen (in diesem Fall: leiden) unwillkürlich *mit* und haben unter

Umständen den Impuls, das Leiden zu beenden, indem sie das Kind auf den Arm nehmen und umhertragen.²¹

Aber auch das Tragen selbst kann den Tragenden affektiv berühren, wie ein weiteres Protokoll zeigt, in dem derselbe Tragende dasselbe Kind zwei Tage später erneut hält:

Abends gibt Sarah sie mir, diesmal aber tatsächlich zu ihrer Entlastung, weil sie mal etwas anderes machen will oder muss. Inzwischen traut man mir das also zu! Vor zwei Tagen oder bei meinem letzten Besuch ist das noch nicht passiert. Dieses Mal halte ich sie so, wie ich es mir inzwischen abgeschaut habe: Ihr Rücken an meinem Bauch, mein Arm über ihrem Bauch und meine Hand zwischen ihren Beinen. So habe ich einen Arm frei, das ist lässig. Ich schauke, wippe, wiege und stecke ihr gelegentlich den Schnuller wieder in den Mund, wenn er herausgefallen ist. Wenn ihr das zu lange dauert, greift sie nach einem meiner Finger und lutscht daran. Das fühlt sich gut an. Nach ganz großem Vertrauen ihrerseits, nach Nähe. [...] Ich habe inzwischen die Sicherheit, dass ich sie mit Schnuller und Schuckeln beruhigen kann, wenn sie quengelt. Bis zu einem gewissen Grad. Irgendwann nimmt Sarah sie dann wieder. Aber auch bei ihr wird sie nicht sofort ruhiger, nur dass Sarah eben den Joker „Stillen“ hat. [...] Es fühlt sich also gut an, dass Marina sich bei mir wohl fühlt, sich mir anvertraut, dass Eduard und Sarah sie mir anvertrauen. Auch vor den anderen Anwesenden fühle ich mich dadurch ausgezeichnet.

Was sich „gut anfühlt“, ist zunächst, sowohl von den Eltern als auch vom Kind gebraucht zu werden. Diesmal bitte nicht *ich* darum, das Kind halten zu dürfen, sondern seine Mutter lagert es bei mir zwischen. Ich nehme ihr die ‚Last‘ für eine Weile ab, helfe ihr also. Außerdem kann ich die Bedürfnisse des Kindes erfüllen: Es gelingt mir bis zu einem gewissen Grad, Marina zu beruhigen – unter anderem, indem ich sie rhythmisch bewege. Ich fühle mich gut, weil ich der Grund dafür bin, dass sie sich wohl fühlt.

Das gute Gefühl resultiert auch aus einer fremdgestützten Abschätzung des eigenen Wertes. In der „Auszeichnung“ schwingt Stolz mit: Ich phantasie mich durch die Augen der anderen als eine geachtete Person. Ich fühle

21 Der zuvor zitierte verhaltensbiologisch fundierte Elternratgeber sieht hier ein evolutionär entstandenes, genetisch angelegtes, wenn auch störanfälliges „Elternprogramm“ (Kirkilionis 2013: 16ff.) am Werk.

mich zwischenmenschlich geädelt dadurch, dass die Eltern mir ihr Kind anvertrauen und dieses sich mir anvertraut.

Meine Rede vom Vertrauen impliziert eine diffuse, unausgesprochene Gefahr, die von mir ausgehen könnte, und von der ich dem Kind und seinen Eltern unterstelle, dass sie sie wahrnehmen, oder dass sie zumindest als unthematischer Hintergrund ihre ‚Entscheidung‘ informiert. Ich könnte den wehrlosen Säugling etwa fallen oder schreien lassen, mich als seinen Bedürfnissen gegenüber unempfindlich erweisen. Zwischenmenschliche körperliche Nähe erhält ihre positive Bedeutung erst vor dem Hintergrund, dass sie auch verletzen kann (Goffman 1983: 4; vgl. Popitz 2004: 61ff.).

Die spezifische Verschränkung und Wechselwirkung der Körper in der Praktik des Haltens und Tragens macht dieses soziale Verhältnis der Fürsorge besonders anschaulich oder besser: greifbar. Das liegt zunächst an der *Sinnlichkeit* der Praktik. Ich spüre, wie ein:e andere:r sich mir überlässt, sich an mich anlehnt, anschmiegt oder anklammert, mich in diesem Fall sogar eine Fingerspitze weit in sich aufnimmt.²² Nicht nur geborgen zu sein fühlt sich gut an, sondern auch, jemanden ‚in sich‘ zu bergen. Die spezifische Form der ‚Umarmung‘ beim Tragen ist die größtmögliche aktiv-behaviorale Annäherung an die passiv-organische Umkörperung in der Schwangerschaft. Sie bildet eine Art Ersatz-Hülle (vgl. Sloterdijk 1998: 26) oder „verlängerte Schwangerschaft“ (Russell 2014; zit. n. Becke/Bongard 2018: 82). Die Handlungsanteile sind jedoch anders verteilt: Anders als der:die Austragende hat der Tragende den Getragenen im wahrsten Sinne *in der Hand* und könnte ihn fallen lassen. Das Ausmaß von As „Verletzungsmacht“²³ (Popitz 2004: 43ff.) steigert die Aussagekraft von Bs Vertrauensbeweis. Die Praktik bietet einem ihrer Partizipanden also die Gelegenheit, sich als fürsorglich (wohlütig, stark, gebraucht) zu erleben. Kinder sind dankbare Requisiten dieser (primär) an sich selbst gerichteten Selbstdarstellung. Sie machen es anderen zunächst durch ihre materielle Beschaffenheit vergleichsweise leicht, sie zu „geben“, „nehmen“ „halten“,

22 Jemanden zu verzehren kann man als Vertrauensbeweis ihm:ihr gegenüber auslegen. Zu dieser Art der körperlichen Einwirkung gibt das Tragen selbstverständlich nur die *Gelegenheit*.

23 In diesem Fall machen sich die Eltern des Kindes sicherlich weniger Sorgen um ein intentional verletzendes Verhalten (vgl. Popitz 2004: 34) als um eine mögliche Sorglosigkeit des Freundes, dem sie ihr Kind anvertrauen. Ich nehme auch insofern Abstand von Popitz, als ich die „Fähigkeit zur verletzenden Aktion“ (2004: 33) nicht *an sich* schon als eine Form der Macht betrachte. Sie wird erst zu Macht, wenn sie als „Vermeidungsalternative“ (Luhmann 2003) wirkt, die jemanden dazu bringt, etwas zu tun. Popitz würde das wiederum als „instrumentelle Macht“ (2004: 32) fassen.

„tragen“ oder „abzulegen“. Das sind Umgangsweisen, die zwischen Erwachsenen so gut wie nicht vorkommen. Selten werden erwachsene Menschen derart *als Ganze* gehandhabt. Kinder sind außerdem bedürftig und anspruchslos in dem Sinne, dass sie – zunächst – kaum Referenzpunkte haben, an denen sie jemanden messen könnten. Sie lassen sich herumreichen. Da es für *Erwachsene* äußerst voraussetzungsvoll ist, sich von anderen tragen zu lassen, überschätzt man vielleicht den Vertrauensbeweis, den das für ein Kind bedeutet. Schwieriger ist es, eine intime Beziehung unter Erwachsenen aufzubauen. Es dauert oft Jahre, bis ein:e Erwachsene:r sich bei einem:einer anderen ‚fallen lassen‘ kann. Bei neugeborenen Menschen dauert es Stunden, Tage oder Wochen.

Mit der Beziehung ist bereits eine weitere Dimension angesprochen: Die Entwicklungspsychologie sieht im Tragen einen zentralen Mechanismus des Aufbaus von „Bindung“ (Anisfeld et al. 1990; vgl. Becke/Bongard 2018). Das ist meines Erachtens plausibel. Durch ihre sinnliche Infrastruktur und ihre „emotionale Affordanz“ (vgl. Jensen et al. 2015) bildet die Praxis einen Nährboden für soziale Beziehungen. B macht die Erfahrung, dass es ihm bei A gut geht, und A macht die Erfahrung, dass es ihm selbst gut geht, wenn es B bei ihm gut geht. Da liegt es nah, dass beide gern beieinander sind. Dazu eine Mutter, deren Kind kürzlich laufen gelernt hat:

Ach ich trag sie nicht so viel, schon noch ab und zu. Ehrlich gesagt ist das ja auch ganz schön noch. Also man mag sie ja auch manchmal noch an sich haben. Also die körperliche Nähe ist ja auch wichtig, auch für einen selbst und ich glaub für sie auch.

Das Tragen ist also nicht nur eine Transporttechnik, sondern auch eine Kulturtechnik, die kleine und große Menschen zu Paaren zusammenschweißt. Sie trägt dazu bei, die ‚Kinderpflege‘ mit Motiven zu versorgen und damit einen Personalnotstand zu vermeiden, wie er in der Altenpflege herrscht. Der zum Zeitpunkt der Beobachtung ende-20-jährige Ethnograf wird als Kandidat von schon ‚ausgebildeten‘ Eltern mit der Praxis des Tragens für die soziale Beziehung der Elternschaft geködert und angeworben. Meistens rekrutiert die Praxis der Heteromobilität ihr Personal freilich aus schon bestehenden Eltern-Kind-Beziehungen. Eltern erfahren aber *unter anderem* in der körperlichen Handhabung des Nachwuchses zu Transportzwecken, dass ‚es sich gelohnt hat‘, weil das Kind oder das Elternsein eben auch ‚viel zurückgibt‘.

Tragen als Gewalt

Bisher habe ich ein relativ harmonisches Bild vom Tragen gezeichnet. Gewalt kam nur unterschwellig vor, als Möglichkeit, die der Wirklichkeit ihren Sinn verleiht. A sorgt für B. Indem er ihn transportiert, kompensiert A Bs Unfähigkeit, sich selbst fortzubewegen, oder er erfüllt Bs Bedürfnis nach körperlicher Nähe. Selbst wenn A B nur dorthin mitnimmt, wo er hingeht, ihn dorthin bringt, wo er ihn haben will, oder primär seine eigenen emotionalen Bedürfnisse erfüllt, nimmt er dabei zumindest Rücksicht auf Bs körperliche Unversehrtheit und sein Erleben.

Es gibt aber auch Fälle des Tragens, in denen A und B sich antagonistisch zueinander verhalten. Auf einem Sommerfest in einer sozialen Einrichtung, für die ich gelegentlich ehrenamtlich arbeite, beobachte ich ein knapp 14 Monate altes Kind und seine Familie, die ich schon zweimal in ihrem Zuhause besucht habe:

Vor dem Hauseingang tanzt eine Gruppe von Kindern zur Musik. Viele Kinder, Eltern, Betreuer und Gäste stehen und sitzen darum herum, klatschen und schauen zu. Serdars Familie ist wieder vor dem Grillstand. Er federt im Takt in den Knien und schlackert dabei mit den Armen. Seine Familie freut sich an seiner Tanzeinlage. Auf Aufforderung der Mutter hebt ihn eine seiner Schwestern [ca. 10-12 Jahre alt] hoch und stellt ihn ein paar Meter näher zu den anderen tanzenden Kindern, wo er weitertanzt. Nach einer Viertel- oder halben Stunde – ich habe inzwischen meine Grillschicht beendet und mich auf eine Bank neben den tanzenden Kindern gesetzt – tanzt er vor mir. Ich beginne, Notizen zu machen, seine Schwester filmt ihn mit dem Handy. Sie ist die meiste Zeit bei ihm, schaut ihm zu, manchmal lächeln sie und ich uns zu. Später merke ich, dass sie wohl von der Mutter abgestellt ist, um ihren kleinen Bruder in meiner Nähe zu halten. Denn als er sich einmal entfernen will, tritt sie hinter ihn, greift ihn, hebt ihn hoch und will ihn wegtragen. „Du bleibst schöööön hier!“, sagt sie dabei. Er hält sich allerdings an einer Stange der Bank fest, weshalb sie zunächst vergeblich an ihm zieht. Schließlich setzt sie sich durch: Er lässt los oder die Stange entgleitet seinem Griff. Er fängt an zu weinen. Sie setzt ihn auf die Bank, wo er den Kopf hängen lässt und ihm Sabber aus dem Mund läuft.

Heteromobilität findet hier ganz offensichtlich nicht im Interesse Bs statt, sondern um ihn dort zu halten, wo seine Familie und der soziologische Beobachter sehen können, was er tut. Seine Mutter und seine älteren Schwestern führen mir mit Blick auf mein Forschungsinteresse vor, wie

er sich bewegt und bewegen ihn zu diesem Zweck. Nicht immer ist das konfliktuell. Er hat nicht grundsätzlich etwas dagegen, ohne viel Aufhebens hochgehoben, weggetragen und woanders wieder abgestellt zu werden. Hier aber zeigt seine Reaktion auf das Weggetragenwerden, dass er nicht einverstanden ist. Er leistet Widerstand. Als leichter, kleinerer und schwächerer Körper hat er eigentlich kaum Chancen. Er kann sich höchstens „schwer machen“ (also sich schlaff hängen lassen), winden oder versuchen, auf den anderen einzuschlagen. Wird man hochgehoben, verliert man den Boden unter den Füßen. Die Gliedmaßen greifen und treten ins Leere. Man hat keinen Stand und keinen Halt mehr. Man wird dadurch in der Hinsicht handlungsunfähig gemacht, dass man sich nicht mehr selbst fortbewegen oder gegen das Bewegtwerden stemmen kann. Man zappelt in der Luft wie ein Fisch an Land — natürlich ohne wie dieser in Lebensgefahr zu sein. In diesem Fall ist aber ein festes, greifbares Ding zur Hand, mittels dessen Serdar sich an dem Ort festhalten kann, von dem er weggeholt werden soll. Das gleicht seine körperliche Unterlegenheit ein Stück weit aus. Erst dadurch kommt es zu einem kleinen *Kampf*: Er hält sich fest, sie zieht an ihm. Er wird letztlich überwältigt.

Im vorliegenden Fall induziert das Getragenwerden beim Getragenen kein Gefühl der Geborgenheit, sondern affiziert ihn negativ (vgl. Barth et al. 2021: 30). Sein Weinen muss nicht im Sinne eines Protests oder Vorwurfs einen normativen „Geltungsanspruch“ (Habermas 1982: 410ff.) artikulieren. Es mag schlicht seine Wut oder Enttäuschung über seine Ohnmacht ausdrücken oder darüber, aus seiner Tätigkeit herausgerissen oder von dem Ort oder dem angestrebten Ziel – so er denn eines hatte – entfernt worden zu sein. In seiner zusammengesackten, kraftlosen Körperhaltung zum Schluss mögen sich Traurigkeit, Hoffnungslosigkeit, aber auch Erschöpfung nach dem Kampf zeigen. In jedem Fall markiert das Weinen, dass es sich bei dem Kampf nicht etwa um ein spielerisches Kräfteressen gehandelt hat. Es war ihm ernst. Er wollte das nicht. Ihm wurde etwas angetan. Insofern das Tragen dem Getragenen (körperliches oder psychisches) Leid zufügt, spreche ich von Gewalt.²⁴

Diese Form von Gewalt ist allerdings eine, die im Leben der meisten Kinder ziemlich alltäglich ist, von beiden Seiten schnell wieder vergessen ist und Dritten grundsätzlich als legitim gilt (vgl. Barth et al. 2021), solange man unterstellen kann, dass sie zum Wohle des Kindes stattfindet, oder dass den anderen, die zur Fürsorge des Kindes abgestellt sind, nicht zuge-

24 Für eine Diskussion des Gewaltbegriffs siehe Kapitel 7.1.

mutet werden kann, die Situation gewaltfrei zu bewältigen. Insbesondere Eltern bekommen im Rahmen ihrer Rolle eine Art Gewaltmonopol.²⁵

In dieser Hinsicht ist der vorliegende Fall ein Grenzfall. Von den vielen Umstehenden, die teilweise sogar aufgrund ihrer Familienzugehörigkeit dazu legitimiert wären, schreitet niemand ein; niemand verweist die Schwester in die Schranken; niemand tröstet den kleinen Bruder. Das wird zu einem belastbaren und interpretationsbedürftigen Datum vor dem Hintergrund, dass die Reaktion der Öffentlichkeit mutmaßlich völlig anders ausgefallen wäre, wenn der Getragene ein:e Erwachsene:r wäre.

Zu Beginn des Kapitels betrachteten wir einen Fall des Tragens, in dem ein Kind durch seine Ausdrucksbewegungen (Strampeln, Winden) mit ‚aushandelte‘, ob und in welcher Haltung es getragen wird. Der Tragende stimmte sich auf das Erleben der Getragenen ein. Dem Paradigma des „kompetenten Säuglings“ (Dornes 1993) folgend, weist die Entwicklungspsychologie außerdem darauf hin, dass das Kind häufig dazu beiträgt, dass und wie es getragen wird, indem es erkennt, dass jemand es hochheben wird, und sich daraufhin anspannt (Fantasia et al. 2016) und festklammert (Kirkilionis 2013: 33f.). Es entlastet den Tragenden dadurch auch körperlich. *In der Regel* involviert das Menschentragen also Interaktion und kann daran scheitern, dass die Beteiligten sich nicht koordinieren. Der Fall des Tragens als *Gewalt* zeigt jedoch, dass das Tragen eine Technik der Heteromobilität ist, die *prinzipiell* auch ohne Bs Kooperation auskommt.

Zum Abschluss dieses Abschnitts widme ich mich einem Grenzfall von unkooperativem, aber nicht zwangsläufig gewaltsamem Tragen in einer Kindertagesstätte:

Moritz steht am Gitter vor mir und lutscht am Pfosten. Er schüttelt den Kopf dabei lutschend hin und her und Rotze läuft ihm aus der Nase. Melanie hebt ihn hoch über das Gitter und setzt ihn auf den Stuhl. Sofort dreht er sich aber nach rechts und krabbelt in Richtung der Tür und meines Fußes. „Ja, das sind die neuesten Methoden“, kommentiert Beate. (Melanie war letzte Woche nicht da.) Sie solle am besten schnell den Tisch über ihn stellen, dann könne er nicht weg. Melanie läuft ihm belustigt hinterher, nimmt ihn hoch, sagt: „Ich muss dich mal klauen“;

25 Eine Monopolstellung haben sie *unter den Erwachsenen*, die mit dem Kind umgehen, nicht *in der Eltern-Kind-Beziehung*. Das Kind kann seine Eltern zwar nicht „handhaben“, aber sehr wohl gegen ihren Willen physisch auf sie einwirken, und zwar auf schmerzhafteste Art und Weise (an den Haaren ziehen, kratzen, kneifen, krallen, beißen, schreien).

und setzt ihn wieder auf den Sitz. Sie stellt den Tisch davor, zieht ihm ein Lätzchen an und sagt, sie habe „mit Liebe Reisbrei gemacht“.

Ein hölzernes, für die Kinder etwa brusthohes Gitter trennt den Bereich, in dem sich die Kinder meistens aufhalten, von dem Bereich, in dem sie – in der Regel einzeln – gefüttert werden. Moritz muss von den Erzieher:innen also zum Essen getragen werden. Er wird dann auf einen kleinen Stuhl mit abgesägten Beinen gesetzt, dessen Sitzfläche kaum über den Boden ragt. Im Gegensatz zum haushaltsüblichen Kinder-Essmöbel, dem Hochstuhl, soll dieser Stuhl Kindern mehr Freiheiten lassen und sie nicht so abhängig von Erwachsenen machen. Moritz nutzt diese Freiheit, die ihm der niedrige Sitz lässt, und krabbelt los, nur um von der Erzieherin zurückgetragen zu werden. Sie erledigt händisch, was ansonsten der Hochstuhl übernehme. Nötig wird das aber auch nur, weil sie Moritz' „neueste Methoden“ noch nicht kennt, d.h. nicht erwartet, dass er sich selbständig macht. Die andere Erzieherin hat schon eine Lösung dafür gefunden: Sie fixiert ihn präventiv mit dem Tisch, den sie über bzw. vor ihn stellt.

Die Erzieherin trägt das Kind also, um es zurückzubringen an einen Ort, an dem sie es haben will, oder besser: an dem es nun sein muss. Das geschieht natürlich nur zu seinem Besten: Es soll essen bzw. „mit Liebe“ gefüttert werden. Es geht darum, ein menschliches Grundbedürfnis zu erfüllen, und gerade das besondere Exemplar Mensch (Moritz) isst immer sehr viel, woraus sich schließen lässt, dass es sehr gerne isst. Im Moment scheint Moritz anderes im Sinn zu haben. Die Essenszeiten können sich jedoch aus arbeitsökonomischen Gründen nicht *nur* nach den aktuellen Launen oder Bedürfnissen der Kinder richten und erst recht nicht nach denen der Erzieher:innen. Ließe man ihn nun ziehen, wäre es möglich, dass er seinem Hunger schon einen Moment später wieder lautstark Ausdruck verschaffte. Die Erzieher:innen hätten dann vielleicht keine Zeit mehr, weil sie ein anderes Kind fütterten oder anderweitig beschäftigt wären. Die Handhabungstechnik des Tragens entlastet also Sorgende, die selbst in ihrem Handeln nicht frei, sondern in größere Zusammenhänge eingebunden sind.

Trotzdem artikuliert die Erzieherin scherzhaft ein gewisses Unbehagen, ja beinahe ein Schuldbewusstsein angesichts dessen, dass sie ihn wegrägt. Ihre Formulierung („dich mal klauen“) schillert auf eine aufschlussreiche Art und Weise. Sie redet, als sei das Kind gleichzeitig eine Sache, die jemandem gehört, und ein Gegenüber, das man ansprechen kann („dich“). Von humanistischer Warte aus mag bestürzen, dass ersteres ähnlich nah oder weit weg von der Realität ist wie letzteres. Sie mag sich durchaus *ihm*

gegenüber schuldig fühlen, und ihr Gerede mag ein *Ausdruck* dessen sein. Es ist aber keine *Mitteilung* an ihn, da sie nicht damit rechnen kann, dass er sie versteht. Ein Großteil dessen, was in der Kita geredet wird, adressiert grammatisch Kinder, mag auch mit Blickkontakt in ihre Richtung gesprochen sein, ist aber eigentlich an Kolleg:innen, Eltern oder Ethnograf:innen gerichtet. Über die Köpfe der Kinder hinweg wabert ein Gerede, knüpft sich ein Netz aus Kommunikation, das diese selbst (zunächst) nur als Geräuschkulisse wahrnehmen können. Sie werden einerseits *für andere* angeredet, da Personalpronomen für sie keinerlei Bedeutung haben und nur von anderen Anwesenden verstanden werden. Andererseits wenden sich die Erzieher:innen dabei *ihnen* zu. Der Blickkontakt macht für sie tatsächlich einen Unterschied: Sie beginnen zu realisieren, dass andere etwas wahrnehmen, ahnen langsam, dass auch sie solche Objekte dieser Aufmerksamkeit sind, und dass die Laute, die dabei erklingen, etwas mit ihnen zu tun haben könnten. So sollen sie an die Sprache herangeführt werden.

In welchem Sinne handelt es sich bei dem Tragen nun um ein „Klauen“? Die Erzieherin artikuliert damit etwas Wahres: Der Getragene wird *sich selbst* entwendet. Er hat keine Kontrolle mehr über seinen Körper und damit über sich. Die Erzieherin bleibt an der Tatsache hängen, dass es *beinahe* eine Person ist, die sie da handhabt, und die man eigentlich irgendwie achten müsste, wenn man denn könnte, und trägt dieser Tatsache ad hoc verbal Rechnung. In ihrer ironischen Äußerung drückt sich aus, dass es doch etwas seltsam ist, jemanden gegen seine Fortbewegungsrichtung, gegen seine offensichtliche „Strebung“ (Joas 1992: 232) wegzutragen. Sie behandelt Moriz wie jemanden, den man zwar offensichtlich nicht fragen, aber zumindest informieren müsste, wenn man etwas mit ihm macht – eine Art informierter Fremdbestimmung. Zumindest pro forma, durch eine rudimentäre Entschuldigung, räumt sie ihm ein virtuelles „Territorium des Selbst“ (Goffman 1971) ein. Indem sie so tut, als würde sie sich ihm gegenüber erklären, stellt sie außerdem ihr Verhalten Dritten gegenüber als legitim dar – bewusst oder unbewusst.

Es meldet sich jedoch niemand, der Anspruch auf die entwendete Sache erhöhe. Wo kein:e Kläger:in, da kein:e Angeklagte:r. Humantransport oder allgemeiner die Handhabung von Kindern findet häufig in einer Grauzone statt. Aus seiner Bewegungsrichtung war ersichtlich, dass Moritz woanders hinwollte. Die Fixierung durch den Tisch zeigt, dass die Erzieherin weiterhin mit diesem Wegwollen rechnet. Aber er protestiert nicht, beziehungsweise drückt kein Unwohlsein aus. Er kämpft weder gegen den Griff noch

gegen die Fixierung an. Offenbar hatte er zwar den Wunsch, irgendwohin zu gelangen oder sich zu bewegen, der sich aber nicht zu einem Willen verhärtet, dem die Erzieherin zuwiderhandeln müsste oder den er gegen Widerstände durchsetzt. Er hängt nicht an seiner Tätigkeit oder seinem Ziel, lässt sich davon abbringen. Schließlich gibt es etwas Leckeres zu Essen.

Gar nicht so unpassend ist die Rede vom „Klauen“ auch mit Blick auf die Situation am Beginn des Kapitels, in der ich den Vater frage, ob ich seine drei Monate alte Tochter „auch mal halten“ könne und er sie mir daraufhin „gibt“. Blendet man aus, dass es um ein Baby geht, fällt die sonderbare Dreiecks-Konstellation ins Auge: Jemand (A) fragt jemanden (C), ob er etwas mit einem Dritten (B) machen könne. Sie erinnert an Interaktionsmuster im Umgang mit Haustieren: Man fragt den:die Halter:in des Hundes, ob man diesen streicheln darf. Kinder gehören zum „Territorium“ anderer, beziehungsweise sie *sind* deren „Besitzterritorium“: „One type of territory comprises possessions an individual carries around with him, such as his clothing, books, purse, packages, dog, and so forth. One such personal possession is any person with whom the individual has a close relationship, especially when this other person is subordinate and subject to attention from third parties“ (Goffman 1971: 202). Die Eltern der Kinder treten also häufig als ihre ‚Besitzer:innen‘ auf oder werden so adressiert. Man muss sie etwa fragen, wenn man das Kind anfassen oder ihm eine Scheibe Wurst geben will – auch wenn das häufig über eine Pseudoadressierung des Kindes verschleiert wird. In Moritz’ Fall fallen die Eltern als Bestohlene jedoch aus. Sie sind nicht nur situativ abwesend, sondern auch momentan unzuständig, weil die Kinder sich in der Kita in der Obhut der Erzieher:innen befinden. Die simulierte Adressierung des Kindes reagiert also auch auf das Problem, dass niemand da ist, den man adressieren könnte, und dass die Erzieherin sich selbst offenbar nicht *ganz* als ‚Besitzerin‘ des Kindes sieht.

Die Untragbarkeit der (alten) Erwachsenen

Vor dem Hintergrund, dass es normal ist, Kinder zu tragen, fällt auf, dass erwachsene Menschen so gut wie nie getragen werden. Zumindest eine 1:1-Relation von Tragendem zu Getragensem, wie man sie aus der Kindheit kennt, sieht man bei Erwachsenen höchst selten. Ausnahmen finden sich etwa im Sport, in Notfällen (Feuerwehrleute tragen Verletzte) und in (prospektiven) Liebesbeziehungen. Das Tragen kommt aber nicht als reguläre Technik der Personenbeförderung zum Einsatz. Das Kapitel behandelt an dieser Stelle also eine Leerstelle im Repertoire der Praktiken der Hetero-

mobilität. Ich kann mich nicht auf Fälle aus meiner ethnografischen Forschung stützen, da keiner der älteren Menschen, die ich kennengelernt habe, getragen wurde oder davon erzählt hat. Ich beschreibe demnach nicht in erster Linie, *wie* ältere Menschen getragen werden, sondern ergründe, warum sie *nicht* getragen werden.

Auf den ersten Blick scheint die Antwort schnell gefunden: Erwachsene, darunter alte Menschen, sind zu schwer dafür. Neugeborene sind in Deutschland durchschnittlich ca. 50 Zentimeter groß und wiegen ca. 3 Kilogramm. Damit ist der:die durchschnittliche Erwachsene mehr als dreimal so groß und 26 mal so schwer wie das durchschnittliche Neugeborene. Erwachsene sind – wie ich bereits erwähnt habe – aus der Praktik des Tragens *auch* im ganz wörtlichen Sinne herausgewachsen. Es gibt niemanden mehr, der sie tragen könnte. Der Praktik sind körperliche Unterschiede zwischen A und B eingeschrieben. Je gleicher A und B in Bezug auf Gewicht und Größe werden, desto mehr Kraft, Stabilität und Robustheit verlangt die Praktik A ab und desto eher verletzt und verschleißt sie ihn, wenn er nicht über diese Kapazitäten verfügt.

Eine Erzählung in einem Online-Forum macht allerdings darauf aufmerksam, dass auch zwischen Erwachsenen erhebliche körperliche Differenzen bestehen können, die das Tragen zumindest punktuell erleichtern. Der folgende Forenbeitrag zeigt außerdem, wie krisenhaft das Getragenwerden für Erwachsene sein kann, auch wenn oder gerade weil es für den Tragenden *keine* große Anstrengung ist. Auf die Frage: „as an adult have you ever been carried or carried another adult? if so, why?“, antwortet ein User:

I was carried by my son. I'm father (46) to a son (21). He was 19 when he picked me up in his arms for the first time. He did it playfully. There was no reason. Possibly only reason was because it was easy for him to pick me up. When I asked him, he said the same – that it was playful, good natured fooling around and he wanted to see how light-weight I am. He is well-built, totally unlike me, almost double my size, I am small and thin.

It felt weird. I literally cringed in embarrassment when he did it the first time and I was left gasping struggling with him to clasp on to his shoulders very clumsily. I got so squeamish and clumsy that I literally felt my entire body go numb and cold. Before I could grapple with the situation, I was picked off the floor and sent onto his shoulders. I knew it deep down somewhere that he had no malicious intent and would never harm me and yet the clumsiness. Such was my embarrassment that I

repeatedly pleaded with him and asked him not to tell this or do this in front of his mother (my wife) because I was sure she will laugh at me and think of me as less of a man.

Der Verfasser des Beitrags erzählt, wie er von seinem gerade erst erwachsenen Sohn getragen wird. Offenbar ohne zu fragen oder es anzukündigen, hebt dieser ihn hoch und setzt oder legt ihn sich auf die Schultern. Der Hochgehobene wird von einem starken Affekt gepackt, den er leiblich zu spüren bekommt. Die Scham raubt ihm den Atem, lässt ihn sich krümmen („I literally cringed“) und seinen Körper taub und kalt werden. Er schämt sich dafür, dass er so viel kleiner, dünner, leichter und schwächer ist als der andere. Sicherlich waren diese körperlichen Differenzen schon zuvor bekannt und auch sichtbar. Doch die Praxis des Tragens setzt körperliche Unterschiede nicht nur voraus, sondern macht sie auch in besonderem Maße sicht- und spürbar. Daran, wie er bewegt wird, spürt der Hochgehobene, wie leicht er für den anderen ist und wie stark dieser ist. Wenn einer den anderen trägt, erlaubt das aber nicht nur einen Vergleich zwischen den beiden, wie wenn zwei Menschen ihre Kräfte an einem dritten Ding messen, sondern es bringt sie in einen Wirkungszusammenhang: Der eine macht etwas mit dem anderen. Er benutzt den anderen als Marmeladenglasdeckel, an dem er seine ihm neu zugewachsene Kraft ausprobiert. Zudem *zeigt* die situative Praxis des Tragens Überlegenheit nicht nur, sondern sie *macht* den Tragenden auch überlegen. Die Lage, in die A B bringt, versetzt A in die Lage dazu, etwas mit B zu machen, indem sie B die Möglichkeit nimmt, sich A zu widersetzen. Sie tut das, indem sie B die Bodenhaftung nimmt, wie oben an Serdars Fall schon sichtbar wurde. Ein Aspekt wird im vorliegenden Fall nicht relevant gemacht, deutet sich aber möglicherweise in der Formulierung vom „ungeschickten Kämpfen“ („struggling with him [...] very clumsily“) an: Im vergeblichen, wirkungslosen Ankämpfen gegen den anderen gesteht man seine Ohnmacht unmissverständlich ein. Man verspielt damit die Rahmungsoption, dass man über der primitiven körperlichen Kraftmeierei steht und sie souverän über sich ergehen lässt, weil die eigene Würde so erhaben ist, dass man es nicht nötig hat, sie situativ unter Beweis zu stellen.

Schon unter gleichaltrigen Erwachsenen wäre es in den meisten Zusammenhängen peinlich, hochgehoben zu werden. Im vorliegenden Fall steigern der Altersunterschied und die familiäre Beziehung zwischen A und B sowie Bs Geschlecht die Fallhöhe zusätzlich. Ein 44-jähriger Vater hat im Normalfall einen höheren sozialen Status als sein 19-jähriges Kind.

Die Relation der beiden Körper im vorliegenden Fall passt dazu nicht. Das ist grundsätzlich kein Einzelfall, der ausschließlich der Tatsache geschuldet wäre, dass der Verfasser besonders klein ist. In zeitgenössischen Gesellschaften erreichen Menschen den Höchststand ihrer körperlichen Kraft und Belastbarkeit regelmäßig viel früher als den ihres Wissens, ihres Ansehens, ihrer Macht, ihres ökonomischen Vermögens, ihres Sozialkapitals etc.²⁶ Die Ungleichzeitigkeit körperlicher und ‚sozialer‘ Verläufe erzeugt Statusinkongruenzen. Ein:e 44-Jährige:r kann sich normalerweise noch erfolgreich darüber hinwegtäuschen, dass er:sie den Zenit seiner:ihrer körperlichen Potenz überschritten hat, zumal die Jüngeren und unsere weitgehend körperlosen Umgangsformen taktvoll dazu beitragen, diesen Eindruck nicht aufkommen zu lassen. Diese Blase lässt der 19-Jährige nun ohne Fingerspitzengefühl platzen. Sich von einem ‚Halbstarken‘ herumheben lassen zu müssen, ist sicherlich besonders beschämend, erst recht, wenn es der eigene Sohn ist. Aus der Perspektive eines Vaters ist das eigene Kind lange Jahre lang jemand, dem man in allen Belangen überlegen ist, für den man sorgt, über den man bestimmt, und den man – wie wir gesehen haben und sehen werden – hält, trägt, stützt und führt. Nun kehrt sich dieses Verhältnis zumindest symbolisch um. Der Sohn testet sich und seinen Vater aus und verortet sich damit neu in der Welt. Die Bedeutung der Dinge hängt auch davon ab, was man mit ihnen machen kann. Der Vater ist tragbar geworden – handhabbar. Er verliert an Gewicht. Er ist nicht mehr die überragende Gestalt, unter deren Aufsicht und in deren Armen man aufgewachsen ist, die immer schon da war und deren Wort unumstößlich war. Er wird gewissermaßen kontingent. Der Vater verliert dadurch sein „Gesicht“ (Goffman 1955). Scham ist die Folge (Goffman 1956). Intergenerationale Heteromobilität zwischen *erwachsenen* Familienmitgliedern ist also durchaus rituell heikel – zumindest im Fall des körperlich unmittelbaren Humantransports.

Noch gesteigert wird die Peinlichkeit der Heteromobilität durch ein bestimmtes imaginiertes Publikum: die Frau des Getragenen. Sie ist die Adressatin schlechthin für die Geschlechtsdarstellung eines Mannes (Goffman 1977: 321). Vor ihr schwach zu erscheinen, wäre besonders peinlich. Das Ganze ist umso tragischer und ironischer, weil ausgerechnet das Tragen ein gängiges, wenn auch etwas angestaubtes Ritual der Darstellung des Geschlechterverhältnisses ist. Als eine Praxis, die körperliche Unterschiede

26 Die häufig zunehmende Körperfülle alter Männer mag eine unbewusste symbolische Kompensation dieser Inkongruenz sein – oder auch eine Art Wegtragsperre.

relevant macht, bietet sie ihren Teilnehmenden eine gute Gelegenheit dazu (ibid.: 319ff.). Sie erlaubt es dem Mann, sich als überlegen und doch fürsorglich zu inszenieren (ibid.: 321).²⁷ Vorgesehen ist allerdings eine andere Besetzung: Der Mann trägt ‚seine‘ Frau etwa über die Türschwelle, ins Bett, über das Wasser oder den Kieselstrand. Dass nun der Mann als Requisite der Männlichkeitsdarstellung seines Sohnes erhalten muss, und seine Frau dabei zusehen oder davon hören *könnte*, kommt einer strukturellen Kastration gleich: Er wird zur Frau gemacht.

Was hat die doppelte Untragbarkeit Erwachsener nun mit der Praxis der Heteromobilität im Alter zu tun? Zunächst sind alte Menschen überdurchschnittlich tragebedürftige Erwachsene. Dass Erwachsene mittleren Alters selten getragen werden, ist eigentlich nicht erklärungsbedürftig – es gibt dafür schlicht kaum Bedarf. Bei alten Erwachsenen ist das anders. Anlässlich der Praxis der Heteromobilität alter Menschen wird problematisch, dass Erwachsene keine Kinder mehr sind. Zwei Aspekte ihres Erwachsenseins sind besonders störend: ihre Größe und ihre Würde. Wenn in anderen Kontexten problematisiert wird, dass Menschen kindisch, d.h. nicht erwachsen genug sind, sind pflegebedürftige alte Menschen gewissermaßen über das praktische Maß hinausgewachsen – ‚Überwachsene‘.²⁸

Stellen wir ein Gedankenexperiment an: Schrumpfen kann man ältere Menschen nicht. Aus der zugegebenermaßen ‚inhumanen‘ Perspektive der Praxis der Heteromobilität fragt sich aber, warum Alte nicht wenigstens rituell wieder zurückgestutzt werden. Heteromobilität im Alter erscheint als übergangener Anlass zur Humandifferenzierung. Es gibt schließlich bereits die Humankategorie des „alten Menschen“, die unter anderem den Sinn hat, erwartbar zu machen und zu erklären, dass Menschen körperlich abbauen. Man könnte sie weiter mit Sinn „anreichern“ (Hirschauer 2017: 35), indem man Menschen etwa ab dem 65. Lebensjahr standardmäßig

27 Insofern hat die Position von Frauen in gemischtgeschlechtlichen Liebespaaren gewisse Ähnlichkeiten mit der von Kindern in der Eltern-Kind-Beziehung (Goffman 1977: 325). Zumindest liefert letztere das Bildmaterial für erstere (ibid.: 320).

28 Dabei kann ich freilich nicht behaupten, dass dieses Kindlichkeitsdefizit den Teilnehmenden der Praxis der Heteromobilität explizit auffällt. In diesem Sinne „relevant“ wird es erst durch den Vergleich, den ich hier anstelle. Im Gegenteil beschwerten sich Angehörige pflegebedürftiger alter Menschen eher darüber, dass beispielsweise ihre Eltern störrisch und unvernünftig werden wie kleine Kinder. Ich vermute, dass das weniger an einer Persönlichkeitsveränderung liegt, als daran, dass Erwachsene wieder in eine Rolle gerückt werden, die der von kleinen Kindern in Eltern-Kind-Beziehungen zumindest ähnelt. Was kindisch erscheint, ist vielleicht gerade das Erwachsensein in einem kindischen Kontext.

Achtung entzieht – sodass sie kein Gesicht mehr zu verlieren haben – und dafür Wertschätzung schenkt, ähnlich wie man es mit Kindern macht und in sehr viel geringerem Maße mit Frauen (Goffman 1977: 308f.).²⁹ Das käme einer Wiederverniedlichung gleich.³⁰ Je stärker die Kategorie jedoch mit Sinn angereichert wird, je stärker man also ältere Menschen von Menschen mittleren Alters unterscheidet, desto größer wird ein Problem, mit dem manch andere Humandifferenz in geringerem Maße zu kämpfen hat: Wie bewerkstelligt man den Kategorienwechsel? Ich vermute, dass es neben den Körpern vor allem soziale Beziehungen und Selbstbilder sind, die als träge Massen bremsen würden. Die Humankategorie „Kind“ hat hier im Gegensatz zur Kategorie „alter Mensch“ den Vorteil, dass Menschen in sie hineingeboren werden und nicht erst biografisch zu ihren Exemplaren werden müssen. Sie setzen der Fremdkategorisierung nichts entgegen. Ich werde die in diesem Absatz skizzierten Gedanken in Kapitel 6 wieder aufgreifen.

2.2 Humantransport im Kinderwagen

Die Mobilität mit Kinderwagen teilt mit dem Tragen die maximal asymmetrische Verteilung der Aktivität: A bewegt, B wird bewegt. Sie bildet einen Pol des Kontinuums, dessen anderen Pol das selbständige Laufen bildet. Der Insasse des Kinderwagens ist an seiner Fortbewegung nur in einem sehr weiten Sinne „beteiligt“. In Bezug auf die Fortbewegung hat er zwar eine andere praktische Rolle, aber in etwa dasselbe Aktivitätsniveau wie der Kinderwagen. Ohne ihn geht es nicht, aber er muss nur physisch da sein

29 Das ist kein Vorschlag, sondern ein Versuch, die Wirklichkeit im Licht der Möglichkeit besser zu sehen.

30 Bis zu einem gewissen Grad und in manchen Fällen und Kontexten werden alte Menschen tatsächlich wieder niedlich: die skurrilen Proportionen (große Ohren), die tapsigen Bewegungen, die nicht ernstzunehmenden Äußerungen, die Begriffsstutzigkeit, die Zahnlosigkeit, das ständige Scheitern. Man mag einen alten Menschen unter Umständen für das, wofür man eine:n Erwachsene:n mittleren Alters verachtet. Die Niedlichkeit älterer Menschen besteht in einer Kombination aus Schwäche (auch: Harmlosigkeit) und Liebenswürdigkeit. Wenn man sie trägt, überschreitet man aber den Punkt, an dem die Verkindlichung in Abwertung kippt. Sie sind in anderen Sinnschichten (Erinnerungen, Beziehungen, Körper) zu sehr Erwachsene, als dass man sie so einfach praktisch-performativ *verkindern* könnte. Gerade die Diskrepanz ist heikel. Es kommt nicht zu einer regelrechten *Verkindern*, sondern bleibt bei einer *Infantilisierung* (so wie der von seinem Sohn getragene erwachsene Mann nicht zur Frau wird, sondern seine Männlichkeit verliert).

und etwas mit sich machen lassen. Im Wesentlichen ist er ein Transportgut. Diese niedrigschwellige Involvement kann sich so äußern, dass der Transportierte in einen Zustand hineingeleitet, der als Inbegriff der Passivität gilt: den Schlaf.

Das Bezugsproblem des Humantransports im Kinderwagen ist zunächst die Unfähigkeit eines Menschen, sich selbst fortzubewegen. Vor dem Hintergrund der Notwendigkeit der Fortbewegung verweist ihn diese Unfähigkeit auf andere. Doch die Unfähigkeit wird nicht als Defizit wahrgenommen und die resultierende Abhängigkeit nicht als Problem. Denn die Technik der Fremdbeförderung bricht nicht – wie in vielen Fällen der Rollstuhl (2.3.3) – in die autonome Lebensführung eines automobilen Subjekts ein, sondern fügt sich in eine Beziehung ein, in der ein Wesen eine beinahe totale Zuständigkeit für und Verfügungsgewalt über ein anderes Wesen hat, das es selbst erzeugt hat. Bereits in As Körper wird B umhergetragen³¹, ohne dass A über die Selbstfortbewegung hinaus etwas dafür tun müsste. Kaum hat B As Körper verlassen, wird er hochgehoben, auf den Arm genommen und getragen. Wenn also das Tragen als Fortführung der Schwangerschaft mit anderen Mitteln positioniert war (2.1), wird das Schieben im Kinderwagen als zwar technische, aber trotzdem ‚organische‘ Fortführung des Tragens mit anderen Mitteln wahrgenommen. Würden Kinder nicht geschoben, würden sie ohnehin getragen. Das Enthaltensein (Sloterdijk 1998) des einen Körpers im anderen und die körpertechnische Handhabung des einen durch den anderen bilden also den Nährboden, auf dem sich die Sachtechnik des Kinderwagens einnisten kann.

In einer Hinsicht aber unterscheidet sich das Schieben im Kinderwagen vom Tragen: ein Artefakt wird zwischen den Körper des Bewegenden und den des Bewegten geschaltet. Der primäre Sinn des Artefakts ist es, den Bewegenden körperlich zu entlasten. Mithilfe der Technologie des Rades wird die Trägerschaft des Fortbewegens so umverteilt, dass der menschliche Transporteur das Gewicht der Last nicht mehr tragen, sondern nur noch für den Vortrieb sorgen und steuern muss.³² Nicht der Insasse des Gefährts ist dementsprechend dessen Nutzer, sondern der Schiebende. Ersterer ist

31 Virilio sieht in der „Frau“ unter anderem deshalb (1984: 38) das „erste Transportmittel“ (1984: 35) der Geschichte.

32 Mit Latour (1988) würde man formulieren, dass die „Arbeit“ des Tragens an das Artefakt „delegiert“ wird. Das „Tragen“ des Kinderwagens ist jedoch nur grammatisch eine Tätigkeit. Das Artefakt erfüllt dadurch, dass es da ist und auf eine bestimmte Art und Weise beschaffen ist, für die Praxis des Transports einen Teil der Funktion, die ‚zuvor‘ ein Mensch durch sein Tun erfüllt hat. Aktivität wird nicht delegiert, sondern vernichtet.

das Objekt, das letzterer mittels eines Werkzeugs handhabt. Das unterscheidet den Kinderwagen von Fahrzeugen wie dem Auto oder dem Fahrrad.

Die Unfähigkeit des Kindes, sich selbst fortzubewegen, – und damit die körperliche Belastung der es transportierenden Eltern – ist aber nicht das einzige Problem, das der Kinderwagen löst. Dies zeigt sich schon darin, dass sich an den Mustern der Mobilität mit Kinderwagen auch dann kaum etwas ändert, wenn Kinder anfangen zu robben und zu krabbeln. Weiterhin werden die Kinder außerhalb von Innenräumen im Kinderwagen transportiert. Es ist dann keine Unfähigkeit mehr, die verhindert, dass die Kinder sich selbst fortbewegen. Stattdessen gibt es die kaum begründungsbedürftige Annahme, dass das Krabbeln eine für den öffentlichen Raum *unpassende* Fortbewegungsweise ist. Eine Mutter begründet sie dennoch:

[...] weil man lässt die ja nicht an der Platanen-Allee krabbeln, weiß du. Also gibt vielleicht auch so Eltern, die das machen, aber das hat man einfach nicht gemacht. [...] Das Krabbeln, das war für mich was, wo ich gesagt hab, das gehört irgendwie in den Innenraum. Also ich hatte auch ein bisschen das Gefühl, sie findet das eigentlich doof mit diesen Steinchen dann unter der Hand und so. Also irgendwie ist das nicht so wirklich ein Terrain gewesen. Also eher dann wieder so zum sich Hinsetzen und irgendwas in die Hand Nehmen. Klar, da hat man sie auch draußen hingesetzt, aber nicht, dass die jetzt große Strecken zurückgelegt hätte. Also, dass sie jetzt hier über den gesamten Platz gekrabbelt wäre. Hat sie nicht von sich gemacht und hab ich auch nicht als irgendwie erstrebenswert betrachtet.

Draußen zu krabbeln ist weder *erstrebenswert* – man macht es einfach nicht bzw. lässt es sein Kind nicht machen –, noch strebt es das Kind von sich aus an. Hier ist zum einen eine Kultur am Werk, die Körperteilen und Raum unterschiedliche Bedeutungen und Werte zuschreibt. Boden und Hände stoßen sich kulturell gegenseitig ab. Letztere sind zu fein für den niederen und schmutzigen Boden (Ingold 2004: 318ff., 325) (siehe 4.2). Allerdings ist auch die Vermutung der Mutter plausibel, dass das Draußen-Krabbeln für ihr Kind schlicht unangenehm ist, weil das „Terrain“ den Händen weh tut. Das liegt aber mitunter auch daran, dass wir die Bodenbeläge auf Plätzen, Straßen und Gehwegen auf beschuhte Füße (und Reifen) abgestimmt haben, was wir deshalb getan haben, weil das Laufen für körperlich gesunde Erwachsene die schnellere und effizientere Fortbewegungsweise ist, aber eben auch daran, dass Krabbeln etwas ist, das ‚man nicht macht‘. Ein Zusammenspiel von leiblichem Erleben, zarten

Körperteilen, rauer Umwelt sowie Sitte und Konvention (Weber 1980: 14) macht also die meisten urbanen Böden unbekrabbelbar und damit den Kindertransport zu einer Selbstverständlichkeit.

Doch selbst wenn Kinder laufen können, setzen Eltern sie für längere Strecken immer noch in den Kinderwagen. Das liegt nicht *nur* an der durch die Beinlänge und andere Faktoren (Adolph et al. 2003) begrenzten Gehgeschwindigkeit der Kinder, wie eine Mutter expliziert:

Auf der Bahnfahrt zur Tagesmutter erklärt Miriam mir, warum sie den Kinderwagen mitnimmt, wenn sie Nils abholt, obwohl er jetzt laufen kann. Sie müsse ihn sonst ständig tragen, denn er laufe auch einfach mal in die Gegenrichtung, bleibe stehen, wolle dann getragen werden, und so leicht sei er auch nicht mehr. Und im Kinderwagen sei er dann meistens ruhig, sagt sie sinngemäß.

Das nicht-laufen-Wollen der Kinder löst das nicht-laufen-Können oder nicht-krabbeln-Sollen als Bezugsproblem des Kinderwageneinsatzes ab. Kinder „trödeln“, bleiben stehen, laufen „weg“, beschäftigen sich mit Dingen oder anderen Menschen. Oder sie wollen gar nicht laufen, sondern transportiert werden. Doch oftmals geht es dabei nicht um die Fortbewegungsweise bzw. dahinter steckt nicht der Wunsch, fremdbewegt zu werden, sondern verbirgt sich ein Dissens über das Ziel der Fortbewegung bzw. die Definition der Situation *als* Weg zu einem Ziel. Das Bezugsproblem der Fremdbewegung ist dann nicht die Unfähigkeit des Kindes, sich selbst fortzubewegen, sondern im Gegenteil seine selbstgesteuerte und eigengetriebene Fortbewegung. Die Funktion des Kinderwagens ist dann, die Selbstfortbewegung des Kindes zu unterbinden, damit es fremdbewegt werden kann (Rose 2019: 167).

Heteromobilität ist dann keine Praxis der Fürsorge (siehe 7.1) in dem Sinne, dass A B an einen Ort bringt, an den letzterer gelangen will, zu dem er aber nicht hinkommt. Stattdessen nimmt A B dorthin mit, wo *er* hin will oder muss, oder wohin er B bringen will oder muss (Rose 2019: 167). Das Transportmittel erleichtert die Mobilität der Eltern, nicht die des Kindes. Im Extremfall ist der Kinderwagen eine Technologie der Gewalt (siehe 2.1, 7.1).³³ Als solche kann er auch eingesetzt werden, um andere Probleme zu lösen als die eigenwillige Fortbewegung von Kindern. Wassenberg und

33 Obwohl auch das Mitnehmen des unwilligen Kindes natürlich auf einer zweiten Ebene Fürsorge sein kann. Das Kind braucht schließlich die Nähe der Eltern und kann und will nicht alleingelassen werden.

Weigelin (2015: 8f.) haben eine Szene eingefangen, in der der fixierende Transport dazu dient, die Störung eines Gesprächs zu unterbinden:

[...] Mehr Aufmerksamkeit ist nicht drin. Das Mädchen gibt sich nur kurz damit zufrieden. Sie zieht unter vollem Einsatz ihres Körpergewichts am Arm ihrer Mutter. Die Mutter ist nun sauer und zieht ihren Arm aus dieser Verbindung. Der Vater hat offenbar keine Geduld mehr. Er schnappt sich das Mädchen von hinten, indem er sie unter ihren Achseln packt und schmeißt sie geradezu in den Kinderwagen, blitzschnell zieht er den Gurt zu und fährt los mit der Kleinen, quer über den Bahnhofplatz in Richtung eines Dönerladens. Die Kleine ist alles andere als begeistert. Sie windet ihren Körper im Kinderwagen, blickt zu dem sich entfernenden Gesprächskreis [den sie zuvor gestört hat], kreischt und streckt die Hand nach diesem Kreis aus, wie in einer dramatischen Filmszene.

Der Humantransport im Kinderwagen kann hier als ein Fall von „lozierender Gewalt“ gelten, die Jan Philipp Reemtsma in seiner Typologie folgendermaßen bestimmt: „Lozierende Gewalt richtet sich nicht auf den Körper als solchen, sondern zielt auf den Körper des Anderen, um über seinen Ort im Raum zu bestimmen. Sie behandelt den Körper des Anderen als verfügbare Masse.“ (2013: 108) Selten kommt es jedoch zu einem solchen offenen Zusammenprall zwischen dem Willen der Eltern und dem des Kindes, in dem letzterer gebrochen wird. Denn der Kinderwagen lässt sich präventiv einsetzen, um diesen Willen in Bahnen zu lenken: Wie ich zeigen werde, minimiert er die Wahrscheinlichkeit, dass sich das Kind überhaupt auf seine Umwelt einlässt und dadurch störende Handlungspläne entwickelt.

Der Kinderwagen macht den Transportierenden das Leben jedoch nicht nur leichter. Er behindert sie auch auf eine spezifische Art und Weise. Während das Tragen permanent ein bis zwei Hände beansprucht und die Babytrage und das Tragetuch zwar dieses Problem lösen, der Tragende aber immer noch wegen des Gewichts des Getragenen in seinem Bewegungsradius eingeschränkt ist, eignet sich der Kinderwagen für längere Strecken. Er kann außerdem temporär mit einer Hand geschoben und abgestellt sowie als Einkaufswagen genutzt werden. Aber er vervielfacht den Platzverbrauch und bringt eine Umstellung von der Fußischen auf eine rollende Fortbewegung mit sich. Beides führt dazu, dass bestimmte Räume nur eingeschränkt passierbar bzw. nutzbar sind: Bordsteine, enge Gehwege, Treppen, Türen und volle öffentliche Verkehrsmittel. Um beispielsweise Treppen mit Kind und Kinderwagen zu überwinden, muss nicht nur ersteres getragen, an der Hand geführt oder beim Treppensteigen beaufsichtigt

werden, sondern auch letzterer getragen werden. Das Ding, das einem das Tragen abnehmen soll, muss seinerseits getragen werden. Das Werkzeug wird zu einem Hindernis. Häufig sind die Transportierenden dabei auf die tatkräftige Hilfe oder zumindest die Rücksichtnahme von fremden anderen angewiesen (Busfahrer:innen, Passant:innen, Passagiere, Architekt:innen, Konstrukteur:innen). Dies wird nicht als Problem der Kinderwageninsassen, sondern als das der Schiebenden wahrgenommen. Die Deutsche Bahn adressiert sie zusammen mit Nutzer:innen von Rollstühlen oder Rollatoren als „Fahrgäste mit Mobilitätseinschränkungen“. Jemand anderen fortzubewegen, schränkt sie in ihrer Mobilität ein. Ihre selbstverständliche Zuständigkeit für ihr Kind macht sie selbst zu Hilfeeempfänger:innen.

Das zwischengeschaltete Artefakt behindert außerdem die physische und sinnhafte Wechselwirkung zwischen A und B, indem es die beiden Körper voneinander distanziert. Das führt zunächst dazu, dass das Kind für den Schiebenden außer Reichweite ist. Um einen aus dem Mund gefallen Schnuller wieder hineinzustecken oder eine ins Gesicht gerutschte Mütze zurechtrücken, muss sich der:die Erwachsene vorbeugen oder gegebenenfalls anhalten und um die Griffstange herum gehen. Anders als ein getragenes Kind wird ein Kinderwageninsasse zudem nicht auch gleichzeitig festgehalten. Das wirft ein Sicherheitsproblem auf. Kinderwagen orientieren sich ergonomisch an der Körpergröße der schiebenden Erwachsenen. Sie heben Kinder daher auf eine Höhe, aus der sie tief fallen können. Deswegen schnallen viele Eltern ihre Kinder im Kinderwagen an. Der Gurt hält den Insassen für den Schiebenden fest. Der Gurt ist also doppelgesichtig: Er verhindert nicht nur eigenwillige Bewegungen des Insassen (s.o.), sondern auch unwillkürliche Bewegungen (Stürze). Er schützt den Insassen, indem er ihn in seiner Bewegungsfreiheit einschränkt.

Die Distanz verhindert aber nicht nur physische Handhabung, sondern dünnt, im Vergleich zum Tragen, auch die sinnliche Infrastruktur aus. Die Praktik des Tragens ist, wie ich in 2.1 herausgearbeitet habe, nicht nur eine Transporttechnik, sondern auch ein starkes Beziehungszeichen, das auch nach innen, in die taktile Zweiersituation hinein sendet. Die räumliche Konstellation von Körpern, die sie voraussetzt, ist fast automatisch immer auch eine Art Umarmung, in der beide einander dessen vergewissern, dass sie (füreinander) da sind. Die Praktik des Tragens ist auch eine Technik der Stimmungsregulation und ein Beziehungskatalysator. Demgegenüber kann

der Kinderwagen als ‚kalte‘ Technik erscheinen.³⁴ Er transportiert keine Wärme und isoliert gegen Berührung. Das zwischengeschaltete Artefakt blockiert die Möglichkeit für Schiebende und Geschobene, sich wechselseitig taktil wahrzunehmen.

Diese Eigenschaft teilen alle Kinderwagenmodelle. Die Konfiguration des visuellen Kanals unterscheidet sich je nach Modell. Im Wesentlichen gibt es zwei: Den Kinderwagen mit „Wanne“ bzw. „Schale“ und den „Buggy“. Letzterer ist für die Eltern praktisch, weil er kompakter und leichter ist, sie also weniger in ihrer Mobilität behindert. Er löst ersteren in der Regel aber erst ab einem bestimmten Stand der emotionalen „Reife“, der anatomischen Entwicklung (Krümmung der Wirbelsäule) und der körperlichen Fähigkeiten (Sitzen können) des Kindes ab. Als Proxy dafür fungiert das Alter. In die unterschiedlichen Modelle sind jeweils Erwartungen an den Geschobenen und die Beziehung zwischen ihm und dem Schiebenden eingelassen (Latour 1988: 306f.), die ich im Folgenden entfalte.

So soll die Babyschale mit ihren hochgezogenen Rändern und ihrer klappbaren Haube das Kind nicht nur vor Stürzen schützen, sondern es auch von der Umwelt abschirmen, deren „Eindrücken“ es ansonsten „schutzlos ausgeliefert“ wäre, wie es auf einer Elternratgeber-Website heißt (Schefner 2024). Durch die Ausrichtung der Schale liegt das Kind mit dem ‚Rücken‘ zur Fahrtrichtung, hat den Schiebenden „stets im Blick und fühlt sich sicher.“ (Schefner 2024) Diese Körperkonstellation, die das Artefakt nahelegt, ermöglicht wechselseitige visuelle Wahrnehmung (Blickkontakt) der beiden menschlichen Partizipanden der Praxis, schließt dagegen die Wahrnehmung des Insassen gegen die Umwelt ab. Anders formuliert: Die Umwelt des Säuglings *besteht* zu einem großen Teil aus seinen Eltern. Diese sinnliche Infrastruktur impliziert bestimmte Erwartungen an die transportierte Entität: *Erstens* rechnet das Artefakt mit einer Fracht, die mit ihrem Transporteur interagiert. So mag zwar beispielsweise ein LKW so konstruiert sein, dass der Fahrer seine Ladung im Blick hat. Umgekehrt ist aber irrelevant, ob die Ladung den Fahrer im Blick hat. Die transportierte Entität wird *zweitens* als schutzbedürftiges und schützenswertes Wesen

34 Diese kritische Perspektive auf den Kinderwagen, der der Transport im Kinderwagen beinahe schon als Vernachlässigung gilt, steht im Widerspruch zur ‚organischen Ein-nistung‘ des Kinderwagens in die familiäre Lebenswelt, die ich weiter oben behauptet hatte. Letztere Haltung zur Technik des Kinderwagens charakterisiert die Alltagspraxis, während die Kritik am Kinderwagen eher einem „ideologisch(en)“ (Kirkilionis 2013: 98ff.) Diskurs zuzuordnen ist, der sich aus der umstrittenen Erziehungslehre des „attachment parenting“ speist (Heimerdinger 2011: 329f.).

positioniert. Während der Schutz der Ladung ein allgemeines Merkmal von Praktiken des Human- und Gütertransports ist, ist der Schutz vor Sineseeindrücken kinderspezifisch. Erwachsenen Passagieren heteromobiler Transportmittel gewährt man in der Regel im Gegenteil möglichst freie Sicht. Fensterplätze sind begehrt oder werden zumindest nicht aus dem Grund vermieden, dass man nicht aus dem Fenster schauen möchte. Im Kinderwagendesign spiegelt sich also die neuzeitliche Vorstellung von der Kindheit als Schonraum (vgl. Zinnecker 2000; vgl. Hornstein 1994). Man kann die Welt nicht einfach auf das Kind einprasseln lassen, sondern muss sie ihm wohldosiert beibringen. Offenbar erscheint es uns passend, den frisch aus seiner menschlichen ‚Schale‘ geschlüpften Säugling (vgl. Sloterdijk 1998: 24f., 328ff.) in einer Art rollendem Ei zu transportieren. Sicherlich nicht zufällig hatte der 1733 gebaute historisch erste Kinderwagen, dessen Design überliefert ist, die Form einer Muschel – das Kind eine kostbare Perle, die von einer Schale geschützt wird. Man kann das als Ausdruck der Intimisierung der Kindheit in der Neuzeit lesen, die Kinder und Eltern von ihrer sozialen Umwelt isoliert und exklusiv aufeinander verweist (Ariès 1975: 471ff., 499ff.).³⁵ Dazu passt auch, dass der Kinderwagen *drit-tens* auf ein Beziehungswesen als Insassen ausgelegt ist, das die Trennung von seinen „primären Bezugspersonen“ kaum verkraftet. Sie impliziert den Insassen *viertens* als „Primaten“ (Latour 1996b), der im Hier und Jetzt lebt. Er verkraftet zwar bereits die taktile Abwesenheit der Bezugsperson, muss letztere aber kontinuierlich auf die eine oder andere Art und Weise *wahrnehmen*, um sich mit ihr verbunden zu fühlen.

Die Konstruktionsweise des Kinderwagens und die Konstellation der Körper präfiguriert die Kopräsenz der beiden bis zu einem gewissen Grad als eine zentrierte Interaktion, genauer: beide richten ihre Aufmerksamkeit nicht auf ein geteiltes Drittes, sondern aufeinander. Eine solche sinnliche Infrastruktur ist nicht ohne weiteres mit den Anforderungen der Fortbewegung vereinbar. Entweder schaut keine von beiden nach vorne oder es ergibt sich zwangsläufig eine asymmetrische Positionierung zur Fahrtrichtung: Eine schaut nach vorne, die andere nach hinten, und erstere muss für letztere mit Ausschau halten und steuern. Letztere Aufgabenverteilung ist dem Kinderwagen eingeschrieben: Während der Insasse vor allem seinen Chauffeur im Blickfeld hat und darüber hinaus sieht, wo er herkommt, hat der Schiebende beides im Blick: seine Fracht und die räumliche Um-

35 Allerdings setzten auch vormoderne Sachtechniken des Kindertransports wie Tragetücher und Wiegenbretter, wenn nicht auf Verschalung, so doch zumindest auf Umwicklung.

gebung, durch die sie navigieren muss. Der Schiebende übernimmt also stellvertretend für den Geschobenen die „Inklusion“ (Baecker 1994) in die soziomaterielle Umwelt, was laut Zinnecker „konstitutiv für das pädagogische Generationenverhältnis“ (2000: 39) ist.

Das Rückwärtsfahren legt dem Geschobenen einen permanenten Rückblick nahe und damit ein kontemplatives Verhältnis zur Umgebung.³⁶ Wenn er etwas sieht, ist es bereits dabei vorüberzuziehen. Selbst wenn er seine Fortbewegung steuern könnte, wäre es jeweils bereits zu spät, um auf etwas zu oder von etwas weg zu steuern. Die Dinge im Raum sind für ihn nicht handlungsrelevant als Hindernisse, Gefahren, Öffnungen, zurückzulegende Wege oder Ziele, sondern als Sinneseindrücke. Dieses praktische „Disengagement“ (Cumming et al. 1960) kann Nebeneffekt, aber auch Zweck sein: Wie Scheuklappen hindert das Design des Kinderwagens den Insassen daran, sich von der Umgebung ablenken und anregen zu lassen. Eltern schieben ihre Kinder nicht zuletzt deswegen im Kinderwagen umher, um sie ‚einzuschläfern‘. Der Kinderwagen mit Babyschale ist ein „Bett auf Rädern“ (Müller/Schindler 2020: 113). Während der Geschobene also als Passagier positioniert ist, der seine Umgebung passiv wahrnimmt, schläft oder sich in einer dyadischen Interaktion befindet, hat der Schiebende darüber hinaus ein praktisches Engagement mit der materiellen Umgebung außerhalb der Dyade und dem (Straßen-)Verkehr. Er ist auf dem Weg irgendwohin.³⁷

Im Buggy dagegen sitzt der Insasse in Fahrtrichtung und aufrechter. Beides sorgt dafür, dass er sieht, wo es langgeht. Eine Mutter begründet den Umstieg damit, dass es dem Kind sonst „langweilig“ werde: „Welches Kind hat schon Bock die ganze Zeit rückwärtszufahren!?“ Das Kind wolle mehr sehen, insbesondere das, „was vor ihm ist“. Dem Kind wird nun ein Interesse an seiner Umgebung zugeschrieben, das es vorher nicht hatte, oder das aufgewogen wurde von seinem Nähebedürfnis. Ein Online-Eltern-Ratgeber empfiehlt: „Erst wenn die Neugierde überwiegt und Mama oder Papa die Sicht versperren – etwa ab dem zweiten Lebensjahr – sind die vielen Eindrücke unterwegs für das Kind eine Bereicherung.“ Mehrere Neurahmungen bzw. Umwertungen ereignen sich: Das Erleben der nicht-elterlichen Umwelt wird von einer Bedrohung zu einer Bereicherung. Die Einstellung des Babys zu seiner Umwelt wandelt sich von Überforderung oder gar

36 Das Artefakt *erzwingt* dieses Umweltverhältnis allerdings nicht. Der Insasse kann ebenso gut die Augen schließen.

37 Eine vergleichbare Inkongruenz der Aufmerksamkeitsfelder von räumlich nahen bzw. physisch verbundenen Individuen findet sich zwischen Fahrerin und Beifahrerin beim Autofahren.

Angst zu Neugier. Während der Schiebende sich zuvor *schützend* zwischen das Kind und die Welt stellte, steht er nun *störend* zwischen Kind und Welt. Die Mutter bezieht die Neuausrichtung des Kinderkörpers auf ihrer beider Beziehung, wenn auch in scherzhaftem Ton: „Dem geht’s genauso wie mir, der sieht mich den ganzen Tag, der hat auch keine Lust mehr.“ Die neue Körperkonstellation materialisiert eine Lockerung der exklusiven Eltern-Kind-Bindung, die beiden zu eng wird, und eine Öffnung. Die beiden sind nicht mehr einander zugewandt, sondern richten sich jeweils auf ein Drittes: auf den Weg vor ihnen.

Der Wechsel des Kinderwagens vollzieht damit für das Kind auch einen zumindest symbolischen Schritt von der zwischenmenschlichen Beziehung zur Fortbewegung. Das Kind ist nicht mehr nur Teil einer Beziehung in Bewegung, sondern wird zumindest visuell an der Fortbewegung beteiligt, allerdings eher im Sinne von Anteilnahme als im Sinne von Mitwirkung. Zwar kann es immer noch weder Tempo noch Richtung bestimmen, aber es sieht immerhin, wo es hingeht – eine Art ‚informierter Fremdbewegung‘.

Diese sinnliche Infrastruktur schafft umgekehrt das Problem, dass im Vergleich zum Tragen nun nach dem taktilen auch noch der visuelle Kanal wechselseitiger Wahrnehmung zwischen A und B wegfällt. Zumindest *Blickkontakt* ist wegen der Ausrichtung der beiden Körper nicht möglich. Der Geschobene sieht den Schiebenden überhaupt nicht. Das mag es dem Insassen erleichtern, auch kognitiv zeitweise auszublenden, dass er von jemandem transportiert wird. Umgekehrt befindet sich der Geschobene dadurch, dass der Schiebende hinter ihm läuft, prinzipiell in dessen Blickfeld. Lehne und/oder Haube des Wagens versperren aber meist weitgehend den Blick auf den Körper des Insassen.

In meinen mitlaufenden Beobachtungen der Kinderwagenmobilität übersetzt sich diese sinnliche Entkopplung in entsprechende Interaktionsmuster. Das beste Indiz dafür ist, dass A häufig nicht einmal weiß, ob B bei Bewusstsein ist. Häufig fragt der Schiebende mich, ob der Geschobene schon schlafe. Als weder Schiebender noch Geschobener und damit physisch ungebundener Teil des „Miteinanders“ (Goffman 1971: 19) kann ich beschleunigen, den Buggy überholen, in ihn hineinschauen und so nachschauen, ob der Insasse schläft. Den Anlass für solche Nachfragen bildet die Abwesenheit der Stimme des Geschobenen. Der Insasse ist nämlich höchstens akustisch präsent. Dies schränkt die Interaktion umso mehr ein, wenn der Insasse Sprache nicht versteht oder allermindestens nicht mitteilen kann, *dass* er versteht. Er kann immerhin hörbar „brabbeln“ oder „singen“. Diese proto-verbalen Lautäußerungen provozieren häufig keine Reaktion,

sondern werden eher als eine Art legitimes Selbstgespräch behandelt. Sie können aber im Gespräch zwischen dem Schiebenden und seinem Begleiter thematisiert werden. Dann ergibt sich eine dyadische Interaktion, zu der der dritte mitgeführte Körper lediglich vokales Hintergrundrauschen und Gesprächsstoff beisteuert. Er ist eine Person an der Peripherie³⁸ der Situation: Man weiß, dass sie dabei ist, nimmt dies teilweise auch wahr, behandelt sie aber über weite Strecken als Abwesende (vgl. Wassenberg/Weigelin 2015: 11). Bemerkenswert ist die geringe Interaktivität der Praxis der Heteromobilität mit Buggy erstens vor dem Hintergrund, dass A und B physisch verbunden sind und A praktisch auf B einwirkt, und zweitens vor dem Hintergrund, dass B nicht wie der Fahrgast im Taxi ein Fremder, sondern ein maximal Nahestehender ist. A und B bilden ein „Miteinander“, ohne viel zu interagieren und sich koordinieren zu müssen. Das „Mit“ wird physisch hergestellt.

Der latente Unpersonenstatus, den Kinder aufgrund eingeschliffener Interaktions- und Beziehungsmuster und ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Humankategorie ohnehin haben, wird hier durch die praktischen Positionen des Geschobenen und des Insassen eines bestimmten Artefakts noch verstärkt. Man muss sich schon bemühen, um sie unter diesen Bedingungen in die Interaktion zu integrieren.

Aus seiner interaktiven Marginalisierung kann sich der Insasse befreien, indem er „quengelt“ oder schreit. Er moduliert also seine Lautproduktion so, dass sie vor dem Hintergrund der Interaktionsgeschichte von A und B etwas bedeutet oder sogar akustisch aufdringlich wird. Zunächst reagiert der Schiebende oft verbal und tröstet den Insassen. Fortgesetztes Quengeln zeigt, dass das Kind die verbalen Reaktionen als nicht angemessen oder gar nicht vorhanden behandelt. Oft nimmt der Schiebende das Kind dann auf den Arm. Das Artefakt wird aus dem Spiel genommen, Distanz reduziert. Die körperliche Nähe hat zunächst einen epistemischen Sinn: Man will damit herausfinden, was dem Insassen fehlt. Teilweise beendet die nicht mehr bloß akustisch, sondern auch visuell und taktil wahrnehm-

38 In Rechnung stellen muss man dabei, dass ich die Interaktion durch meine Anwesenheit verzerrt haben könnte. Es ist möglich, dass die Schiebenden ohne erwachsenen Begleiter:in stärker akustisch mit dem Insassen interagieren. Begriffslogisch ist der Unterschied zwischen einer Situation mit zwei und einer mit drei Anwesenden zentral: Aus einer dyadischen Interaktion kann weder A noch B ausgeschlossen werden. Sobald A nicht mehr auf B reagiert und ihn nicht mehr adressiert, findet keine Interaktion mehr statt, aus der B exkludiert sein könnte. An der „Peripherie“ der Situation kann B sich natürlich auch nur befinden, wenn die wechselseitige Wahrnehmung zwischen A und C dichter geknüpft ist als die zwischen A und B oder C und B.

bare Aufmerksamkeit selbst bereits das Quengeln, was den Schluss zulässt, dass ihr Mangel sein Grund war. Der Schiebende *muss* natürlich nicht reagieren. Der Kinderwagen mitsamt Gurt steigert die ohnehin vorhandene körperliche Überlegenheit der Eltern über ihre Kinder. Er macht es A jedenfalls noch leichter, B gegen seinen Willen zu fixieren oder transportieren. „Widerstand“ im wörtlichen, mechanischen Sinne ist nicht möglich. Die von der Materialität des Kinderwagens geprägte sinnliche Infrastruktur der Situation wirft das Kind auf das zurück, was ohnehin seine schärfste Waffe ist: seine Stimme (siehe 7.1).

Die weiter oben bereits angedeutete Kritik am Kinderwagen reibt sich vor allem daran, dass er die Interaktion behindert. Im Jahr 2008 berichteten viele Zeitungen und Zeitschriften von „Guardian“ bis „Apotheken Umschau“ über eine bis heute nicht regulär publizierte psychologische Beobachtungsstudie (vgl. Topping et al. 2011: 444f.), die herausfand, dass Kinder im vorwärtsgerichteten Buggy seltener sprechen oder brabbeln, lachen und schlafen als im rückwärtsgerichteten Kinderwagen. Zurückgeführt wurde das auf die Blickrichtung und die damit einhergehende Schweigsamkeit der schiebenden Eltern. Befürchtet wurde, dass dies unter anderem die Sprachentwicklung des Kindes schwerwiegend und dauerhaft stören könne. Mehrere wohlthätige Stiftungen reagierten, starteten Kampagnen und appellierten an Kinderwagen- und Buggyhersteller, mehr und günstigere Buggys mit beidseitig einsetzbarem Sitz zu produzieren, in denen die Kinder mit Blick zu ihren Eltern sitzen können. Die Pressestelle eines Herstellers widerspricht mit den gängigen, oben bereits angeführten Argumenten: Ab einem gewissen Alter seien Kinder „highly inquisitive, insisting on looking at where they are going and interacting with the surroundings that are approaching them rather than facing backwards towards their parents“ (Williams 2008; vgl. Elfmann 2020).

Das wahre Opfer ist offensichtlich der Kinderwagen. Es scheint, er kann es keinem recht machen. „Reaktionäre“ und „progressive“ (Latour 1999: 22) Diskurse zerren von beiden Seiten an ihm. Entweder er exkludiert das Kind aus der Eltern-Kind-Beziehung oder er exkludiert es aus der Welt. Für die Anwält:innen der Autonomie fesselt der rückwärtsgewandte Kinderwagen seinen Insassen an die bevormundenden Autoritäten. Für die Verfechtenden der Bindung liefert der vorwärtsgewandte Kinderwagen es einer feindlichen Umwelt aus: „Unvermittelt tauchen Autos, Hunde, Werbung und Menschen auf. Von letzteren hat das Kind häufig den Po oder die Geschlechtsteile im Gesichtsfeld“ (Graf 2016). Diese Ambivalenz wird nun immer häufiger in flexible Kinderwagendesigns übersetzt.

2.3 Humantransport im Rollstuhl

Nach dem Kinderwagen widme ich mich mit dem Rollstuhl nun einer weiteren Technologie des Humantransports. Ich betrachte den Transport im Rollstuhl zunächst im Vergleich zu den anderen Praktiken des Humantransports, dem Tragen (2.3.1) und dem Schieben im Kinderwagen (2.3.2), und dann als Praktik der Heteromobilität zwischen Auto- und Immobilität (2.3.3).

2.3.1 Das Rollstuhlschieben im Vergleich zum Tragen

Die Einbindung des Rollstuhls in die Praxis des Humantransports entschärft ihre rituellen und materiellen Probleme. Die Technologie des Rades entlastet den Transportierenden, indem sie es erlaubt, den Boden das Gewicht des Transportierten tragen zu lassen und gleichzeitig den Reibungswiderstand zu minimieren. Diese Kraftersparnis ist in dem Fall, dass alte Menschen transportiert werden, deutlich relevanter als in dem Fall, dass Kinder transportiert werden, weil erstere um ein Mehrfaches schwerer sind als letztere. Darüber hinaus verringert der Rollstuhl natürlich auch die Belastung für die Bandscheiben, Gelenke und Sehnen der Transportierenden. Beinahe überall dort, wo erwachsene Menschen einander regelmäßig mittels Muskelkraft fortbewegen, finden daher Rollstühle Verwendung.

Diese ethno-biomechanischen Eigenschaften des Humantransports im Rollstuhl wirken sich auch auf seine rituelle Dimension aus, und zwar in zwei Hinsichten. *Erstens* wird A dank der Verwendung des Rollstuhls körperlich weniger beansprucht. Das bedeutet zum einen, dass B A weniger zur Last fällt. Sich von A fortbewegen zu lassen, ist für B unter dieser Bedingung weniger ehrenrührig. B schadet A weniger und verliert daher weniger Achtung. Es bedeutet zum anderen, dass A in Relation zu Bs Gewicht nicht ganz so stark und robust sein muss. Unabhängig von den tatsächlichen körperlichen Differenzen zwischen A und B setzt die technisch vermittelte Praxis des Rollstuhlschiebens As körperliche Überlegenheit über B viel weniger in Szene als die körperlich unmittelbare Praktik des Tragens. Der

Rollstuhl bietet einen weiteren rituellen Vorteil.³⁹ Wenn A B trägt, muss er permanent Kraft aufwenden, um zu verhindern, dass B zu Boden fällt. Er kann ihn daher auch leicht fallen lassen. B muss A vertrauen. Tut er das nicht, wird das Getragenwerden zu einer angstvollen Erfahrung der Ohnmacht, die auch rituell signifikant ist: Es ist beschämend, entweder nichts dagegen ausrichten zu können, dass man derart in Gefahr gebracht wird, oder sich ausliefern zu müssen, weil man sich nicht selbst fortbewegen kann. Der Rollstuhl wirkt auch in dieser Hinsicht als Puffer im Verhältnis zwischen A und B. Der Schiebende hat den Geschobenen im Doppelsinn nicht derart *in der Hand* wie der Träger den Getragenen. Lässt A los, bleibt B einfach sitzen – außer er befindet sich auf einem Gefälle. Ein wenig begriffliche Präzision opfernd kann man sagen, dass das Artefakt in dem Maße als ritueller Blitzableiter wirkt, wie es As Aktivität absorbiert.⁴⁰ Denn heikel am Menschentragen ist unter anderem, dass A etwas mit B *macht* – sei es *für* oder *gegen* ihn.

Zweitens bringt der Rollstuhl die beiden involvierten Partizipanden in eine andere räumliche Konstellation zueinander als das Tragen. Das Artefakt distanziert die Körper voneinander.⁴¹ Dem Transportierten wachsen gleichsam Griffe im rituell unkritischen Bereich des oberen Rückens (vgl. Goffman 1971: 38), an denen der Transportierende ihn anpacken kann, ohne ihn zu berühren. Das Schieben im Rollstuhl ist im Gegensatz zum Tragen keine ‚Umarmung im Gehen‘ und setzt damit auch ein anderes „Beziehungszeichen“ (Goffman 1971: 188ff.). Es suggeriert keine enge persönli-

39 Ein „Vorteil“ ist das natürlich nur, wenn die Souveränität der Person das Ziel ist. Will man umgekehrt Personen verschmelzen, d.h. z.B. Bindung, Intimität und Vertrauen erzeugen wie bspw. bei neugeborenen Menschen, in Paarbeziehungen und Teambuilding-Maßnahmen, lasse man B die Erfahrung machen, A ausgeliefert zu sein *und* von ihm gehalten zu werden. Dazu eignet sich die Praktik des Tragens.

40 Dass A weniger Kraft aufwendet, ist streng genommen nicht gleichbedeutend damit, dass er weniger „aktiv“ ist. Er führt vielmehr *andere* Tätigkeiten aus: Schieben statt Tragen.

41 Der Rollstuhl dünnt also wie der Kinderwagen – insbesondere der Buggy – die sinnliche Infrastruktur der Praxis aus. Das ist hier jedoch weniger problematisch, weil diejenigen Menschen, die für gewöhnlich im Rollstuhl transportiert werden, im Vergleich zu etwa Säuglingen weniger darauf angewiesen sind, sich ständig sinnlich der Anwesenheit des Schiebenden zu vergewissern, und empfänglicher sind für verbale Kommunikation. Für ständig mitlaufende und beiläufige PräsenzsSignale, für die man nichts tun muss, eignen sich der taktile und der visuelle Kanal besser. Doch der akustische Kanal ist immerhin offen. Man kann sich unterhalten und unter anderem über die Richtung der Fortbewegung abstimmen.

che Beziehung, wo möglicherweise gar keine besteht. Auch dadurch schont es die „Territorien des Selbst“ (Goffman 1971: 28ff.) beider Beteiligten.

All diese physischen und rituellen Aspekte des Schiebens im Rollstuhl machen es zu einer Praktik, die sich für den Transport von relativ schweren Menschen eignet, die ein „Gesicht“ (Goffman 1955) zu verlieren haben, weil sie selbst von sich und andere von ihnen erwarten, jemand zu sein, der: die sich im Griff hat, der den Zugriff auf seinen:ihren Körper kontrolliert und der sich (gegen andere) körperlich behaupten kann. Solche physisch und rituell sperrigen Menschen heißen „Erwachsene“. Das Schieben im Rollstuhl eignet sich aber auch allein deshalb zum Erwachsenentransport, *weil es kein Tragen ist*. Die Bedeutung des Rollstuhlschiebens entsteht also auch aus seiner Relation zu anderen Praktiken im „Universum der statt dessen gleichfalls möglichen Praktiken“ (Bourdieu 1994: 15). Umgekehrt ist das Menschentragen schon allein deshalb ungeeignet zum Transport von Erwachsenen, weil es typischerweise bei Kindern zum Einsatz kommt. Es ist eine „category-bound activity“ (Sacks 1974). Erwachsene sind unter anderem deshalb untragbar, weil Kinder getragen werden. Es handelt sich hier um eine Bedeutung des Tragens, die nicht an die konkreten räumlichen Arrangements und die physischen Wechselwirkungen zwischen Körpern anschließt – gewissermaßen die Substanz der Praxis (Bourdieu 1994: 15ff.) –, sondern sich aus der Assoziation mit einer bestimmten Humankategorie (Hirschauer 2014) ergibt. Erwachsene distinguieren sich habituell von Kindern, indem sie sich nicht tragen, sondern höchstens schieben lassen (Bourdieu 1994: 17ff.), und wir unterscheiden Kinder unter anderem dadurch von Erwachsenen, dass wir die einen (auch) tragen und die anderen (nur) schieben.

2.3.2 Der Rollstuhl im Vergleich zum Kinderwagen

Im Verhältnis zur Praxis des Tragens stellt das Schieben in Rollstuhl und Kinderwagen eine Technisierung des Humantransports dar. Vergleicht man die beiden Transporttechnologien untereinander, stellt sich die Frage, wie und weshalb sie sich überhaupt voneinander unterscheiden. Dabei gebührt dem Vergleich zwischen Rollstuhl und Buggy das Hauptaugenmerk. In Kapitel 2.2 habe ich bereits den Kinderwagen mit Babyschale mit dem Buggy verglichen. Wie dort bereits herausgearbeitet, sind dem Buggy im Vergleich zum Kinderwagen mit Babyschale andere „Präskriptionen“ (Latour 1988: 306) bzw. „Gebrauchssuggestionen“ (Hirschauer 2016: 52) eingeschrieben.

Der Buggy erfordert und ermöglicht bestimmte Eigenschaften, Verhaltensweisen und Erfahrungen des Insassen: Die sitzende Haltung des Insassenkörpers im Buggy setzt eine gewisse anatomische Struktur (S-Krümmung der Wirbelsäule) und eine ausreichend ausgeprägte Halte- und Stützmuskulatur voraus. Seine Ausrichtung in Relation zum Schiebenden, zur Fahrtrichtung und zur übrigen Umwelt schafft eine sinnliche Infrastruktur, die eine gewisse emotionale Disposition voraussetzt. Der Geschobene nimmt den Schiebenden im Buggy nämlich nur (noch) akustisch wahr. Die Beziehung zwischen den beiden sollte daher nicht mehr so eng sein, dass die taktile und visuelle Abwesenheit des Schiebenden dem Geschobenen Angst macht. Die stärkere sinnliche Öffnung hin zur Umwelt außerhalb der Zweierbeziehung gibt dem Insassen die Möglichkeit, die Bewegungen des Gefährts zu antizipieren und Ziele anzuvisieren. Dies legt ihm ein zumindest mentales „Engagement“ (Goffman 1966: 36) mit dem Fortbewegungsgeschehen und der Umgebung nahe, deren Reize er nun aushalten muss. Um es zusammenzufassen und auf Begriffe zu bringen, setzt der Buggy im Vergleich zum Kinderwagen mit Schale also graduell stärker auf Aktivität statt Passivität, Autonomie statt Abhängigkeit und Partizipation statt Familiarisierung im Sinne einer aus der Öffentlichkeit ‚exkludierenden Inklusion‘ in die Eltern-Kind-Beziehung (vgl. Ariès 1975: 556ff.; vgl. Bohn 2006: 15f.).

Der Rollstuhl ist nun nicht historisch, aber biografisch ein Nachfolgemodell des Buggys. Wenn Erwachsene und ältere Kinder nicht gehen können, transportiert man sie nicht mehr in einem Buggy, sondern in einem Rollstuhl. Kinder mit dauerhafter Gehbehinderung erleben diesen Übergang unter Umständen nahtlos: Irgendwann nimmt man das Stigma der Behinderung in Kauf, das dem Rollstuhl anhaftet – nicht zuletzt, um den Status des Kleinkindes abzuschütteln, den der Buggy symbolisiert. Der Rollstuhl ist gewissermaßen ein Buggy mit aufrechterer und kürzerer Lehne, ohne Verdeck und Sicherheitsbügel und mit größeren Rädern. Diesen materiellen Unterschieden zwischen den Artefakten entsprechen drei soziale Unterschiede: verschiedene „Alterskodierungen“ (Krekula 2009) (1), Umweltverhältnisse (2) und Antriebsarten (3).

1) Im Vergleich zum Kinderwagen sitzt man im Buggy relativ aufrecht, im Vergleich zum Rollstuhl ist der Buggy dagegen eher ein Liegestuhl auf Rollen, in dem man sich anlehnen und entspannt lümmeln oder sogar schlafen kann. Anders als beim Vergleich zwischen Kinderwagen und Buggy fällt nun auf, dass die Körperhaltung nicht nur eine praktisch-physiologische, sondern auch eine symbolisch-evaluative Dimension hat.

Die Körperhaltung ist ein Medium der Altersdistinktion. Eine aufrechte Haltung symbolisiert Selbstbeherrschung, Liegen oder Anlehnen dagegen Erschlaffung und Schwäche (Alkemeyer 2000: 212). Der Rollstuhl legt seinen Insassen die aufrechte Sitzhaltung nahe, die sich für hellwache Erwachsene, aber auch bereits für Schulkinder gehört.⁴² Ikonisch für das mittlere Erwachsenenalter ist zwar das Stehen und Gehen, auch das aufrechte Sitzen konnotiert aber Erwachsensein oder zumindest „schon groß“ sein, etwa am familiären Esstisch, an der Schulbank (Warneken 1990: 21) oder dem Büroarbeitsplatz. In dieser Hinsicht sind die Gelegenheiten aufschlussreich, zu denen Menschen, die dem Baby-Alter entwachsen sind, doch einmal liegend transportiert werden. Bestatter:innen und Sanitäter:innen setzen Tragen und „Fahrtragen“ mit Rollen ein und Krankenhäuser und Pflegeheime verwenden rollende Betten. Liegend transportierte Menschen, die älter als ein Jahr alt sind, sind in der Regel krank oder tot.

Der Buggy positioniert seine Insassen also erst auf halbem Wege zwischen Liegen und Sitzen und damit auch zwischen kleinen Kindern auf der einen und großen Kindern und Erwachsenen auf der anderen Seite. Mit ihrem Umstieg auf den Buggy und später (bei Bedarf) in einen Rollstuhl machen Kinder schon erste Schritte auf dem Weg des Erwachsenwerdens. Die Differenz zwischen Kindern und Erwachsenen ist eben nur scheinbar eine binäre Grenze. Tatsächlich ist sie ein allmählicher Übergang, der aus mehreren asynchronen Veränderungen besteht. In manchen Kontexten betrachten wir Menschen erst dann als wirklich erwachsen, wenn sie ökonomisch unabhängig sind, einen dauerhaften Beruf, eine stabile Paarbeziehung und eigene Kinder haben. Viele Menschen in westlichen Ländern werden so gesehen erst Anfang dreißig erwachsen, manche niemals (Arnett 1998, 2000). Dann aber lässt sich ebenfalls argumentieren, dass die Unterscheidung zwischen Kindern und Erwachsenen in Form der Binnendifferenzierung zwischen Babys und Kleinkindern, „kleinen“ und „großen“ Kindern, Kindergarten- und Schulkindern etc. tief in die Kindheit hineinreicht und nicht erst in der Jugend beginnt.

42 Die Körperhaltung ist nicht nur ein Medium der Alters- und Gattungsdistinktion (Bayertz 2014), sondern auch eines der Klassendistinktion. Alkemeyer (2000: 212) und Warneken (1989) weisen darauf hin, dass das aufstrebende Bürgertum im 18. Jahrhundert die aufrechte Haltung diskursiv zum Ausdruck von Würde und Freiheit stilisierte. Sie stand im Kontrast zur Unterwerfungsgeste der Verbeugung bei den hierarchiebewussten adligen Höflingen (Warneken 1989: 184f.; 1990: 14) und zur gebeugten Haltung der körperlich schwer arbeitenden Bäuer:innen und Handwerker:innen (Warneken 1989: 185). Im Vordergrund stand dabei jedoch der aufrechte Gang, nicht das aufrechte Sitzen.

2) Im Vergleich zum Kinderwagen ist der Buggy umweltöffener konstruiert. Der Rollstuhl stellt nun im Vergleich zum Buggy eine weitere Öffnung dar. Zunächst haben Rollstühle in der Regel kein Verdeck, obwohl man im Sitzen dem Wetter besonders ausgesetzt ist. Beine und Sitzfläche werden schnell nass. Es gibt nachrüstbare „Wetterdächer“, die jedoch nicht ‚serienmäßig‘ verbaut und insgesamt selten zu sehen sind. Folgende Gründe dieser Abwesenheit sind denkbar: *Erstens* nimmt man wohl an, dass ältere Kinder und Erwachsene Sonne und Regen besser aushalten können als Kleinkinder und Babys. *Zweitens* schränken Verdecke bzw. Wetterdächer die visuelle und akustische Rundum-Wahrnehmung ein. Das ist bei Rollstühlen relevanter als bei Buggys, da erstere nicht nur als Technologien der Heteromobilität, sondern oft auch als Vehikel der Automobilität eingesetzt werden (siehe unten). Im Fall, dass die Insassen auch die Fahrer sind, müssen sie sich selbst im Straßenverkehr orientieren können. Allgemeiner gesprochen erleichtert die Konstruktionsweise des Rollstuhls im Vergleich zu der des Buggys die Teilnahme an Interaktion, von der der Straßenverkehr nur ein Fall ist. Wenn Studien zum Rollstuhl also darauf hinweisen, dass seine Insassen aus Interaktionen ausgeschlossen werden (Smithers 1990: 267f.; Toombs 1995: 17), so gilt das für die Insassen von Kinderwagen erst recht. Unterstellt man, dass alle anderen Anwesenden stehen oder gehen, entsprechen den unterschiedlichen Winkeln der Lehne bzw. Liegefläche und damit des Oberkörpers unterschiedliche Grade der Entkopplung von Blickrichtungen. Der Liegende ist deutlich schwerer interaktiv behindert als der Sitzende.⁴³ Es ist also nicht nur das Stigma der Behinderung oder überhaupt der Zeichencharakter des Gefährts, der exkludierend wirkt, sondern auch die materiell bedingte sinnliche Infrastruktur, die das Gefährt aufspannt. Sogar die Interaktion mit dem Schiebenden wird durch den Wegfall des Verdecks erleichtert. Auch die aufrechtere Sitzhaltung und die kürzere Rückenlehne tragen hierzu bei. Geschobener und Schiebender können sich in die Augen sehen, ersterer muss dazu allerdings seinen Hals nach hinten oben verrenken, während letzterer sich zu einer Seite neigt, vorbeugt und den Kopf nach unten und zur anderen Seite dreht, sich also halb um

43 Streng genommen macht diese sinnliche Infrastruktur noch nicht den Sitzenden oder Liegenden zu einem interaktiv Behinderten. Behindert ist zunächst die Interaktion. Es hängt schließlich von den sozialen Beziehungen zwischen den Anwesenden ab, wer sich wem anpassen muss. In der Eröffnungsszene des „Paten“ (Teil I) etwa beugt sich der Bittsteller zum sitzenden Paten herab, um ihm sein Anliegen ins Ohr zu flüstern und ihn dann im Stehen weiter anzuflehen. Die Körperhaltungen und das Augenhöhengefälle sind hier nicht interaktiv irrelevant, sondern werden eingesetzt, um die Autorität des Paten zu unterstreichen.

den Insassen herumwindet – nicht unähnlich einer Bedienung, die hinter dem Gast stehend dessen Bestellung aufnimmt. Nicht nur die visuelle und verbale, sondern auch die manuelle Interaktion mit der Umwelt wird durch das offene Design und die aufrechtere Lehne erleichtert. Der Insasse kann etwa Türen öffnen, eine Fahrkarte abstempeln, an einem Tisch essen oder an einem Schreibtisch arbeiten.

Drittens werden Rollstühle durch Wetterdächer sperriger. Das ist umso nachteiliger, als Rollstühle in der Regel ohnehin schon größer sind als Buggys, weil sie auf die meist größere Körpergröße ihrer Nutzer:innen ausgelegt sind. Es würde dadurch schwieriger, sie bspw. in Autos zu verstauen. Nicht zuletzt und weniger praktisch als symbolisch soll möglicherweise auch die Assoziation mit dem Kinderwagen bzw. Buggy vermieden werden.

Neben dem Verdeck fällt auch der im Buggy serienmäßige Sicherheitsbügel beim Rollstuhl weg und damit die generalisierte Unterstellung von Zappeligkeit, Schläfrigkeit und ‚Weglauftendenz‘. Der Sicherheitsbügel verhindert, dass der Insasse herausfällt oder wegläuft. Er soll das Kind vor seiner eigenen ‚Kopfllosigkeit‘ schützen. Die Beschaffenheit des Artefakts setzt sich jedoch nicht zwangsläufig in Praxis um. Tatsächlich sind Sorgebeziehungen im Alter oft ähnlich hierarchisch strukturiert wie Eltern-Kind-Beziehungen. Die vorgeordneten Relevanzen beispielsweise eines Pflegeheims lassen die Mobilitätswünsche der Bewohner:innen als eigensinnige „Weglauftendenz“ erscheinen. Tatsächlich bringen sich pflegebedürftige ältere Menschen teilweise selbst in Gefahr, indem sie ihr Sturzrisiko unterschätzen oder sich verlaufen. Für diese Probleme gibt es beim Rollstuhl individuell nachrüstbare Lösungen wie Feststellbremsen und Gurte („Sitzhosen“), also visuell subtilere Fixierungen, die unbeteiligten Dritten kaum auffallen.

3) Rollstühle haben größere Räder als Buggys. Das liegt in erster Linie daran, dass die meisten Rollstühle nicht nur auf das Geschobenwerden ausgelegt sind, sondern auch auf den händischen Eigenantrieb. Während Kinderwagen, darunter Buggys, reine Heteromobile sind, haben Rollstühle einen ‚Hybridantrieb‘. Der große Radius der Räder bringt diese in Reichweite des Insassen; ein zusätzlicher Greifring erspart es ihm, sich die Hände an den Reifen schmutzig zu machen. Auch die relativ niedrige Sitzfläche des Rollstuhls trägt dieser Doppelfunktion Rechnung. Sie erlaubt seinen Insassen außerdem prinzipiell einen eigenständigen Ein- und Ausstieg. Im Verhältnis zu ihrer Körpergröße sitzen Kinder im Buggy dagegen sehr hoch. Selbst wenn sie motorisch und kognitiv dazu fähig wären, wären sie nicht in der Lage, den Buggy selbst anzutreiben, weil sie weder mit den Armen noch den Beinen den Boden oder die Räder erreichen könnten.

Diese – vermutlich unbewusst – eingebaute Abhängigkeit vom Fremdantrieb kommt den Eltern durchaus gelegen: Kindern wird häufig und gerade im Straßenverkehr nicht zugestanden, sich selbstbestimmt fortzubewegen. Die Sitzhöhe hindert jüngere Kleinkinder ebenfalls daran, den Buggy selbst zu besteigen und zu verlassen. Sie müssen hinein- und herausgehoben werden. Die etwas älteren Kinder können dagegen, wenn sie nicht von Gurt und Bügel daran gehindert werden, selbst hinein- und herausklettern. Die große Sitzhöhe von Buggys gleicht auch den Unterschied zwischen Körpergrößen und -haltungen der Beteiligten aus. Sie bringt den Körper des Geschobenen überhaupt erst in die Reichweite des Schiebenden. Dafür gibt es beim Rollstuhl weniger Bedarf, weil der Insasse in der Regel ähnlich groß ist wie der Schiebende und daher im Sitzen nur wenig niedriger.

2.3.3 Der Rollstuhl zwischen Automobilität und Immobilität

Ich habe den Rollstuhl bisher vom Kinderwagen und vom Tragen aus betrachtet, also in erste Linie im Vergleich zu anderen Praktiken und Technologien des Humantransports. Den höchsten Kontrast erzielt man jedoch, wenn man die Praktik des Transports im Rollstuhl in zwei Relationen einspannt: Als Praktik der Heteromobilität steht sie zwischen Automobilität auf der einen und Immobilität auf der anderen Seite. Ich betrachte zuerst das Verhältnis zum Laufen als der primären Körpertechnik der Automobilität.

Während der Rollstuhl im Vergleich zum Tragen und zum Kinderwagen nicht nur als physisch weniger belastendes, sondern auch als würdigeres Transportmittel erschien, erscheint er im Vergleich zum Laufen als Horrorszenario. Der Fall der 87-jährigen Frau Ehring illustriert die relative Bewertung der beiden Fortbewegungsarten. Ich treffe sie in einem Sturzpräventionskurs, in dem sie mir erzählt, dass sie noch mehrere andere Seniorensport-Angebote wahrnimmt, weil sie versucht, fit zu bleiben:

Also ich bin allein im Haus und möchte das auch ganz gern weitermachen, deswegen streng ich mich auch sehr an. Also ich hab mit 40 schon die Bandscheibenoperation gehabt und hab ne Lähmung im Bein. Und ich hab dadurch halt nicht so viel Kraft da drin, und deswegen fall ich öfter hin. Ich hab einfach wirklich schon viel gemacht, und ich denke viele andere, die würden längst in einem Rollstuhl sitzen. Und da bin ich noch ein bisschen stolz auf mich, und meine Kinder auch! Ich hab auch nur zwei Söhne, und die wohnen auch nicht hier bei mir. Also ich

bin wirklich auf die Beine angewiesen und freu mich, dass ich das noch machen kann, aber das ist schon anstrengend.

Nicht auf einen Rollstuhl angewiesen zu sein ist für Frau Ehring zum einen der Gradmesser ihrer Anstrengungen im Kampf für Autonomie. Trotz einer schier endlosen Liste an Krankheiten und Verletzungen – die sie mir später bei einem Interviewtermin sogar schriftlich vorlegt – kann sie noch laufen. Diese Widerstände, gegen die sie sich behauptet, und der Vergleich mit imaginären anderen, die im Rollstuhl sitzen, machen ihre Automobilität zu einer Leistung, auf die sie und ihre signifikanten Anderen – stolz sind. Sie ist stolz darauf, noch nicht im Rollstuhl zu sitzen, sondern zu laufen. Wie die Disability Studies herausgearbeitet haben, ist der Rollstuhl ein Zeichen für die Abhängigkeit (Edwards/Imrie 2003: 251f.; Smithers 1990: 267f.; Bloom 2019: 131) und Schwäche (Hardin 2007: 45) seiner Nutzer:innen – ein „Stigma“. Er ist nicht nur ein Mittel, das man zur Fortbewegung benutzt, sondern ein Schicksal. Folgerichtig gilt das Sitzen im Rollstuhl der Alltagssprache nicht als situativer Umstand, sondern als ein Dauerzustand, eine essenzielle Eigenschaft. Die „ganze Person“ (Luhmann) „sitzt“ gewissermaßen im Rollstuhl. Um ihre Standhaftigkeit zu veranschaulichen, erzählt Frau Ehring, wie sie am Morgen nach einer Gehirnoperation direkt wieder auf den Beinen war:

Die haben mir den Kopf [zur Entfernung eines Gehirntumors] operiert und am nächsten Tag morgens hat die Krankenschwester mich gefragt, ob ich was frühstücken wollte und ich war schon voll da, und da hab ich gesagt: „Aber erst will ich laufen.“ Da hat die gesagt: „Was?“ „Ja! Ich will Laufen.“ „Na gut.“ Mit einem kaputten Fuß [den sie sich vor der OP zugezogen hatte] und kaputten Kopf, aber... Und dann bin ich den ganzen Flur, mindestens die Hälfte mit dieser Schwester gelaufen. Und da hat sie gesagt: „So ein Stehaufmännchen hatten wir auch noch nicht.“ Und da hat sie mich in den Sessel gesetzt und hat mir dann ein Brötchen gemacht und das hab ich auch gegessen, aber dann hab ich gemerkt, dass mich das ganz schön angestrengt hat. Aber ich war glücklich, dass ich nicht im Rollstuhl sitzen muss.

Für Frau Ehring bedeutet der Rollstuhl allerdings nicht nur einen Gesichtsverlust. Sie kennt die Praxis der Heteromobilität mit Rollstuhl aus der Perspektive der Schiebenden. Zehn Jahre lang hat sie ihren Mann mit der Unterstützung von Pflegekräften zu Hause gepflegt, nachdem ein Herzinfarkt bei ihm schwere neurologische Schäden hinterlassen und ein Bandscheibenvorfall sein rechtes Bein gelähmt hatte. Unter anderem musste

sie ihn vom Bett in einen Rollstuhl setzen, mit dem Rollstuhl zu einem bequemerem Sessel schieben und auch dort wieder umsetzen. Bei einem solchen „Transfer“ zog sie sich selbst eine Verletzung zu, sodass sie ihren Mann nicht länger zuhause versorgen konnte. Er kam in ein Heim und starb kurze Zeit später, was ihr das Herz brach. Frau Ehring weiß also aus eigener Erfahrung, dass sie für andere im wahrsten Sinne eine Last würde, wenn sie nicht mehr laufen könnte. Sie ist nicht zuletzt deshalb so sehr auf ihre Beine angewiesen, weil sie keine sozialen Beziehungen hat, die belastbar genug wären, um sie zu ‚tragen‘. Damit teilt sie das Schicksal vieler älterer Frauen: Nachdem sie ihren Partner bis zu seinem Tod gepflegt hat, ist niemand mehr da, der *sie* pflegen könnte. Die Kinder wohnen nicht bei ihr und sind außerdem „nur Söhne“, weswegen sie niemanden hat, dem sie es zumuten könnte, sie so im Rollstuhl fortzubewegen, wie sie ihren Mann damals bewegt hatte. Weil sie keine Töchter hat, braucht sie ihre Beine. Der „Stolz“ ob ihrer Automobilität mag also auch einfach deren *Notwendigkeit* geschuldet sein.

So ist es auch bei der 76-jährigen Frau Westermann, die am selben Sturzpräventionskurs teilnimmt wie Frau Ehring. Wegen verschiedener gesundheitlicher Probleme hat sie im Laufe ihres Lebens nach und nach Sportarten aufgegeben: erst das Handballspielen, dann den Fußball, schließlich nach einem Bandscheibenvorfall auch das Bergwandern. Nun ist sie froh, überhaupt noch laufen zu können: „Sicher kann man keine Bäume mehr ausreißen wie früher, aber ich bin froh, ich kann wenigstens so drei bis vier Kilometer gehen.“ Sie hält große Stücke darauf, sich „selbst helfen“ zu können und „auf niemanden angewiesen“ zu sein. Es müsse keiner über sie sagen: „Der hab ich das und das machen müssen.“ Im Laufe des Interviews stellt sich heraus, dass gar niemand da wäre, der ihr „etwas machen“ würde, da sie in eine relativ kleine Familie hineingeboren wurde, sich schon vor Jahrzehnten von ihrem Mann getrennt sowie sich mit ihrer Tochter, ihrer Enkelin und einer ihrer Schwestern zerstritten hat. Ihre einzige verbleibende Verwandte, zu der sie noch ein gutes Verhältnis unterhält, ist ihre andere Schwester, die aber schon älter ist als sie selbst. Sie *muss* selbständig sein, weil sie kaum enge Beziehungen hat, sondern eher viele schwache Kontakte, die sie im Rahmen ihrer Teilnahme an Veranstaltungen im „Aktivzentrum“ eines Wohlfahrtsverbandes geknüpft hat. Umgekehrt kann man es auch so deuten, dass sie sich durch ihre Selbständigkeit das Privileg bewahrt, es sich mit ihrer Familie verscherzen zu können. Ihre körperliche Automobilität ermöglicht ihre soziale Unabhängigkeit.

Sie versucht daher, sich ihre Automobilität zu erhalten. Dem Rat ihres Arztes folgend ‚behandelt‘ sie ihre Bandscheiben mit Bewegung: „Der Doktor sagt: Bewegen, bewegen, bewegen!“ Gelegenheiten dazu bieten ihr wie Frau Ehring unter anderem die Angebote des Aktivzentrums, die sie eifrig wahrnimmt, anders als ehemalige Arbeitskolleg:innen, die sie als Negativbeispiele zitiert: „Und ich kenn viele, die sagen: ‚Ach nein, ich will nicht [aus dem Haus gehen]. Muss ich mich ja wieder anziehen!‘ Und das ist was, was es bei mir nicht gibt. Ich muss dahin, und wenn ich zugesagt hab, dann mach ich das auch.“ In Bewegung zu bleiben, soll einer finalen Immobilisierung vorbeugen:

Im Alter müssen Sie gucken, dass Sie Ihre Beschäftigung haben und dass Sie rausgehen. Wenn Sie auf der Couch rumhängen, da werden die Wehwehchen nur schlimmer und mehr, weil Sie ja Zeit haben, da oben in Ihrem Hirn, was sich da zusammenspinnt, ne? Morgens werden Sie schon einmal wach, tun alle Knochen weh, ach und das Wetter... Würdest lieber liegenbleiben... Nee, raus unter die Dusche und dann sieht die Welt wieder anders aus. Und das ist das, dem dürfen Sie nicht nachgeben. Sie dürfen nicht sagen: ‚Nee, jetzt bleib ich heute mal liegen.‘ Das ist es. Weil wenn Sie einmal liegen bleiben, dann bleiben Sie das dritte Mal auch noch liegen und am Ende stehen Sie gar nicht mehr auf.

Es ist in Frau Westermanns Beschreibung, als zöge die Schwerkraft stärker an alten Menschen. Ständige Spannung ist notwendig und ständige Wachsamkeit sich selbst gegenüber. Man darf sich nicht nachgeben, weder „hängen“ noch „schwelgen“ noch „liegen“. Eine unterlassene ‚Aufraffung‘ führt zur nächsten. Kumuliert wirken sie sich auf Person und Körper aus – erstere wird bequem und letzterer wird schwach. Selbständig zu bleiben, erfordert eiserne Disziplin (Foucault 1977: 176f.), nur dass diese die Kräfte des Körpers nicht mehr steigert, sondern nur noch erhält, und den Körper nur insofern in den Dienst anderer stellt, als er ihnen nicht zur Last fällt.

Der Rollstuhl bildet vom Laufen aus betrachtet aber nicht nur ein Abschreckungsszenario, das älteren Menschen ‚Beine macht‘. Er steht auch im Ruf, der von Frau Westermann befürchteten Immobilisierung selbst Vorschub zu leisten. Insbesondere in Pflegeheimen wird er eingesetzt, um Praktiken der Heteromobilität zu beschleunigen und um Stürzen vorzubeugen (MacDonald/Butler 1974; Smithers 1990: 272). Es geht häufig schneller, die Heimbewohner:innen zu schieben, als sie selbst laufen zu lassen oder sie dabei zu begleiten. Wer nicht läuft, fällt außerdem nicht hin. Dabei kommt es zu einem „de-skilling“-Effekt (Selke/Biniok 2015: 54f.), der ty-

pisch für „assistive Technologien“ (Biniok 2022: 599) ist: Die Rollstuhlnutzung lässt die Fähigkeiten des Insassen verkümmern und bringt somit ihre eigene Notwendigkeit hervor.

Aus der Sicht der Gehenden symbolisiert der Rollstuhl also die Praxis der Heteromobilität und macht Körper immobil. Er ist aus dieser Perspektive etwas Schlechtes, das es unbedingt zu vermeiden gilt. Rollstuhlnutzende selbst sehen ihn oft positiver. Den wissenschaftlichen Diskurs über Rollstühle dominieren junge bis mittelalte Menschen mit Körperbehinderung, die sich in ihrem Rollstuhl „unabhängig“ (Watson/Woods 2005) fortbewegen. Sie rahmen den Rollstuhl als ein Werkzeug, das sie souverän nutzen (Winance 2019: 433f.), oder erleben ihn sogar als Teil ihrer selbst bzw. ihres Körpers (Toombs 1995: 17f., 21; Winance 2019: 436ff.; Labbé et al. 2020: 633). Dies bringt Bloom (2019: 132) aus der Perspektive von Menschen, die Rollstuhlbasketball spielen, wie folgt zum Ausdruck:

For the narrators in this article, selves do not end at the boundaries of their skin. Instead, they absorb the quick, sleek objects upon which they sit because these objects represent the same values of mobility held by the speakers, or, as Coach Smith explains, it was using a wheelchair that he realized ,man I can move... and I can play... and I can compete‘.

Die unterschiedlichen Bewertungen des Rollstuhls sind bis zu einem gewissen Grad Perspektiven geschuldet, die sich aus unterschiedlichen Positionen auf einem Mobilitätskontinuum ergeben. Wer laufen kann, nimmt den Rollstuhl vor diesem Hintergrund als eine dramatische *Einschränkung* wahr (s.u.). Wer dagegen z.B. vollständig gelähmte Beine hat, erlebt den Rollstuhl vor dem Hintergrund einer ansonsten drohenden absoluten Immobilität als etwas, das es ihm:ihr *ermöglicht*, sich fortzubewegen. Eine Zwischenposition nehmen Personen ein, deren Körper ihnen das Laufen ‚lediglich‘ *erschweren*. Sie bewerten ihre Rollstuhlnutzung vor dem Hintergrund einer beschwerlichen und instabilen Fortbewegung, etwa mit Krücken. Diese sogenannten „ambulatory wheelchair users“ können also laufen, sind mit dem Rollstuhl aber schneller, sicherer, spontaner und kräftesparender unterwegs. Viele von ihnen lehnen es offenbar zunächst ab, einen Rollstuhl zu benutzen, weil sie sich nicht als „Behinderte“ sehen, sondern beispielsweise als eingeschränkt aufgrund einer chronischen Krankheit, wie eine Youtuberin berichtet (Brown 2023; vgl. Bloom 2019: 126f.; vgl. Labbé et al. 2020: 633). In einer Sequenz, die für den Umgang mit chronischen Erkrankungen nicht untypisch ist, müssen sie zunächst über das Stigma des Rollstuhls hinwegkommen, bevor sie ihn in ihr „Selbst-Konzept“ in-

tegrieren können (Charmaz 1995: 657ff.). Sie müssen dann immer noch mit Vorwürfen der Selbstverhätschelung oder Selbstaufgabe umgehen, da offenbar die Auffassung weitverbreitet ist, die Rollstuhlnutzung dürfe nur das Mittel der allerletzten Wahl sein. Die Disability Studies kritisieren die darin enthaltene „Normalitätsideologie“ (Oliver 1996: 109), die auch der Praxis und den Diskursen der Rehabilitation zugrunde liegt, und die „beinlose“ Menschen an die Gesellschaft der Gehenden anpassen will, statt umgekehrt für Barrierefreiheit zu sorgen und „die kulturellen Deutungsmuster, die das Gehen zu einer Normalität, zum Inbegriff von Selbstständigkeit, Autonomie, sexueller Potenz und Attraktivität macht, radikal zu dekonstruieren“ (Kastl 2017: 51).⁴⁴ „What’s so wonderful about walking?“ fragt Oliver (2009: 28) rhetorisch. Dieser Versuch einer Umwertung unterschiedlicher Fortbewegungsweisen kontrastiert auf interessante Art und Weise mit den Interventionen gegen die entfähigende Rollstuhlnutzung in Pflegeheimen (s.o.). Beide Unternehmen verstehen sich als kritisch und emanzipatorisch; beide wollen die Autonomie der Rollstuhlsassen beschützen vor Zugriffen durch das Gesundheitswesen. Doch was die einen für erstrebenswert halten, ist in den Augen der anderen ein fehlgeleitetes Ideal, das es zu überwinden gilt: dass der Körper im wahrsten Sinne für sich steht. Die einen versuchen, (frei nach Simmel) die ‚Atrophie des Körpers durch die Hypertrophie der Technik‘ zu verhindern, während die anderen versuchen, die Technik auch diskursiv dem Körper und dem Selbst einzuverleiben.

Zu bedenken gilt es allerdings, dass die beiden emanzipatorischen Unternehmungen sich auf unterschiedliche Mobilitätspraktiken beziehen: Hinter den Rollstühlen in Pflegeheimen stehen im wahrsten Sinne Andere, während der Diskurs des „disability pride“, der den Rollstuhl umzukodieren versucht, den Fall der „Selbstfahrer:innen“ im Blick hat. So mag zwar in beiden Fällen der Rollstuhlgebrauch die Beinmuskulatur des Insassen auf Dauer verkümmern und eine zweibeinige Fortbewegung unmöglich werden lassen. Im einen Fall führt diese körperliche Entfähigung jedoch zur Abhängigkeit von anderen Menschen, im anderen Fall nicht.⁴⁵ Dass an dem Ding andere Menschen hängen, blockiert seine Einverleibung. Die Schiebenden sind seine Nutzer:innen, nicht die Insassen (vgl. Toombs

44 Kastl paraphrasiert hier Olivers Position, die eindeutig überzeichnet ist. Das Gehen ist – wenn überhaupt – nur aus der Perspektive von Menschen mit Gehbehinderung der „Inbegriff [...] sexueller Potenz und Attraktivität“.

45 Die Atrophie der Beine wird außerdem durch die Hypertrophie der Arme kompensiert. Es findet nicht nur eine Technisierung der Fortbewegung statt, sondern auch eine Umstellung von ‚beiniger‘ auf händische Fortbewegung.

1995: 21). So beschreibt Toombs (1995: 21) aus leibphänomenologischer Perspektive, dass sie ihren Rollstuhl erst „inkorporieren“ konnte, als sie ihren Schieberollstuhl, in dem sie von anderen abhängig war, gegen einen leichteren Rollstuhl austauschte, den sie selbst antreiben konnte.⁴⁶

Für die stolzen „Selbstfahrer:innen“ ist es kränkend, geschoben zu werden – zumal unaufgefordert und von Fremden (Toombs 1995: 17, 21; Hardin 2007: 45; Bloom 2019: 130f.; Winance 2019: 438). Sie führen diese Übergriffigkeit darauf zurück, dass andere ihnen angesichts ihres Rollstuhls Hilfsbedürftigkeit unterstellen. Hier zeigt sich der stigmatisierende Effekt des Rollstuhls. Er signalisiert anderen, dass sein Insasse als eine bestimmte Art von Person zu kategorisieren ist, der man helfen sollte und keine Personenterritorien einräumen muss. In der unerwünschten heteromobilen Nutzung des Artefakts, das von seinem Insassen als Mittel zur Automobilität gedeutet und genutzt wird, ist also eine latente Verkinderung angelegt. Indem man den Rollstuhl wie einen Kinderwagen benutzt, macht man seinen Insassen strukturell zum Kind. Ich vermute aber, dass die Übergriffe sich nicht nur aus dem Symbolcharakter des Rollstuhls erklären lassen, sondern auch aus seiner „Affordanz“ (Gibson 1986).⁴⁷ Der Rollstuhl ist nun mal nicht nur mehrdeutig, sondern auch tatsächlich multifunktional. Er ist ein Hybrid, insofern er sowohl in Praktiken des zwischenmenschlichen Humantransports eingebunden werden kann als auch in das, was in dieser Studie als dinggestützte Heteromobilität firmiert (siehe Kapitel 4), was aber von den Nutzer:innen häufig als Automobilität empfunden wird. Man sieht dem Rollstuhl an, dass man ihn auch schieben kann. Menschliche

46 Vor diesem Hintergrund lehnt sich die Terminologie dieser Studie also – vorläufig (siehe Kapitel 5) – an die ableistischen Vorurteile unserer Kultur an, wenn sie die dinggestützte Fortbewegung (siehe Kapitel 4) als Heteromobilität konzipiert, während die Disability Studies versuchen, sie im Rückgriff auf die Phänomenologie und die Alltagserfahrung vieler Rollstuhlfahrenden als Automobilität umzudeuten. Sie arbeiten daran, die ‚korporalistische‘ Engführung der Automobilität auf den Körper als Transporttechnologie zu beheben.

47 Dafür spricht, dass manche Rollstuhlnutzende die Griffe ihrer Rollstühle abmontieren, um nicht geschoben zu werden. Die Beforschten in Blooms Studie begründen dies damit, dass die Griffe Abhängigkeit symbolisierten (2019: 131): „And so if people see the big handles [...], then people tend to think, that oh she must be slow, she must be a little mentally disabled“ (2019: 130). Es ist möglich, dass sie das Geschobenwerden etwas zu persönlich nehmen, wenn sie anderen Urteile über ihre Person unterstellen, wo vielleicht nur eine situative Gelegenheit ergriffen wurde.

Körper auf Rollen zu lagern, steigert ihre Bewegbarkeit⁴⁸. Wie bereits herausgearbeitet, lassen sich Rollstuhlinsassen ohne Körperkontakt und unter geringem Kraftaufwand fortbewegen, was den Rollstuhl im Vergleich zum Tragen zu einer gesichtsschonenden Transporttechnik macht. Eine fremde stehende, gehende, liegende oder sitzende Person, die bei Bewusstsein ist, ungefragt ein Stück zu tragen oder das auch nur anzubieten, wäre undenkbar. Dass der Rollstuhl den Humantransport rituell erleichtert, steigert paradoxerweise das Risiko für Gesichtsverluste, indem es die Schwelle dafür senkt, andere Menschen auf diese Weise zu handhaben.

2.4 Zusammenfassung

Gegenstand dieses Kapitels waren Praktiken der Heteromobilität des Typs *Humantransport*. Eine *Körpertechnik* des Humantransports ist das Tragen. Ich habe die unterschiedlichen Bezugsprobleme vorgestellt, mit denen die Praktik umgehen muss: die Minimierung der Belastung für den Körper des Tragenden, den Schutz der körperlichen Unversehrtheit und die Rücksichtnahme auf das Erleben des Getragenen. Letzteres zeichnet speziell den Transport von Lebewesen gegenüber dem von Dingen aus. Im Erleben des Transportierten taucht wegen des engen Körperkontakts beim Tragen beinahe unweigerlich auch der Transportierende auf. Die für diese Praktik der Heteromobilität spezifische Konstellation der beiden Körper schafft eine sinnliche Infrastruktur, die wechselseitige taktile Wahrnehmung möglich macht. Der Getragene spürt, dass der Tragende ihn hält, nah bei ihm, ja geradezu *um ihn herum* ist. Diese körperliche Nähe *kann* erwünscht sein. Ein Erziehungsratgeber behauptet: „Ein Baby will getragen sein“. Auch im täglichen praktischen Umgang mit ihren Kindern erleben Eltern häufig, dass diese schreien, wenn sie sich von ihnen entfernen, oder sich zumindest wieder beruhigen, wenn sie sich ihnen annähern. Das Tragen ist also nicht nur Transporttechnik, sondern erfüllt auch „emotionale Bedürfnisse“ der Kinder und stärkt dadurch die Beziehung zwischen Eltern und Kind. Nüchtern betrachtet dient es neben dem Transport auch der Stimmungsregulation und der Herstellung einer „Bindung“, die nicht zuletzt auch ein Kontrollinstrument ist.

48 Zumindest mechanisch-körperlich sind wir keine ‚operativ geschlossenen Systeme‘ (Luhmann 1991a: 166), sind aber auch nicht nur „verletzungsanfällig“ (Popitz 2004: 21), sondern allgemeiner: handhabbar, greifbar, beweglich.

Ich habe in Kapitel 2.1 außerdem die Gründe dafür erforscht, dass in unserer Gesellschaft fast ausschließlich Kinder getragen werden. Zum einen ist die Praktik materiell anspruchsvoll. Sie stellt gewisse Anforderungen an A und B als Körper, und zwar an das Verhältnis zwischen Gewicht, Größe, Kraft und Robustheit ihrer Körper. Zum anderen ist die Praktik rituell *heikel*, vor allem deswegen, weil sie diese körperliche Überlegenheit des Tragenden über den Getragenen nicht nur erfordert, sondern auch *augenfällig* macht.⁴⁹ Erwachsene, darunter alte Menschen, sind im Vergleich zu Kindern also *doppelt untragbar*: sie sind materiell sperrig und rituell sperrig, weil sie ein „Gesicht“ zu verlieren haben (Goffman 1955).

Wenn in die Praxis Artefakte – Transportmittel wie Kinderwagen und Rollstuhl – eingebunden werden, löst dies das mechanische Problem des Humantransports. Die Sachtechnik des Rades entlastet den Körper der Transportierenden teilweise vom Gewicht der Transportierten. Sie entschärft aber auch das rituelle Problem. Zum einen distanziert das zwischengeschaltete Artefakt die beiden Körper voneinander und löst so den Körperkontakt, der zwischen Fremden oft als grenzüberschreitend erlebt wird, weil er eine Intimität suggeriert, die nicht zur bestehenden Beziehung passt. Zum anderen bedeutet die mechanische Entlastung von As Körper, dass die Praktik seine körperliche Überlegenheit weniger akzentuiert und dass B A weniger zur Last fällt. Nicht nur wegen der Gewichtersparnis, sondern auch wegen dieser rituellen Pufferfunktion des Artefakts werden Erwachsene nicht getragen, sondern geschoben.

Indem sie die direkte mechanische Einwirkung des einen Körpers auf den anderen Körper vermittelt, entschärft die Technisierung des Humantransports aber nicht nur die rituelle Dimension der Praxis, sondern dünnt auch ihre sinnliche Infrastruktur aus. A und B können einander nicht mehr taktil und unter Umständen auch nicht visuell wahrnehmen. Problematisch kann das vor allem bei nähebedürftigen Babys sein. Die Distanz kann aber auch erwünscht sein, um der Lockerung der Beziehung zwischen Eltern

49 Mit Goffman könnte man von „institutional reflexivity“ (1977: 302) sprechen: Die Praktik des Tragens macht die vermeintlich zugrundeliegenden körperlichen Differenzen zwischen (kleinen) Kindern und Erwachsenen erst sozial relevant. Allerdings drängen sich die körperlichen Differenzen, an die wir anschließen, wenn wir Säuglinge von anderen Menschensorten unterscheiden, dem Sozialen mehr auf als die, mit denen die Geschlechterunterscheidung umgeht. Der ‚Alterspolymorphismus‘ ist offenbar größer als der „Sexualdimorphismus“. Erwachsene wie Säuglinge zu behandeln, erzeugte einen unvorstellbaren Personalbedarf, der nicht nur logistisch, sondern schon rein logisch kaum zu stillen wäre: Wer sollte mich füttern und tragen, wenn alle anderen selbst gefüttert und getragen werden, weil niemand selbst läuft und isst?

und Kind und dessen „Entwicklung“ Rechnung zu tragen, beziehungsweise um eine Bindung zu lockern, die unter anderem durch die Praxis des Tragens geschnürt worden ist. In das Artefakt, mit dem A B fortbewegt, sind also nicht nur bestimmte Körperhaltungen (liegen, sitzen), und Interaktionsmuster zwischen A und B eingeschrieben, sondern in ihm sind auch bestimmte Subjektpositionen angelegt und auch eine bestimmte soziale Beziehung zwischen A und B schreibt sich darin ein.

Dabei unterscheiden sich die Technologien des Humantransports untereinander. Der Transport in einem Rollstuhl ist im Vergleich zum Kinderwagen ‚erwachsenengerechter‘. Kinderwagen und Rollstuhl sind also nicht nur Transportmittel, sondern – wie die Praxis des Tragens auch – Vehikel der Unterscheidung von Menschen. In diese Technologien sind unsere Vorstellungen von den unterschiedlichen Fähigkeiten und Bedürfnissen von Kindern und älteren Menschen eingelassen. Kinderwagen positionieren ihre Insassen als verletzbare, auf ihre Sorgenden (Eltern) bezogene Wesen, während Rollstühle (aber auch Buggys) ihre Insassen als vorausschauende Wesen positionieren, die mit anderen an der Öffentlichkeit teilhaben.

Obwohl die Konstruktionsweise von Rollstühlen im Vergleich zum Kinderwagen autonomieorientierter ist, betrachten viele (ältere) Menschen den Rollstuhl als Schreckensszenario. Denn im Vergleich zum Laufen markiert er seine Insassen als „Behinderte“ und symbolisiert einen Verlust an Körper- und Selbstkontrolle sowie die Angewiesenheit auf andere Menschen. Problematisch ist diese Angewiesenheit freilich auch deshalb, weil ältere Menschen im Gegensatz zu Kindern oft niemanden haben, der sie schieben könnte. In manchen Fällen ist der vermeintliche „Wert“ der Selbständigkeit schlicht der Tatsache geschuldet, dass keine Hilfe verfügbar ist.

3. Komobilität

Das vorangegangene Kapitel fokussierte eine Form von Heteromobilität, bei der Kinder und ältere Menschen passiv bleiben konnten: Sie wurden *transportiert*. Dieses Kapitel widmet sich dagegen Fortbewegungspraktiken, die ihre aktive Beteiligung erfordern. Ich nenne diese Form von Heteromobilität *Komobilität*. A bewegt B nicht fort, sondern trägt lediglich zu Bs Fortbewegung bei: Er stützt ihn (3.1), sichert ihn ab (3.2), begrenzt seine Fortbewegung (3.3), beaufsichtigt ihn (3.4) oder veranlasst ihn dazu, sich fortzubewegen (3.5). Eine Zusammenfassung schließt das Kapitel ab (3.6).

3.1 Gehaltenes Laufen

Beginnen wir mit einer gängigen Praktik der Komobilität, die noch relativ nah am Tragen gebaut ist, und die ich bei einem Besuch bei Miriam und ihrem knapp einjährigen Sohn Nils kennenlerne:

Zu Beginn meines Besuchs berichtet Miriam mir: „Und er macht jetzt Schritte, wenn man ihn so festhält. Er kapiert jetzt schon auch, dass er links und rechts bewegen muss, um vorwärtszukommen.“ Später habe ich die Gelegenheit, zu beobachten, was sie meint. Auf dem Weg vom Wohnzimmer ins Kinderzimmer haben wir in der Küche Station gemacht, weil eine Freundin von Miriam angerufen und ihr Kommen angekündigt hat. „Hopp wir laufen weiter, es klingelt nämlich gleich“, sagt Miriam. Sie nimmt ihn an den Händen und sie laufen. Das heißt, dass Miriam hinter ihm läuft, über ihn gebeugt, und ihn links und rechts an seinen erhobenen Händen festhält. Nils lacht glucksend und quietscht. Seine Schritte sind noch unregelmäßig und er kippt manchmal um, was Miriam auffängt, indem sie ihn an den Händen festhält.

Einige Wochen später erzählt sie mir: „Und er will natürlich jetzt dauernd laufen. Also so dass man ihn festhält.“ „An den Händen?“ frage ich nach. „Ja ja, aber es ist so Körperspannung = null. Also es sieht irgendwie lustig aus, weil irgendwie hängt er da dann oder wackelt hin und her. Aber er möchte das so gerne!“ „Woran merkst du das?“ „Naja er will dann hoch, und er stellt sich auch hin und wenn ich ihn manchmal hinsetzen will, dann macht er sich so steif, er will dann nicht sitzen.“

Vom Humantransport (Kapitel 2) aus betrachtet, handelt es sich hier um eine Mischform zwischen Getragenwerden und Laufen: B wird noch gehalten, macht aber schon Schritte. Er wird bewegt und bewegt sich, ist passiv und aktiv. A trägt einen Teil von Bs Gewicht und B stemmt den anderen. B sorgt für seinen eigenen Vortrieb, während A für ihn seine Balance hält. Diese Zwischenstellung spiegelt sich in den Benennungsschwankungen: Die Mutter bezeichnet diese Fortbewegungsart zwar als „laufen“, beeilt sich aber, hinzuzufügen, dass sie ihr Kind dabei festhält. Sie benennt, was zum Laufen noch fehlt: Körperspannung. Das Kind kann sich noch nicht selbst aufrecht halten. Was stattfindet ist ein verteiltes Laufen, das aber dem Selbstlaufen so nahekommt, dass man versucht ist, es so zu nennen. Beinahe wie eine Puppenspielerin lässt die Mutter es hier so aussehen und sich für ihr Kind so anfühlen, *als ob* es liefe. Sie ermöglicht ihm, eine Art der Fortbewegung annäherungsweise am eigenen Leib zu *erleben*, die es selbst noch nicht herbeiführen kann. Aus Erwachsenensicht lässt sie Nils am Laufen „schnuppern“. Aus Kindersicht sieht es anders aus: Es ist nicht davon auszugehen, dass ein knapp einjähriges Kind selbst weiß, welche Mobilitätskarriere ihm bevorsteht. Es sieht selbstverständlich ältere andere Menschen laufen, erwartet aber nicht, dass es mal so sein wird wie diese. Dazu müsste es über ein Bewusstsein seiner selbst (Mead 1925) und über ein kulturell weitergegebenes Wissen vom erwartbaren Normallebenslauf einschließlich der motorischen Entwicklung von Kindern verfügen. Aus seiner Sicht erfährt bzw. praktiziert das Kind mit dem gehaltenen Laufen eine *neue* Fortbewegungsweise, keine *zukünftige*. Diese simulierte Erweiterung seiner körperlichen Möglichkeiten dürfte reizvoll genug sein. Vermutlich genießt Nils auch den harmlosen Kontrollverlust. Er erlebt sich selbst in einer neuen, schnellen und daher offenbar aufregenden Bewegung, die er noch nicht kontrollieren kann, bei der er aber gehalten wird und bei der ihm daher nichts passieren kann.

„Laufen lernen an der Hand“

Da das Laufen an Händen das Kind eine Fortbewegungsweise erleben lässt, die es nicht beherrscht, und ihm dabei Eigentätigkeit einräumt und abverlangt, wird die Praktik oft eingesetzt, um eben diese nicht vorhandene Fähigkeit hervorzurufen. So schreibt eine Userin in einem Internetforum, in dem Eltern Fragen an Kinderärzt:innen stellen können:

Laufen lernen an der Hand

Moin,

meine Tochter (14 Mon.) mag es von jeher nicht besonders, an den Händen angefasst zu werden. Jetzt, wo sie so schön steht, sich hochzieht und auch seitwärts geht, würde ich mit ihr auch mal gern an der Hand bzw. an beiden Händen versuchen zu laufen. Das lehnt sie aber ab und setzt sich dann sofort hin. Ist das Laufen-lernen-an-der-Hand überhaupt nötig? Oder sollte man sie warten lassen, bis sie es von allein und frei kann? Meine Mutter meint, „das muss sie nun langsam lernen.“ Finde ich irgendwie doof ...

Danke.

Wiebke

Gewisse Vorboten des „freien“ Laufens sowie mutmaßlich das Alter des Kindes wecken in der Familie die normative Erwartung, das Kind „muss [...] nun langsam lernen“ zu laufen. Als geeignetes Mittel dazu erscheint das Laufen „an der Hand bzw. an beiden Händen“. Das Laufenlernen und das Laufen an der Hand verschmelzen gar zu einer Einheit: „Laufen-lernen-an-der-Hand“. Dass diese Assoziation kein Einzelfall ist, zeigt eine Online-Bildersuche mit dem Suchbegriff „laufen lernen“. Fast immer sind im Bild außer eines Kleinkindes auf zwei Beinen auch große Menschen zu sehen. Meist sind zumindest deren Hände im Bild, die das Kind an den Händen oder Armen greifen. Das händisch unterstützte Laufen steht sinnbildlich für das Laufenlernen von Kindern.⁵⁰ Die implizite Didaktik dabei ist die Folgende: Das Kind wird in eine Körperhaltung gebracht, die es aus eigener Kraft nicht halten kann, und dazu gebracht, sich auf eine Weise zu bewegen (Schritte machen), die seine Fähigkeiten übersteigt. In diese zunächst noch von außen gestützte Haltung und Bewegungsweise kann es dann ‚hineinwachsen‘ und sie ausfüllen. Der Leib dient hierbei als Medium der Befähigung. Das Kind muss weder Anleitungen verstehen noch das Verhalten von anderen beobachten und nachmachen (vgl. Schindler 2011: 338f.; vgl. Alkemeyer/Brümmer 2021: 6), sondern spürt, wie es wäre zu laufen (vgl. Alkemeyer/Michaeler 2013: 229).

Im Fall des Forenbeitrags spielt das Kind jedoch nicht mit, sondern „lehnt ab“, indem es sich hinsetzt. Die Weigerung wird nicht etwa als

50 Zu einem gewissen Teil ist das sicherlich ein Effekt des Zusammentreffens von Medium und Inhalt: Wie soll man auf einem unbewegten Bild einen situativ gar nicht wahrnehmbaren, langwelligen Prozess abbilden? Die händische Hilfe kommt hier gelegen, um das selbst kaum abbildbare Lernen zu symbolisieren.

Widerstand gegen das Laufen, das Lernen oder die Mutter gedeutet, sondern einer „von jeher“ vorhandenen charakterlichen Schrulle zugerechnet. Eine Sorge nistet sich ein: Sollte an dieser Aversion gegen Berührung an den Händen nun das Laufenlernen scheitern? Das wirft die grundsätzliche Frage auf, ob Laufen eine Tätigkeit ist, die man beigebracht bekommen muss. Die Symbolbilder im Internet suggerieren zumindest, dass Kinder zum Lernen die helfenden Hände von Erwachsenen brauchen. Die Mutter der Mutter – qua Familienrolle eine erzieherische Autorität – scheint der Auffassung zu sein, dass das Laufen-lernen-an-der-Hand zumindest nötig ist, um einen gewissen Zeitplan einzuhalten: Weil das Kind nicht schnell genug selbst lernt, soll die Mutter eingreifen. Unter dieser Prämisse vernachlässigte die Mutter ihre Erziehungspflicht, indem sie die individuelle Abneigung ihres Kindes und damit dessen Autonomie respektiert, und verhinderte oder verzögerte damit seine motorische Verselbständigung. Doch die Mutter hat Zweifel an der Position ihrer Mutter und sucht bei dem Kinderarzt im Online-Forum Rückhalt für ihr Unbehagen an der „doofen“ Normativität der Entwicklung und der Notwendigkeit eines Eingreifens ihrerseits.

Die „Lehrwut“⁵¹ der Eltern

Der Kinderarzt stärkt der verunsicherten Mutter den Rücken: „Das kommt von ganz alleine und Sie müssen das nicht üben.“ Eine andere Userin kommentiert im selben Thread:

51 Die Formulierung „manie enseignante“ stammt von Rousseau, hätte so aber auch von Feldteilnehmenden kommen können. Wegen der Nähe seiner Argumentation zu der des Feldes zitiere ich ihn hier ausführlich: „Immer wollen wir in unsrer schulmeisterlichen und pedantischen Manie den Kindern etwas beibringen, was sie viel besser allein lernen [...]. Gibt es etwas Dümmeres als die Mühe, die man sich macht, sie laufen zu lehren, als gäbe es Erwachsene, die durch die Nachlässigkeit ihrer Amme nicht gehen könnten! Aber wie viele Menschen gibt es, die ihr Leben lang schlecht gehen können, weil man es ihnen schlecht beigebracht hat. Emile wird weder Fallhauben, Gehkörbe, Laufwägelchen noch Gängelbänder haben, wenigstens wird er, sobald er einen Fuß vor den anderen setzen kann, nur auf gepflasterten Stellen gestützt werden, über die man ihm rasch hinweghilft. Anstatt ihn in der verbrauchten Luft eines Zimmers vegetieren zu lassen, führe man ihn täglich nach draußen. Da soll er laufen und herumtollen; und wenn er hundertmal am Tag hinfällt – um so besser, dann lernt er auch am besten, wie er wieder aufstehen kann. Die Wohltat der ungebundenen Freiheit entschädigt reichlich für viele Wunden“ (Rousseau 1990: 183).

[...] unsere Kinderärztin betont immer, dass das Laufenlernen beim Menschen genetisch programmiert ist (und auch der Zeitpunkt, wann ein Kind damit anfängt). Das heißt: Üben ist absolut nicht nötig und beschleunigt das Laufenlernen auch nicht - das angeborene „Lernprogramm“ läuft ganz von selbst ab!

Einen ähnlichen Verlauf nehmen viele Threads, in denen verunsicherte Eltern etwa fragen, ob sie ihre Kinder „irgendwie beim [...] laufen lernen unterstützen können oder ob wir sie dabei quasi sich selbst überlassen sollen.“ Zur Debatte steht also die Agency des Laufenlernens: „Entwickelt sich das Kind aus sich heraus oder muss es von Lehrerenden zum Laufen „erzogen“ werden?“⁵² Die Position des Kinderarztes und die der anderen Eltern im Forum ähnelt der Haltung des Personals in frühpädagogischen Einrichtungen. Als ich einem Erzieher und studierten Pädagogen beschreibe, wie Miriam mit Nils an den Händen läuft, erzählt dieser:

Also es gibt tatsächlich Kinder, das hab ich auch schon erlebt, im schlimmsten Fall ist es halt nicht mehr dieses reflexartige mit den Armen nach vorne, sondern wirklich, die sind mit den Armen nach oben. Weil da ist ja meine Sicherung immer gewesen. Also gibt's auch Beobachtungen dazu. Weil das ja, du hast ja diesen Fallreflex letzten Endes, ja bloß das ist ja jetzt nix Muskuläres wie am Knie, der ja immer ausgelöst wird, sondern du kannst dir das auch abtrainieren. [...] und wenn du natürlich auch immer diese Erfahrung machst, ständig die Erfahrung! Also ich find das ganz schwierig. Das sind die Extremfälle natürlich.

Für diesen Pädagogen ist das Laufen an Händen didaktisch nicht nur „absolut nicht nötig“, sondern sogar schädlich. Das Kind erlernt dabei falsche Reflexe bzw. verlernt die richtigen: Im Falle eines Sturzes fängt es sich nicht mit den Armen vor dem Körper ab, sondern reißt sie hoch in Richtung der helfenden Hände seiner Eltern. Der Versuch, das Kind stehen zu machen, macht es paradoxerweise unselbständig. Hier schreibt sich die Praxis der Heteromobilität in den Körper eines ihrer Teilnehmer ein. Die Erfahrung, gehalten zu werden, wird „in motorische Schemata und automatische Körperreaktionen verwandelt“ (Bourdieu 1980: 116), also in

52 Hier scheint die alte „nature-nurture“-Kontroverse auf. Die heutige Entwicklungspsychologie hat sich vom Dualismus von „maturationalism“ und „environmentalism“ gelöst und in Richtung eines Zusammenspiels mehrerer Faktoren (Thelen/Smith 1996: XVf.) bewegt. Dieser Forschung zufolge braucht es zum Laufenlernen zwar keine anderen Menschen als Lehrende oder Stützende, aber doch jede Menge Praxis (Adolph et al. 2012) und eine mit Halte- und Stützgelegenheiten angefüllte Umwelt.

einen „praktischen Glauben“ (ibid.: 113; vgl. Joas 1992: 287) daran, gehalten zu werden. Dabei ist die Übersetzung in Reflexe ein Extremfall von Habitualisierung. Die „Dringlichkeit“ (Bourdieu 1980: 64, 138) der Praxis ist hier auf die Spitze getrieben: In den Sekundenbruchteilen zwischen Gleichgewichtsverlust und Aufprall auf dem Boden findet kaum ein bewusster Denkvorgang Platz. Insofern die Habitualisierung als „praktische Generalisierung“ (Bourdieu 1980: 158) operiert, wird das motorische Schema jedoch auch auf Situationen übertragen, in denen es nicht passt, weil niemand da ist, um den Fallenden zu halten.

Allerdings werden in unserem Fall *nicht* wie in Bourdieus Theorie der sozialen Ungleichheit, der ich den Gedanken der Einverleibung entnehme, zusammen mit der „Körperreaktion“ auch die Werte der Herrschenden „verleiblicht“ und damit die „gesellschaftlichen Verhältnisse“ reproduziert (1980: 120). Inkorporiert wird zunächst einmal lediglich ein praktisches Verhältnis zwischen den Aktivitäten der Partizipanden einer verteilten Praxis, nämlich das des Gehaltenwerdens: A macht etwas mit B (ihn stützen/halten), damit dieser etwas tun kann (laufen). Dass B diesen Beitrag von A beobachtbar einfordert, indem er seine Arme nach ihm ausstreckt, macht das *praktische* Verhältnis in einem zweiten Schritt zu einem bestimmten *sozialen* Verhältnis – dem der Hilfe: A unterstützt B bei seiner Tätigkeit (zu dieser Unterscheidung mehr in Kapitel 7).⁵³ In einem dritten analytischen Schritt lässt sich feststellen, dass die Anwesenheit stützender Anderer nicht einfach zufällig variiert, sondern gesellschaftlich organisiert ist. „A“ ist gewissermaßen eine ungleich verteilte Ressource. Sie ist ein Luxus, den die unbezahlte Sorgearbeit der Eltern ihren Kindern bietet, der aber (alten) Erwachsenen schon aus körperlichen Gründen nicht zur Verfügung steht. Perspektivisch soll das Kind deshalb lernen, ohne andere auszukommen, sich also im Falle eines Falles selbst zu schützen. Die von den Pädagog:innen gepredigte Zurückhaltung der Eltern bei der physischen Partizipation an der Fortbewegung von Kindern ist also eine – durchaus realistische und fürsorgliche – Vorbereitung auf die vergleichsweise vereinzelte, ungebundene, ungehaltene Fortbewegungsweise der Erwach-

53 Dass B die Arme hochreißt, markiert das, was A tut, als Hilfe im Gegensatz zu einem ungewollten Eingriff – zumindest wird diese präreflexive Körperbewegung von pädagogisch geschulten Beobachtenden als eine Art unbewusstes Hilfesuchen gedeutet.

senen, mithilfe derer sich eine individualistische Gesellschaft zumindest symbolisch *darstellen* lässt.⁵⁴

Ich kehre zurück zur pädagogischen Kritik am Laufen an Händen. Dieses ist für den oben bereits zitierten Pädagogen nicht nur deshalb moralisch falsch, weil es dem Kind die körperlichen Fähigkeiten zum Selbstschutz vorenthält, sondern auch, weil es ihm ein bestimmtes Selbstverhältnis vorenthält:

Ganz schrecklich! Ich persönlich bin da so ganz extrem in punkto Pikler.⁵⁵ Ich finde die Eltern nehmen diesem Kind die Möglichkeit, Selbstbestätigung zu erfahren. Dieses „Ich hab das selber geschafft!“ Dieser Moment fehlt ja. Und genau so jetzt gerade zu dem Beispiel „am Arm laufen“, die müssen sich das ja selbst erarbeiten, die müssen selber sicher sein in dem, was sie machen. Das kennst du vielleicht, wenn man was selber macht oder selber erschaffen hat, du fühlst da ja was dabei. Das ist ja dieses, Hornbach vermittelt das in seiner Werbung von mir aus (lacht). Ne? Dieses Gefühl, so von wegen du hast was gemacht, du hast was geschafft, du hast es selber gemacht. Und das macht schon was. Die brauchen ja Selbstbestätigung. Natürlich wollen die auch von jemand anderem mal irgendwas hören, aber letzten Endes geht's ja wirklich darum, die sollen ja auch ein Gefühl bekommen für ihre Fähigkeiten und für ihre Möglichkeiten. Und das fängt eben früh an, das wird ja alles

54 Ich verfolge mit dieser Analyse keine kritische Absicht im Sinne eines Korrekturvorschlags. Eine Kritik an den Autonomiezumutungen in Bezug auf die körperliche Fortbewegung müsste sich fragen, wie die Gesellschaft aussehen müsste, damit wir nicht lernen müssten, uns selbst aufrecht zu halten und abzufangen. Permanenter Körperkontakt wäre erforderlich. Die Kosten für eine ins Erwachsenenalter fortgesetzte Komobilität bestünden in der Abschaffung jeglicher „Territorien des Selbst“ (Goffman 1971). Man könnte nicht mehr allein auf die Toilette gehen. Das wäre modernen Subjekten schwerlich beizubringen. Verschiedentlich ist zudem darauf hingewiesen worden, dass der „Kult des Individuums“ auch *gesellschaftsstrukturelle* Anker hat (Durkheim 1988: 487f.). Außerdem stellt sich die ganz praktische Frage: Wie soll A B halten, wenn er selbst gehalten werden muss? Ein mutualistisches Verhältnis, in dem sich beide wechselseitig halten, ist im übertragenen Sinne nicht ungewöhnlich für Sozialbeziehungen. Im wörtlichen Sinne ist es schwer vorzustellen.

55 Auch die Kinderkrippe, die ich ethnografisch beforscht habe, beruft sich in ihrem pädagogischen Konzept auf die Kleinkindpädagogin Emmi Pikler. In dem Konzept heißt es unter anderem, dass „das Kind“ auch in Bezug auf Bewegung ein „Akteur“ sei. Die Erzieher:innen sollen dem Konzept zufolge das Kind nicht von sich abhängig machen, indem sie es zum Beispiel setzen oder „stellen“, bevor es dies selbst gelernt hat. Statt dem Kind Entwicklungsschritte vorwegzunehmen, gebe man ihm die Möglichkeit, Bewegungsweisen selbst auszuprobieren. Dadurch erlebe es Selbstwirksamkeit und Selbstbestimmung, was das Selbstbewusstsein stärke.

verschaltet im Gehirn letzten Endes. Bist du jetzt den Berg da hochgeklettert oder hat dich ein Helikopter hochgefliegen? Natürlich, die Kinder finden das toll [getragen oder an den Händen geführt zu werden], ich will das auch gar nicht mindern, ja? Aber ich finds halt schöner, wenn die Kinder das selber schaffen. Und ich persönlich behaupte halt immer, die haben dafür wirklich genug Zeit.

Die Begründung stellt nicht auf eine Leistungsnorm ab – also darauf, dass das Kind es selbst schaffen soll –, sondern auf den Wert eines bestimmten Selbstverhältnisses: Es soll sich selbst als jemanden *erleben* dürfen, der:die etwas schafft. Indem die Eltern für das Kind sein Gleichgewicht halten, nehmen sie ihm die Möglichkeit, dies selbst zu tun. Mit den Handlungsanteilen nehmen die Eltern den Kindern in der Logik des Pädagogen auch die Chance, sich selbst als handelnd zu erfahren. Insofern es als erstrebenswert gilt, sich eine Fähigkeit selbst zu erarbeiten, nehmen sie ihm damit auch eine Gelegenheit, sich selbst wertzuschätzen – und damit missachten sie es indirekt. Die Verteilung der Aktivität des Laufens und damit in diesem Fall auch des *Laufenlernens* schafft – laut dem Pädagogen – nicht nur eine:n Akteur:in mit bestimmten Fähigkeiten, sondern auch ein bestimmtes Subjekt, d.h. jemanden, der:die sich selbst als jemanden erlebt. Es handelt sich aber um eine fremdgesteuerte oder zumindest fremdgerahmte Selbsterfahrung. Moralisch zuständig für Bs Subjektivierung ist A. Er soll sie zur Not auch gegen dessen aktuelle Wünsche und Affekte durchsetzen.⁵⁶ Erzieher:innen kritisieren die physische Partizipation der Eltern an der Fortbewegung ihrer Kinder also nicht nur um deren Befähigung willen, sondern auch, um auf ihre Subjektivierung Einfluss zu nehmen.

Die physische Trennung der vierfüßigen zwischenkörperlichen „Fortbewegungseinheit“ (Goffman 1983: 6), die das verteilte Laufen bildet, dient also auch der Ausdifferenzierung zweier Personen und damit der Fortsetzung eines Prozesses, der bereits vor der Geburt beginnt (vgl. Hirschauer et al. 2014: 278ff.).⁵⁷ Indem es selbst läuft bzw. laufen lernt, soll das Kind zu jemandem werden, der:die *sich selbst achtet*. B kann seine Fortbewegung nur dann sich selbst als Handeln zurechnen, wenn A sich heraushält, ihn

56 Der durchaus plausible Einwand der Pädagog:innen hiergegen wäre, dass das Kind erst gar nicht auf den Geschmack für das händisch-zwischenmenschlich verteilte Laufen käme, wenn die Eltern es nicht auf den Geschmack brächten.

57 Goffman beschäftigt sich kaum mit der inneren Zusammensetzung und dem praktischen Zusammenhang der Fortbewegungseinheit. Sie wird ihm dadurch zur Einheit, dass sie von anderen im Fußgänger:innenverkehr zum Zweck der Kollisionsvermeidung als solche behandelt wird (1983: 5; 1971: 5ff.).

loslässt und gehen lässt. Wenn immer andere an dem Geschehen partizipieren, in das B involviert ist, besteht für ihn keine Gelegenheit, sich selbst als dessen Autor wahrzunehmen. Die Hoffnung ist weiterhin, dass B die aktuelle Performanz zur transssituativen Qualität generalisiert und beginnt, sich selbst für jemanden zu halten, der *immer wieder* ohne die Hilfe anderer etwas tun kann, der immer wieder durch Übung Fähigkeiten erwerben kann, der also „Selbstvertrauen“ oder „Selbstbewusstsein“ im Alltagssinne des Wortes hat. Voraussetzung für eine solche Selbstzurechnung wäre allerdings, dass das Kind Selbstbewusstsein im Sinne Meads (1925) besitzt, sich selbst also als Objekt behandelt. Selbst wenn es Selbstbewusstsein besäße, wäre fraglich, ob es schon mitbekommen hat, dass eigenständiges Handeln wertgeschätzt wird. Aus der Perspektive soziologischer Theorien ist daher zumindest zweifelhaft, ob die Praktik bzw. ihr Unterlassen das pädagogische Gewicht tragen kann, das ihr diskursiv beigemessen wird. Wie sich die zu Subjektivierenden zu den angebotenen oder zugewiesenen Subjektpositionen verhalten, ist also eine offene Frage (vgl. Alkemeyer 2013: 45f.).

Kinder an beiden Händen zu führen, ist trotz dieser pädagogischen Kritik gängige Praxis. Anders als im Forum wird es oft gar nicht erst mit einem didaktischen Nutzen begründet. Miriam beispielsweise, die wir oben im Protokoll mit ihrem Sohn Nils haben laufen sehen, beruft sich stattdessen darauf, dass dieser „das so gerne [möchte].“ Auf die Frage, woran sie das merke, antwortet sie: „Naja er will dann hoch und er stellt sich auch hin und wenn ich ihn manchmal hinsetzen will, dann macht er sich so steif, er will dann nicht sitzen.“ Anders als die Tochter der oben zitierten Wiebke aus dem Online-Forum „lehnt“ Nils das Laufen an den Händen nicht „ab“ und setzt sich hin, sondern er will umgekehrt lieber laufen als sitzen. Seine Mutter deutet seine Körperspannung im Moment des Absetzens als Artikulation⁵⁸ eines Willens zum Laufen. Über seine Körperspannung kann er die Praktik des An-den-Händen-Laufens sogar initiieren. Dass Nils beim Laufen an Händen lacht und freudig quietscht, legt nahe, dass er es nicht als in die Zukunft gerichtete didaktische Technik, sondern für seinen aktuellen Eigenwert schätzt: Es ermöglicht ihm eine neue und daher aufregende Fortbewegungsweise. Er „will [...] laufen“, nicht laufen *lernen*.

58 Streng genommen deutet ihre Sprechweise sogar darauf hin, dass die Körperbewegungen und die Körperspannung ihres Kindes für sie dessen Wille *sind*. Sie hat Schwierigkeiten, zu explizieren, woran sie den Willen abliest, da sie ihn für ihr Empfinden unmittelbar wahrnimmt, statt irgendetwas als seinen ‚Ausdruck‘ zu ‚interpretieren‘.

Ein anderer Vater rahmt das Laufen an den Händen ebenfalls weder als didaktische Technik noch als ‚bevorhändenden‘ Eingriff in die individuelle, natürliche Entwicklung des Kindes:

Und er hat auch angefangen, an den Fingern oder den Händen zu laufen, also Ärmchen nach oben, und hat dann die Finger... Ja ich sag mal, je nachdem welcher Schule man anhängt, ist das halt ungünstig für die Bewegungsentwicklung, weil die halt nicht sofort selbstständig versuchen zu laufen, aber ich mein, da er's ja auch zum Teil eingefordert hat und nach dem Motto, ‚komm jetzt hilf mir mal, ich möchte laufen, hab ich das zumindest dann auch immer getan. Was auch ganz süß ist. Geht zwar auf den Rücken... (lacht)

Auch hier geht es weniger um das Laufen als (zu erlernende) Fähigkeit als um das Laufen als Tätigkeit – und das, obwohl beide Eltern selbst als Erziehungswissenschaftler:innen an einer Universität arbeiten und offensichtlich um die pädagogische Kritik der Praktik wissen. Für die Argumentation des Vaters ist gerade deshalb zentral, dass das Laufen an den Händen nicht auf die Initiative der Eltern zurückgeht, sondern dem Willen des Kindes entspringt. Es ist keine gut gemeinte aber falsch verstandene Erziehungsmaßnahme seitens der Eltern und damit kein pädagogischer Kunstfehler, sondern schlicht jenseits pädagogischen Handelns angesiedelt, eine reine zwischenmenschliche Nettigkeit. Der – auch hier nonverbal artikulierten – „Forderung“ des Kindes nachzukommen und seinen Willen zu vollstrecken, hat für ihn offenbar einen Eigenwert. Er hilft seinem Kind, das zu tun, was es tun will, unabhängig von den Auswirkungen auf seine zukünftige Beherrschung dieser Tätigkeit. Der Erziehungswissenschaftler positioniert sich zudem in souveräner Distanz zu der „Schule“, der die in der Kinderbetreuung praktizierenden Pädagog:innen „anhängen“ – es sei eben nur eine von mehreren.

Als ich dem oben bereits zitierten Pädagogen erzähle, dass Miriam Nils deswegen an ihren Händen laufen lässt, weil dieser das so gern möchte und ihm das Spaß mache, sagt er:

Ja klar, er hat ja auch ne ganz andere Sicht und Perspektive. Und ich sag dann den Eltern immer: Und wenn er jetzt ein Messer haben möchte, dann gibst du es ihm... Oh das Fleischermesser, das glitzert so schön! Ja, dann gibst du es ihm in die Hand. Ich finde, da muss man als Eltern halt auch sagen können: Ist das jetzt sinnvoll oder nicht, oder was *nehme* ich jetzt eigentlich meinem Kind!?

Die Hände der Eltern, sofern sie als Lauf(lern)hilfen herhalten, seien gefährlich wie ein Fleischermesser. Indem A B seinen (As) Körper ‚gibt‘, nehme er ihm einen Teil der Tätigkeit ab und damit die Selbsterfahrung als Handelnder und den dazugehörigen Selbstwert. Die Autonomie des Kindes müsse auch gegen dessen artikulierten Willen verteidigt werden. Denn dieser Wille resultiere aus einer „andere[n] Sicht und Perspektive“. Dabei ist „anders“ letztlich ein Euphemismus für „beschränkt“. Das Kind könne die Folgen seines (Nicht-)Tuns nicht absehen. Es müsse nicht nur vor seinen Eltern, sondern auch vor seinem eigenen ‚falschen Bewusstsein‘ geschützt werden durch Dritte, die sein wahres Interesse kennen.

Ohne das anhand meiner Daten belegen zu können, vermute ich, dass letztlich beide Darstellungen des interaktionsgeschichtlichen Ursprungs der Praktik überspitzt sind. Weder werden unschuldige Kinder von Erwachsenen verführt, noch sind sie – um eine etwas paradoxe Formulierung zu verwenden – souveräne Bittsteller:innen, die wissen, was sie wollen, und ihre Eltern gewissermaßen in die Praktik des verteilten Laufens hineinziehen. Die gemeinsame Praxis mag sich stattdessen dadurch ergeben, dass beide aufeinander reagieren: Man hat das Kind gewickelt, hält es unter den Achseln und will es auf dem Boden absetzen; es streckt die Beine durch und macht sich steif; man probiert aus, was passiert, wenn man das Kind abstellt und an den Händen hält; es steht, kippt nach vorne, setzt einen Fuß vor usw. Dabei merkt das Kind, dass es Freude hat an dieser neuen, wackligen, unkontrollierten, unberechenbaren, aber sicheren Art, *gehalten vorwärtszufallen*. Das Elternteil freut sich, dass das Kind sich freut. Beim nächsten Mal wissen beide schon, was zu erwarten ist, und füllen ihre Rollen in einem Skript aus. Gerade wegen ihrer interaktiven und ungeplanten Entstehung mag sich die Praktik natürlich anfühlen.

Ein bisschen *Kultur* fehlt dieser spekulativen Interaktionsgeschichte des verteilten Laufens aber doch noch: Ich halte es für wahrscheinlich, dass in der elterlichen Deutung des kindlichen Verhaltens als „laufen wollen“ oder „Hilfe einfordern“ ihr Wissen über die Zukunft des Kindes, d. h. über den ihm bevorstehenden motorischen Normallebenslauf durchschlägt. Die Eltern wissen außerdem, dass Eltern mit ihren Kindern an den Händen laufen, weil sich Bilder davon in das kollektive Imaginäre eingebrannt haben, die – spätestens – dann abgerufen werden, wenn man das Kind an den Händen hält und es sich anschickt zu stehen. Das Kind dagegen hat seine zukünftige Fortbewegungsweise nicht im Blick. Weder erarbeitet es sich diese selbst, noch lässt es sich von anderen in sie hineinziehen. Es lernt laufen wie Nietzsches „blinder Seekrebs, der fortwährend nach allen Seiten

tastet und gelegentlich etwas fängt: Er tastet [...] nicht, um zu fangen, sondern weil seine Glieder sich tummeln müssen“ (1988: 17). Ein bisschen ‚ziehen‘ die Eltern also tatsächlich ohne es zu merken am Kind, insofern sie in sein Tasten das Ziel hineinprojizieren, an das es geführt haben wird.

Die vermeintlich unschuldige Praktik, ein kleines Kind an den Händen zu führen, führte uns überraschenderweise mitten in eine Kontroverse zwischen denen, die Kinder haben, und denen, die sich professionell um sie kümmern und über sie nachdenken. In ihr lassen sich unschwer Motive der aufklärerischen und der romantischen Pädagogik (Zinnecker 2000: 41f.; Honig 2008: 13f.) wiedererkennen, die schon lange miteinander kämpfen: Hier das unfertige, formlose und formbare, führungs- und haltungsbedürftige Kind der Aufklärung, dort das natürlich gute, sich aus sich heraus entwickelnde, vor der Gesellschaft zu schützende Kind der sozusagen ‚differenzinfantilistischen‘ Romantik.

Nicht nur der Transport von Menschen durch Menschen ist also offenbar sozial heikel (siehe Kapitel 2), sondern auch eine dezentere Partizipation anderer Menschen an der Fortbewegung eines Menschen. In gewisser Weise ist sie sogar noch heikler, da die Fallhöhe größer ist: Der Humantransport beansprucht erst gar keine Befähigung, keine Ermächtigung, keine Verselbständigung, während man in das gehaltene Laufen einen ‚fehlgeleiteten‘ erzieherischen Anspruch zumindest leicht hineinlesen kann, weil es dem Kind mehr Handlungsanteile einräumt und ganz offensichtlich zu aufwändig ist, um nur der Fortbewegung im Sinne einer Zielerreichung zu dienen. Heteromobilität als zweckfreies gemeinsames *Spiel* kann sich gegen diese pädagogische Kritik argumentativ nur schwer behaupten, mit der ein gewisser *Ernst* Einzug hält. Jeder Handgriff kann ein folgenreicher Fehlgriff sein. Die Zukünftigkeit, die dem Kind in den Augen der Erwachsenen zukommt, belastet seine Gegenwart – nur dass seine Eltern diese Last für es schultern müssen. Aus der Perspektive von Jean Améry's Philosophie des Alters mutet dieser Ernst sonderbar an: Vor dem Hintergrund der dramatischen Verengung des Möglichkeitshorizonts, die das Alter ausmacht (Améry 1977: 65), erscheint der Zukunftsreichtum des Neumenschen als Privileg, das eigentlich *erleichtern* müsste.

3.2 Abgesichertes Laufen

Die Verteilung der Aktivität beim gehaltenen Laufen, das ich im letzten Unterkapitel behandelt habe, stellt gewisse Anforderungen an den Halten-

den. Um einen anderen Menschen an dessen Händen aufrecht zu halten, während dieser läuft, ist Kraft nötig. Entweder der Haltende muss sehr stark oder der Gehaltene sehr leicht sein. Da der Gehaltene (B) außerdem in den meisten Fällen mit annähernd ausgestreckten Armen an den Händen des Haltenden (A) hängt, muss letzterer deutlich größer sein als ersterer. Der Praktik sind Differenzen zwischen den Körpern der Partizipanden eingeschrieben. Auch deswegen rekrutiert sie ihr Personal aus zwei Humankategorien, deren Mitglieder sich körperlich deutlich voneinander unterscheiden: Erwachsene und Kleinstkinder. Dieses Unterkapitel widmet sich dagegen einer Form des verteilten Laufens, die auch mit annähernd gleich großen Körpern auskommt. A und B sind auch hier körperlich verbunden, doch A sichert B bei dessen Fortbewegung ab, statt ihn permanent aufrechtzuhalten. Dabei sind verschiedene Varianten möglich: B ‚hakt‘ sich bei A ein, A hält B an der Hand, etc. Im Vergleich zum gehaltenen Laufen hat der Körperkontakt hier nicht mehr die Funktion, permanent Kraft zu übertragen. Er fungiert vielmehr als eine Art Sicherheitsseil, das nur im Falle eines Falles greift. Die Praktik sieht mit B also einen Partizipanden vor, der grundsätzlich selbst gehen kann, dabei aber sturzgefährdet ist und daher den Schutz eines anderen braucht, wie die alleinlebende 93-Jährige Frau Krämer beschreibt:

Alles andere würde ich zurückstellen, wenn ich die Chance hätte nach Südtirol zu kommen nochmal, aber ich kann ja noch nicht einmal allein mehr auf den Friedhof. Ich hab keine Balance mehr draußen, ich bin unsicher und da würde auch der Rollator nicht helfen. Da würde ich höchstens noch *mit* dem Rollator fallen. [...] Mein Sohn ist ja Gott sei Dank da und wir gehen einkaufen und gehen auch sonst, wenn was zu machen ist. Eigentlich wollten wir schon diese Woche was auf dem Friedhof machen. Dann hat es nicht gepasst, mal mir nicht, mal ihm nicht, und ich kann ja allein sowieso nix machen, und [dann hatte er etwas vor], wo er jetzt nicht auf die Kürze absagen kann. Und jetzt hab ich den Markus [ein Bekannter], und er sagt immer, wenn er raus geht: ‚Tante Lise, wenn ich dir was machen kann...‘ Ja, da kann ich immer fragen, der ist immer da.

Allein kann ich nicht mit dem Bus fahren, ich brauch jemanden um die Treppe runterzugehen, wo so einfarbig ist. Ich sehe auch nicht mehr gut, und dann bin ich unsicher, auch draußen wenn ich auf den Boden guck, und dann ist mir schwindlig, aber auf den Friedhof, auf den rutschigen da, und so uneben! Ich würde gern manchmal... früher bin ich manchmal rüber und bin ein bisschen da rumgelaufen, aber... ich muss immer

warten bis einer kommt und der darf noch nicht einmal leicht umfallen. Wenn ich manchmal so strauchle, der Rolf [ihr Sohn], an dem kann man sich wenigstens halten. Ach ja, ist alles nicht mehr so einfach. Das Alter ist... (seufzt und bricht ab).

Und als ich 86 war, waren wir im Schwarzwald. Früher, wie ich noch besser gekonnt hab, sind wir am Geburtstag ja immer ein Stück weiter fortgefahren, jetzt fahren wir bloß noch essen miteinander und mittags nehmen wir sie alle mit rauf und trinken Kaffee. [...] Das Alter ist nicht schön. Nicht mehr schön, weil man das nicht mehr kann, weil man jemand braucht, und weil sich viele Krankheiten einstellen. Im Alter geht nichts mehr weg, kommt immer noch was dazu.

Frau Krämer kann nicht mehr allein aus dem Haus. Ein Zusammenspiel von körperlichen (fehlende Balance, Schwindel, Sehschwäche) und Umweltfaktoren (Treppen, rutschiger und unebener Boden) lässt das Laufen außerhalb ihrer Wohnung zu einer Gefahr werden, die sie auf andere verweist. Sie braucht jemanden, an dem:der sie sich festhalten kann, wenn sie strauchelt. Es entsteht ein Missverhältnis zwischen ihren Wünschen und ihren Möglichkeiten: Sie würde gerne nach Südtirol reisen, aber schafft es kaum bis auf den Friedhof, der 100 Meter von ihrer Wohnung entfernt liegt, um die Gräber ihrer Angehörigen zu besuchen und zu pflegen. Auffällig ist im Vergleich zum letzten Unterkapitel der Unterschied in der affektiven Haltung der Partizipanden der Heteromobilität: vom quietschenden und freudeschreienden Kind, das „lustig“ herumbaumelt an den Händen seiner Mutter zur Klage über die Unselbständigkeit. B zelebriert seine Heteromobilität im ersten Fall und beklagt sie im zweiten. Diese unterschiedlichen Wertungen resultieren zum einen aus den unterschiedlichen Verfügbarkeiten von Hilfe (1) und zum anderen aus den unterschiedlichen Positionen der Heteromobilität im Lebensverlauf und den Erwartungen und Erinnerungen, die sich daraus ergeben (2).

1) Zwar fungiert bei Frau Krämer die Familie wie im Fall der Eltern-Kind-Mobilität als Hilfereservoir – ihr Sohn ist „da“ –, doch das ist erstens nicht selbstverständlich („Gott sei Dank“) und reicht zweitens nicht aus. Er wohnt in einem Nachbarort – mit dem Auto eine knappe Viertelstunde entfernt – und ist selbst bereits im Rentenalter. Sie ist auf die Hilfe weiterer Menschen aus ihrem Umfeld angewiesen (Markus). Sie kann nicht spontan aus dem Haus gehen, sondern muss sich abstimmen mit anderen und „warten bis einer kommt“. Diese Situation erlebt sie als Abhängigkeit: Jemanden zu brauchen sei „nicht schön“.

2) Während das Kind an der Hand seiner Eltern zumindest aus deren Perspektive an seinem nächsten Entwicklungsschritt „schnuppert“, blickt die alte Frau zurück auf eine Zeit, in der sie noch „besser konnte“. Sie erlebt einen *Verlust* nicht nur an Autonomie der Lebensführung, sondern auch bestimmter wertgeschätzter Erfahrungen und Aktivitäten. Obwohl die Beschaffenheit der materiellen Umwelt einen Anteil daran hat, dass sie das Haus nicht allein verlassen kann, sieht sie die Ursache für den Verlust bei sich selbst. Schließlich ist sie es, die sich verändert hat. Sie „kann nicht mehr“, weil sie schwach, herzkrank und schwindelanfällig geworden und ihre Makula „degeneriert“ ist. Sie rechnet diesen körperlichen Abbau ihrem Alter zu. Er sei irreversibel: „Im Alter geht nichts mehr weg.“ Charakteristisch für das Alter ist aber nicht nur der Blick in eine verlorene „schönere“ Vergangenheit, sondern auch der in eine düstere Zukunft. Es „kommt immer noch was dazu“ und am Horizont droht ein weit schlimmeres Schicksal:

Wenn ich dran denke, was die armen Alten, die keine Kinder haben, oder die Kinder haben, die sich nicht kümmern, oder im Heim sitzen, da hab ich schon gesehen, [...] was da los ist, wenn ich jemand besucht hab: Ach Gott, da sitzen sie in den Gängen und warten bis jemand kommt (seufzt) und sie vielleicht auch ein bisschen Ansprache haben, furchtbar. Aber das haben wir Gott sei Dank, dass wir nicht so wo hinmüssen.

„Ich bin hinter Ihnen.“ Die interaktive Koordination des abgesicherten Laufens

Im Folgenden betrachte ich das abgesicherte Laufen nicht in seiner Einbettung in Bs Lebenswelt und den Lebenslauf, sondern in seinem praktischen Vollzug und aus der Perspektive von A. In dieser Situation leihe ich einer älteren Frau meinen Arm und meine Augen, um ihr zu helfen, die Treppe von ihrer Wohnung im ersten Stock ins Erdgeschoß hinunterzugehen:

Ich sage Frau Berger, dass ich nochmal auf Toilette gehe und wir es dann mit der Treppe versuchen. „Ja, ich muss auf die Beine kommen!“ erwidert sie. [Ich komme zurück, wir verlassen die Wohnung und gehen ins Treppenhaus.] Ich stelle mich auf ihre linke Seite, weil rechts das Geländer ist. Sie hat den Stock in der linken Hand und legt die rechte Hand auf das Geländer. Sie erwischt aber nicht den Handlauf, sondern eine Querstange darunter. Sie fühlt, tastet und sucht offenbar nach dem Handlauf. „Eins höher“, sage ich. Eins höher, sagt sie und greift hoch an den Handlauf. Dann tritt sie vorsichtig näher an die Stufe und lässt

den Stock herab über die Kante, um zu spüren, wo sie ist. Dann gibt sie mir den Stock und ich halte ihr meinen Arm hin. Sie hakt sich ein. Dann setzt sie ihren Fuß auf die nächsttiefere Stufe und dann den nächsten nach, während sie sich rechts am Geländer und links bei mir festhält. Der Zug an meinem Arm ist nicht groß, sie hängt sich nicht mit dem ganzen Gewicht an mich. Wir nehmen zwei bis drei Stufen. Dann sagt sie: „Das geht aber schlecht.“ Ob ich nicht gleichzeitig mit ihr runtergehen könne. Bisher war ich mir nicht sicher, wie ich mich am besten bewegen soll. Manchmal habe ich auf der oberen Stufe gewartet, bis sie auf der darunter ist, und bin dann nachgekommen, damit ich in dem Moment, in dem sie ihren Schritt macht und sich an mir festhält, festen Stand habe. Aber offenbar ist das für sie nicht so gut. Ab dann setze ich meinen Fuß synchron mit ihrem. Eigentlich geht es ziemlich flott, finde ich. Es scheint sie nicht sehr anzustrengen. Aber sie ist noch nicht zufrieden. Als wir auf dem Treppenabsatz zwischen diesem und dem nächsten Stockwerk ankommen, sagt sie, jetzt habe sie nicht mitgezählt, ob wir unten seien. Ich sage, die Hälfte hätten wir geschafft [...]. Sie will sofort wieder hoch, was mich etwas wundert, da es eben zügig ging, und es auf mich wirkt, als könnten wir locker noch die beiden anderen Treppen nehmen, dann wären wir im Erdgeschoß und könnten zumindest kurz rausgehen. Es erscheint mir widersinnig, jetzt wieder umzukehren. Aber sie kann es offenbar gar nicht erwarten, wieder oben zu sein. Beim Hochgehen nehme sie den Stock, sagt sie, und ich gebe ihn ihr. Sie setzt immer erst den Stock mit der rechten Hand auf die nächsthöhere Stufe, schiebt dann die linke Hand auf dem Handlauf ein Stück vor, setzt dann den linken Fuß zuerst hoch, dann den rechten, dann wieder den Stock, die Hand, usw. „Ich bin hinter ihnen“, sage ich, und versuche, mich darauf gefasst zu machen, sie zu fangen, falls sie nach hinten kippt. Sie bleibt manchmal ein bisschen mit den Fußspitzen an den Stufen hängen.

Das Protokoll zeigt, dass das abgesicherte Laufen nicht nur, wie wir im Interview mit Frau Krämer gesehen haben, eine Terminkoordination erfordert, die den Tag oder die Stunde der gemeinsamen Unternehmung betrifft, sondern auch eine situative Abstimmung, bei der es um Sekunden geht. Damit die gemeinsame Fortbewegung gelingt, müssen die Körperbewegungen der beiden Beteiligten synchronisiert werden, bzw. diese müssen sich zunächst darauf einigen, dass Gleichzeitigkeit überhaupt der angebrachte Modus ist. Während ich zunächst Stabilität priorisiert hatte, macht sie mich darauf aufmerksam, dass es für sie leichter ist, wenn wir uns gleichzeitig

bewegen. Die Synchronisation geschieht durch verbale Kommunikation. Abgestimmt werden müssen nicht nur die Rhythmen von Körperbewegungen, sondern auch die Konstellation der Körper(teile) im Raum. Im Grunde suggeriert der Begriff der Abstimmung allerdings zu viel Symmetrie und Ergebnisoffenheit. Frau Berger hat die Rollen bereits sechs Wochen zuvor verteilt. Ich schlüpfte nur in ein Skript und folge Anweisungen. Bereits bei unserem ersten Treffen zusammen mit der Koordinatorin des Besuchsdienstes, für den ich sie besuche, hatte Frau Berger skizziert, wie sie mit mir die Treppe heruntergehen wolle:

Sie will sich bei mir auf einer Seite einhaken, auf der anderen soll das Geländer sein. Einmal habe es ein Physiotherapeut mit ihr versucht, aber der habe sie unter dem Arm gegriffen und darauf bestanden. Da fühle sie sich aber nicht sicher. Man müsse ja auch auf die Patienten eingehen. Nach der ersten Treppe habe sie gesagt, sie wolle wieder hoch. Nach seinem Besuch habe sie ihn angerufen: Er müsse nicht mehr kommen. Die Frau vom Besuchsdienst merkt kritisch an, dass sie es auch so gelernt habe, wie der Physiotherapeut es gemacht habe: Nicht die Patientin solle sich einhaken, sondern die Begleitung. Ich sage, dass ich es bei meinem Nebenjob in der Altenpflege auch ungefähr so gelernt habe.

Frau Berger erzählt von einem Konflikt mit einem anderen, der nicht bereit war, seine praktische Rolle zu akzeptieren, und deshalb ausgemustert wurde. Statt *sie* sich an ihm festhalten („einhaken“) zu lassen, habe *er* sie gehalten. Sich festhalten zu lassen, statt sich festzuhalten, heißt, Kontrolle über den eigenen Körper abzugeben. Der Haltende ist aktiv: Er tut etwas, um die beiden Körper zusammenzuhalten. Von ihm hängt es also auch ab, wann die Verbindung sich löst. Er kann loslassen oder der Gehaltene kann ihm entgleiten. Er braucht daher das *Vertrauen* des Gehaltene. Frau Bergers Physiotherapeut hat es nicht.⁵⁹ Sie fühlt sich nicht sicher dabei, sich in seine Hände zu geben. Sie reklamiert für sich als „Patientin“ den normativen Anspruch darauf, die Konstellation der beiden an der Hilfepraktik partizipierenden Körper zu bestimmen, und zwar so, dass sie ihr einen Rest Kontrolle einräumt. Der Physiotherapeut entspricht ihrem Autonomiewunsch nicht. Sein Fachwissen lässt ihn bestimmte Grifftechniken anwenden, von denen er weiß, dass sie die sichersten sind. Kontrolle an seine Patientin abzugeben, könnte ihm als Fahrlässigkeit ausgelegt werden. Sein professionelles Handeln ist nicht auf Ermächtigung und Selbstbestim-

59 Ich habe es ebenfalls nicht, aber spiele brav mit und lasse sie sich an mir festhalten.

mung, sondern auf körperliche Ertüchtigung bei gleichzeitiger Risikominimierung, also auf Gesundheit ausgerichtet.

Nachdem Frau Berger und ich auf der Treppe unsere Schritte synchronisiert haben, geht es „flott“ und vermeintlich mühelos weiter bis zum Ende der ersten Treppe. Dort zeigt sich aber, dass ich die Fortbewegung trotz unserer körperlichen Nähe und engen Koordination leiblich ganz anders erlebt habe und mir außerdem ihr Erleben entgangen ist. Während ich uns schon beinahe auf der Straße sehe, will sie wieder umkehren. Als wir wieder hochlaufen, verzichtet Frau Berger auf meinen Arm und ersetzt ihn durch ihren Gehstock. Auf dem Weg herunter hatte sie ihn nicht benutzen können, weil sein Griff ergonomisch auf die rechte Hand angepasst ist, die sie für das Geländer zu ihrer Rechten brauchte. Außerdem stürzt man aufwärts weniger tief als abwärts, was es erlaubt, die Entfernung zwischen unseren Körpern zu vergrößern. Wir haben keinen Körperkontakt mehr, sondern ich laufe dicht hinter ihr, um sie im Falle eines Gleichgewichtsverlusts auffangen zu können, was ich ihr gegenüber expliziere: „Ich bin hinter Ihnen“. Dass ich das auf dem Rückweg für nötig erachte, zeigt im Umkehrschluss, dass unser Körperkontakt auf dem Hinweg eine solche verbale ‚Positionsmeldung‘ überflüssig gemacht hat. Die unterschiedlichen Konstellationen unserer Körper öffnen und schließen also auch unterschiedliche Sinneskanäle. Der Körperkontakt ermöglicht nicht nur Kraftübertragung, sondern erlaubt auch taktile Wahrnehmung, die die beiden Partizipanden der Anwesenheit des jeweils anderen vergewissert. Er stellt taktil(e) Kopräsenz her. In Frau Bergers Fall bedeutet der Körperkontakt nicht nur „Ich bin da“, sondern auch: „Ich halte Sie“. Unser Körperkontakt fungiert also auch als Signal der Sicherheit.

Die Variation in der Konstellation der Körper von Ab- zu Aufstieg zeigt auch, dass Frau Berger mich nicht etwa braucht, um sie zu stützen. Zwar beansprucht das Treppenlaufen, wie sie mehrmals nach unseren Ausflügen ins Treppenhaus betont, auch ihre Bauchmuskulatur: Es fällt ihr schwer und ist schmerzhaft für sie, sich aufrecht zu halten und die Beine zu heben. Sie entlastet ihre Rumpfmuskulatur, indem sie sich mittels Armkraft an mir aufrichtet, was ich als Zug an meinem Arm spüre. In dieser Rolle als passive Haltegelegenheit bin ich jedoch austauschbar durch den Gehstock oder das Geländer. In dieser Hinsicht sind menschlicher Körper und Artefakt funktional beinahe äquivalent. Der Stock ist lediglich etwas weniger flexibel als mein Körper, insofern er auf eine Körperseite festgelegt ist. Tatsächlich werden auch menschliche Gehhilfen ganz ähnlich auf ihre materielle

Beschaffenheit hin geprüft, wie Frau Berger bei einem anderen meiner Besuche erzählt:

Als ich gehe, sage ich, ich sei jetzt zwei Wochen weg, dann müsse sie ohne mich üben. Mit dem Diakon werde sie jedenfalls nicht üben, sagt sie. Weil der „zu beleibt“ sei, könne sie sich an ihm nicht festhalten. Wie das, frage ich, ist sein Arm zu dick? Genau, erwidert sie. Und einmal im Krankenhaus sei sie mit ihrer Tochter zur Rechten und einem Pfleger zur Linken gelaufen. Sie habe dann gesagt, sie halte sich lieber an ihrer Tochter fest, an der sei mehr dran. Der Pfleger habe sich nicht mehr eingekriegt vor Lachen.

As Arm muss einen bestimmten Durchmesser haben, um sich als Haltegriff zu eignen, und der Körper, zu dem er gehört, muss ausreichend stabil sein. Er „darf noch nicht einmal leicht umfallen“, wie Frau Krämer formuliert. Anzeichen für Instabilität ist in Frau Bergers Augen eine zu geringe Körperfülle. Der Diakon, der Pfleger und der Gehstock eignen sich auf eine andere Art und Weise nicht für Frau Bergers Praktik als der Physiotherapeut. Sie sind nicht sozial unfügsam, sondern materiell unpassend.

Was nichtmenschliche Gehhilfen im Gegensatz zu menschlichen (noch) nicht können, ist auf Bewegungen des:der Nutzenden zu reagieren und diesen:diese aufzufangen. Ich diene also nicht primär als ständige mechanische Unterstützung, die Frau Bergers Fortbewegung erst möglich macht, sondern als eine Art präventiv mitlaufendes Sicherungsseil.

„Ich muss auf die Beine kommen!“ Abgesichertes Laufen als Trainingsprojekt

In Frau Krämers Fall sah es so aus, als bewege sich das abgesicherte Laufen bei alten Menschen immer im Horizont des Verfalls. Heteromobilität – genauer: Komobilität – war gerahmt als (notdürftige) Kompensation einer Entfähigung. Frau Bergers Fall zeigt jedoch, dass sie durchaus auch bei alten Menschen als Mittel der Befähigung gerahmt sein kann. Das interaktive Geschehen des Treppenlaufens, das ich soeben betrachtet habe, hat seine Geschichte. Es ist Teil eines Projekts: Indem wir Treppenlaufen üben, will Frau Berger „auf die Beine kommen“. Anders als Frau Krämer *kompensiert* sie nicht nur ihre geschwundenen Kräfte, indem sie sich beim Laufen an jemand anderem festhält, sondern hofft, diese dadurch *wiederzugewinnen*. Die körperliche Präsenz eines anderen dient als Sicherheitsnetz, das es ihr erlaubt, eine Bewegung auszuführen und damit zu trainieren, die allein zu gefährlich wäre. Der Hintergrund ist, dass Frau Berger seit über einem Jahr ihre Wohnung nicht mehr verlassen hat. Sie leidet aufgrund einer chronisch

progredienten Nervenkrankheit an Muskelschwäche, Muskelschmerzen, Schwindel und Sehschwäche. Seit einem eigentlich harmlosen Sturz in ihrer Wohnung und einer missglückten Augenoperation fühlt sie sich zu schwach dafür, nach draußen zu gehen. Das Haupthindernis ist die Treppe, die von ihrer Wohnung im ersten Stock eines Mietshauses herunter zur Straße führt. An ihrem Geburtstag in vier Monaten will sie endlich einmal wieder nach draußen. Um sie zu motivieren, habe ihre Tochter ihr eine Art Ultimatum gestellt, berichtet sie: „Deinen Geburtstag feiere ich nicht *hier* mit dir.“ Es gab also wie in Frau Krämers Fall einen Verlust an Fähigkeiten und eine drastische Beschneidung der Bewegungsmöglichkeiten. Anders als Frau Krämer findet sich Frau Berger aber nicht mit der Unumkehrbarkeit des Verlusts ab, sondern will wieder „auf die Beine kommen“. Das liegt vermutlich auch daran, dass sie ihre Schwäche nicht wie Frau Krämer primär als Ausdruck ihres Alters deutet, sondern zum einen als Folge ihrer Krankheit und zum anderen als Folge unglücklicher, kontingenter Ereignisse (Operation, Sturz).

Im Vergleich mit dem gehaltenen Laufen in der Kindheit fällt auf, dass im Fall des abgesicherten Laufens im Alter der Rahmen der Befähigung unkontrovers ist. Kritikwürdig kann hier die didaktische Wirksamkeit einer Praktik der Heteromobilität sein⁶⁰, nicht aber das Ziel der (Fremd)-Befähigung selbst, also das Vorhaben, jemandem etwas beizubringen oder ihn: sie zu trainieren. Die Argumentationsmuster, die die Pädagog:innen gegen das Laufen-Üben an der Hand vorbringen, erschienen absurd, wenn man sie aus der Kindheit auf das Alter übertrüge. Wie die Entwicklung, so müsste man dann argumentieren, ist auch der Verfall ein natürlicher Prozess, dem man seinen Lauf lassen sollte. Es würden sich Wächter dieses Prozesses finden, die Alarm schlagen, wenn er von außen gestört wird. Wer alte Menschen an die Hand nimmt oder sie sich an sich festhalten lässt, um sie vor Stürzen zu schützen, mache sie nur von sich abhängig und unselbständig. Ja mehr noch: Mit einem alten Menschen laufen zu üben, nähme diesem die Chance, sich als Unfähiger zu erleben. Er lernte dann auch nicht die Selbstverachtung, die sich für ihn als angehenden Toten geziemt.

In der Kindheit kann man die Heiligkeit der Person und die der Natur gleichzeitig anrufen, um Hilfe abzulehnen. Ein Eingriff in die Natur wäre ein Eingriff in die Autonomie des Subjekts. Die Person läuft im Windschatten ihres Körpers. Weil die Natur dafür sorgt, dass das Kind

60 In etwa in diesem Sinne ist die Kritik am übermäßigen Einsatz von Rollatoren und Rollstühlen in Pflegeheimen (siehe 2.3.3) zu verstehen: Problematisiert wird Entfähigung, nicht Befähigung.

irgendwann schon ganz von selbst zur sozial erwarteten und gleichzeitig für das Gattungswesen Mensch natürlichen Fortbewegungsart übergehen wird, „darf“ es auch ruhig noch eine Weile krabbeln oder robben oder sich an Möbeln entlanghangeln. Im Alter gibt es diese Kongruenz nicht. Im Gegenteil ist hier das Altern des Körpers geradezu eine Zumutung für die Person. Es schränkt sie ein, statt sie zu ermächtigen. Die ‚biologische Uhr‘ tickt nun gegen das Subjekt. Der Prozess mag natürlich sein, ist aber nicht wünschens- und schützenswert. Man kann ihn daher nicht einfach laufen lassen. Wenn doch gegen Hilfe, Übung, Training, Rehabilitation, Befähigung im Alter Stellung bezogen wird, dann nicht normativ im Sinne eines *Respekts* vor dem Naturgesetz, sondern pragmatisch im Sinne einer *Kapitulation* vor seiner Übermacht – oder aber mit Blick auf die körperliche Verletzungsgefahr beim Üben. Frau Berger und ich treffen demnach bei unserem Trainingsprojekt nicht auf diskursive Widersprüche, sondern auf praktische Widerstände, die sie primär in ihrem Körper verortet. Oft ist Frau Berger von der schieren Bewältigung ihres Alltags so erschöpft, dass sie für seine Optimierung keine Kraft mehr übrig hat. Sie fühlt sich schwach, hat Rücken- oder Bauchmuskelschmerzen oder das Gefühl, „jeden Moment umzufallen“. Oft lehnt sie daher ab, wenn ich vorschlage, Treppenlaufen zu trainieren, oder ich traue mich erst gar nicht, es anzusprechen. Zweimal, jeweils im Abstand von einigen Wochen, laufen wir noch zusammen die Treppe herunter und wieder hoch. Einmal hat sie sogar einen kleinen „Erfolg“ und wir machen es gleich zweimal direkt hintereinander. In den meisten Fällen ist sie nach dem Treppenlaufen aber enttäuscht, weil es für sie noch anstrengender, schmerzhafter und beängstigender gewesen ist als zuvor. Es gibt also ‚Formschwankungen‘, die wir anfangs noch kollaborativ mit dem Rahmen der „Übung“ einzufangen versuchen: Es gehe *noch* schlecht. Sie sei schließlich schon lange keine Treppe mehr gegangen. Die nötige Muskulatur sei wohl zurückgegangen. Im Auf und Ab der Tage zeichnet sich jedoch ein Trend ab:

Ich schlage vor, dass wir die Treppe in Angriff nehmen. Sie sagt, ich sei „ein richtiger Kameltreiber“ und lacht. Mit sorgenvoller Miene sagt sie dann, sie wisse es nicht, sie fühle sich schwach. Es sei eine „schwierige Entscheidung“. Sie wird still und geht eine Weile in sich. Ob sie Angst habe, frage ich, und mache eine Kippbewegung mit der Hand aus der Senkrechten in die Waagerechte. Ja, sagt sie, sie sei schon oft gefallen. [Sie erzählt von ihren Stürzen.]

Vor drei Jahren sei sie noch mit einer ihrer Haushaltshilfen rausgegangen zum Supermarkt, und zwar sogar hier rum über die Jasperstraße

[was ein kleiner Umweg ist]. Und als sie mit ihrer Tochter und dem Schwiegersohn in den botanischen Garten gegangen sei, habe sie ihren Rollstuhl die meiste Zeit über geschoben [habe ihn also nicht gebraucht]. Sie würde so gerne mal wieder raus. „Das ist das, was ich nicht verstehe!“ sagt sie mit Nachdruck. Sie lässt nun ihr Gesicht in ihre Handflächen sinken, stützt ihren Kopf mit den Armen, die Ellenbogen in ihren Bauch gestemmt. Das kenne sie nicht aus ihrem Leben. „Was?“ frage ich. Dass es so schnell gehe. Innerhalb von vier Wochen habe sie nichts mehr gesehen auf einem Auge. Und die OP und die Narkose hätte sie einfach nicht verkräftet. „Ich kann“, „ich will“, das sei ihre „Art“ gewesen, „durchkämpfen“, „geht nicht gibt’s nicht“. „Wo ist die Kraft hin?“ fragt sie. Ich lenke ein und sage, an einem guten Tag würden wir es mal wieder versuchen. An einem guten Tag, sagt sie mich zitierend, fühle sie sich stark, wie als sie die zwei Treppen gegangen sei [vor zwei Wochen]. Aber ob der nochmal komme? Seit einem halben Jahr sage die Tochter, sie solle ihr sagen, wenn es nicht mehr gehe. „Und dann?“ frage ich. Dann müsse sie ins Heim. Da könne sie doch auch stürzen, sage ich. Ja, aber da müsse sie nicht so viel laufen und machen.

Statt einer Steigerung stellt sich eine Verschlechterung ein. Die Treppe zu überwinden, erscheint nicht mehr als Ziel, das durch Übung erreicht werden kann, sondern zum einen als unrealistischer Wunsch („sie würde so gerne mal wieder raus“), zum anderen als verlorene glorreiche Vergangenheit. Ein schlechter Tag würde in anderen Kontexten (Kindheit, Sport) vielleicht als „Phase“ oder „Knick“ in einer stagnierenden oder steigenden Kurve normalisiert. In Frau Bergers Fall lässt jeder schlechte Tag und erst recht eine Häufung schlechter Tage daran zweifeln, ob nochmal ein guter Tag kommt. Stattdessen zeichnet sich am Horizont ein Abgrund ab. Das Verfallsnarrativ gewinnt langsam die Oberhand über den Rahmen der Übung. Statt der Wiedergewinnung ihrer Bewegungsfreiheit beginnt eine andere Aussicht zu dominieren: Dass es irgendwann „nicht mehr geht“, sie ihren Alltag nicht mehr zu Hause bewältigen kann und ins Pflegeheim umziehen muss. Letztlich verfehlen wir unser Ziel: Wir schaffen es im Treppenhaus nie weiter als bis zum Treppenabsatz zwischen erstem Stock und Erdgeschoss. Frau Berger hat ihre Wohnung nur noch für Transporte ins Krankenhaus und ins Heim verlassen. Wenn es beim Laufen der Kinder um die von anderen (durch Zurückhaltung) arrangierte Erfahrung der Selbstwirksamkeit ging, haben wir es hier mit deren ungesteuertem Verfall zu tun. Ihre „Art“ war es, ihren Willen gegen Widerstände durchzusetzen. Nun kann sie nicht mehr, es geht nicht mehr. Mit dem Verlust an Kraft und

dadurch an Handlungsmöglichkeiten bekommt auch das Bild Risse, dass sie sich von sich selbst gemacht hatte. Mit ihrem Körper verfällt auch ihr Selbstbild.

3.3 Begrenztes Laufen

In den ersten beiden Unterkapiteln dieses Kapitels habe ich Fälle von Komobilität behandelt, in denen B As Beteiligung an seiner Fortbewegung „einforderte“ oder zumindest genoss – wenn auch nicht alle Akteur:innen im Feld sie für vorteilhaft hielten. A ermöglichte B zu laufen, indem er ihn aufrecht hielt oder absicherte. In der Praktik, der ich mich nun widme, begrenzt A Bs Bewegungsradius gegen dessen Widerstand. Es handelt sich trotzdem um einen Fall von Komobilität, weil A Bs Mobilität nicht ganz verhindert, sondern in Bahnen lenkt. Folgendes Protokoll, in dem ich mit einer Tagesmutter und einem ihrer ‚Tageskinder‘ spazieren gehe, zeigt die Praktik des begrenzten Laufens im Einsatz:

Birgit fragt Isabella, ob sie zur Straße wolle. Dann müsse sie ihr „die Hand geben“. Birgit hat Isabella dann an der Hand und wir laufen auf den Gehweg an der Straße. [...] Wir kommen an einem ausrangiarten Weihnachtsbaum vorbei, der neben dem Gehweg im Gebüsch liegt. [Es ist Anfang Januar.] Isabella bleibt stehen, dreht sich um, will zurücklaufen und lässt dabei Birgits Hand los. Die sagt ernst: „Gib mir die Hand! Nicht allein an der Straße laufen!“ Sie nimmt Isabellas Hand. Deren Handgelenk schaut zwischen Birgits kleinem Finger und ihren anderen Fingern hervor. Die Haut an Birgits Fingern wird durch den Druck weiß. Offenbar hält sie Isabella ziemlich *fest* fest. Noch mehrmals löst sich irgendwie die Verbindung zwischen ihren Händen, doch Birgit nimmt Isabellas Hand jedes Mal wieder. Als wir auf dem Weg hinter dem Haus sind und uns ein Auto entgegenkommt, nimmt Birgit Isabella sicherheitshalber auf den Arm. Sie erklärt auch sinngemäß, dass es wegen des Autos sei. Ich laufe weiter, aber Birgit bleibt mit Isabella auf dem Arm hinter mir am Wegrand stehen, bis das Auto vorbei ist, was ich dann auch mache, weil ich Isabella nicht irgendetwas aus Birgits Sicht Falsches vormachen will (so wie ich an roten Ampeln stehen bleibe, wenn Kinder anwesend sind, obwohl kein Auto kommt und daher für mich und aus meiner Sicht keine Gefahr besteht).

Obwohl wir zusammen spazieren gehen, ist das zentrale Handlungsproblem der Tagesmutter, zu verhindern, dass Isabella „allein“ läuft. Umge-

kehrt käme vermutlich niemand auf die Idee, Birgit oder ich liefen in diesem Moment „allein“. Das Gegenteil von „allein“ ist in Bezug auf Isabella nicht Kopräsenz im Sinne der wechselseitigen visuellen oder akustischen Wahrnehmbarkeit, die für Gespräche oder visuelle Interaktion nötig ist, sondern Körperkontakt. Dieser ist hier nicht in erster Linie als Berührung, d.h. als Medium der Interaktion (Riedel 2017) oder der Vergemeinschaftung (Riedel 2015) oder als Beziehungszeichen (Goffman 1971: 226ff.) relevant. Die Tagesmutter stellt Körperkontakt her nicht als sinnliche Infrastruktur für wechselseitige taktile Wahrnehmung, sondern als Voraussetzung für ein einseitiges physisches Einwirken. Zwar lässt der Körperkontakt Isabella sicherlich auch wissen, dass sie sich aus Birgits Sicht in Gefahr befindet und sich nicht von ihr entfernen soll. Aber das Hand-Halten erschöpft sich nicht in einer Geste: Als Isabella Birgits Hand loslässt und sich anschickt, in die Gegenrichtung zu laufen, wartet Birgit nicht, bis Isabella ihrer erneuten Aufforderung nachkommt und ihr die Hand gibt, sondern sie nimmt sich Isabellas Handgelenk und hält es unnachgiebig fest. Dass Isabella sich Birgits Griff wiederholt entzieht, zeigt, dass sie gegen ihren Willen festgehalten wird. Das Bezugsproblem dieses Zugriffs ist die Sorge, dass das Kind die von den Autos ausgehende Gefahr nicht erkennt, auf die Straße läuft und verletzt wird. Als sich die Gefahr konkretisiert, indem tatsächlich ein Auto vorbeifährt, intensiviert die Tagesmutter ihren Zugriff und nimmt das Kind auf den Arm. Auch diese Form des Körperkontakts fungiert hier nicht primär als Ausdruck der Zuneigung, sondern als Fixierung: Indem sie Isabellas Körper vom Boden entfernt, nimmt sie ihr die Möglichkeit, sich selbst fortzubewegen. Im Gegensatz zum Tragen (Kapitel 2.1) ermöglicht und erfordert das An-die-Hand-Nehmen, dass sich das Kind selbst fortbewegt.

Anders als das Tragen reicht das Festhalten aber nicht aus, um B fortzubewegen. Die Praktik des begrenzten Laufens ist auf Bs aktive Partizipation angewiesen. Wenn B sich noch ernsthafter widersetzt, als Isabella es hier tut, scheitert die Praktik. Das Kind kann sich dem Griff vielleicht nicht oder nur kurz entwinden, aber es könnte sich hinsetzen oder fallen lassen. Wenn A dann weiterläuft und weiterzieht, wird das Geschehen zum Humantransport (siehe 2.1).

Die Verbindung über die äußeren Extremitäten erlaubt außerdem eine gewisse Distanz, die durch die Länge der beiden Arme begrenzt wird. Die Tatsache, dass die Arme und Hände Gelenke haben, räumt dem Kind eine gewisse Bewegungsfreiheit ein: Es kann sich in gewissen Grenzen entfernen und nähern, sich drehen, beschleunigen und zurückfallen.

Als Form der Komobilität mit einseitig begrenztem Bewegungsradius ähnelt die händische Verbindung der sogenannten „Kinderleine“ (Wassenberg/Weigelin 2015: 17f.). Diese wird an einem Gurt um Brustkorb und Schultern des Kindes befestigt. Mehrere Artikel in Tageszeitungen berichten, dass diese Leinen in Elternforen „kontrovers diskutiert“ (Bauer 2014) werden: „Für die einen bedeutet es Sicherheit, für andere ist es menschenunwürdig“ (Mende 2018). Stein des Anstoßes ist weniger die Einschränkung der Bewegungsfreiheit selbst als vielmehr die „Assoziation mit der Hundeleine“ (Bauer 2014). Der Nutzer eines Online-Forums echauffiert sich: „Mein Kind ist doch kein Hund!“ Als entwürdigend und im wahrsten Sinne „abartig“ wird es empfunden, ein Kind wie einen Hund zu behandeln. Obwohl man offensichtlich beiden Arten von Lebewesen eine selbständige Teilnahme am urbanen öffentlichen Verkehr nicht zutraut – sie sind zwar motorisch dazu in der Lage, könnten dabei aber sich und andere gefährden –, verbietet es sich, sie auf die gleiche Art und Weise zu behandeln. Ähnlich wie man Erwachsene von Kindern distinguert, indem man sie schiebt, statt sie zu tragen, und zwar in einem Stuhl statt in einem Wagen (siehe Kapitel 2), distinguert man Kinder von Tieren, indem man sie nicht an die Leine nimmt.

Neben der Hundeleine als Interspezies-Vergleichsfall verweisen die Zeitungsartikel auf einen historischen Vorläufer. Das „Gängelband“ war ein an die Kleidung von Kindern angenähtes Band, das bei kleineren Kindern als Sachtechnologie des abgesicherten Laufens (siehe Kapitel 3.2) eingesetzt wurde. Es sollte ihnen dabei helfen, laufen zu lernen. Bei größeren Kindern wurde mittels des Gängelbandes „der Bewegungsradius auf ein überschaubares Maß reduziert [, sodass] die Kinder sich nicht von ihren Aufsichtspersonen davonstehlen [konnten]. Das ‚Gängeln‘ der Kinder machte sie auch bei Anlässen des Adels salonfähig“ (Bauer 2014). Heute ist es vor allem noch wegen seiner prominenten Kritiker bekannt. Rousseau bemerkt etwa: „Es gibt nichts Lächerlicheres und Unbeholfeneres als den Gang von Leuten, die als kleine Kinder zu lange am Gängelband geführt wurden [...]“ (1990: 183). Für ihn ist das Gängelband die Verkörperung der „Lehrwut“, mit der die Kultur dem Kind auf die Pelle rückt. Kant nutzt es als Metapher für moralische Unselbständigkeit (2003: 201) bzw. unmündiges Denken in vorgespurten Bahnen (1967: 56).

Vor diesem Hintergrund fragt sich, weshalb das Laufen an der Hand nicht ebenso kritisch betrachtet wird (Wassenberg/Weigelin 2015: 17f.). Auch wenn die Kinderleine in Onlineforen „kontrovers“ diskutiert wird, spielt sie in der Praxis kaum eine Rolle. Bei meiner Feldforschung bin ich

kein einziges Mal auf eine Kinderleine gestoßen – weder eine eingesetzte noch eine thematisierte –, und während Kinder an Händen von Erwachsenen ein allgegenwärtiger Anblick im öffentlichen Raum sind, sieht man kaum Kinder an Leinen. Warum ist eine einschränkende zwischenkörperliche Verbindung aus Fleisch, Knochen und Sehnen legitim, während eine aus Leder, Polyester oder Stahldraht entwürdigend ist? Warum entzündet sich der aufklärerische Furor an der Sachtechnik, aber nicht an der Körpertechnik? Ein Grund dafür ist die tierische Konnotation der Leine: Sie erinnert an „Hausvieh“ (Kant 1967: 55) sowie die Fesseln oder Ketten von Gefangenen, d.h. einseitig unfreiwillige Verhältnisse zwischen Ungleichen. Ein zweiter Grund ist die Symbolik der händischen Verbindung. Sie hat ein ganz anderes und viel breiteres Bedeutungsspektrum: Sich einander gebende, sich ergreifende Hände symbolisieren eine Begegnung auf Augenhöhe, weil sie in Praktiken wie Grußritualen, dem Vertragsschluss, der Versöhnung und dem Händchenhalten eingesetzt werden. In letzterem Fall signalisiert die körperliche Nähe sogar eine besonders enge soziale Beziehung (Goffman 1971: 223ff.). All diese Praktiken implizieren eine gewisse soziale Nähe und vor allem Wechselseitigkeit. Doch auch die zwar asymmetrische, aber eher positiv konnotierte soziale Form der Hilfe gehört zum Bedeutungsspektrum: die „helfende Hand“, „jemanden an die Hand nehmen“. Diese Bedeutungsvielfalt entspricht der praktischen Multifunktionalität des Handhaltens beim Gehen. Es kann gleichzeitig Unterstützung, Zärtlichkeit, Besitzanzeige und Einschränkung sein. Das ist bezeichnend für die Beziehung zwischen Eltern und Kindern: Sie ist eine äußerst enge, mindestens von einer Seite nicht frei gewählte Macht-, Hilfe-, Lehr- und Liebesbeziehung zwischen Ungleichen, die sich als zukünftig Gleiche imaginieren. Gerade diese Vieldeutigkeit und Multifunktionalität des Hand-in-Hand-Gehens macht die Praktik des händisch begrenzten Laufens möglich, da sie ihren Zwangscharakter verbirgt. Der Zwang fliegt im Schutze der Bedeutungen und damit unter dem emanzipatorischen Radar. Es handelt sich außerdem oft um einen *fürsorglichen Zwang*: Die Begrenzung ermöglicht es Eltern, ihre Kinder an gefährlichen Orten laufen zu lassen, sie also *nicht* auf den Arm zu nehmen, und trägt in dieser Hinsicht dazu bei, dass sie laufen.

In der Heteromobilität alter Menschen kommt das händisch begrenzte Laufen praktisch nicht vor. Einem „Weglaufen“ alter Menschen fehlt das „Hier“, also der Bezugspunkt (siehe 3.4). Kinder laufen ihren (Tages-)Eltern oder Erzieher:innen weg – wem sollte ein alter Mensch weglaufen? Er ist mehr als das Kind selbst das Zentrum seiner Welt. Es fehlen die starken Beziehungen, die ihn dezentrieren. Im Begriff des Weglaufens steckt die

(normative) Erwartung, dass B bei A bleibt. Die meisten Menschen, mit denen alte Menschen in Beziehung stehen, können einen solchen Anspruch auf Kontrolle über ihre körperliche Fortbewegung nicht erheben, nicht einmal Lebensgefährten:innen. Man spricht in diesem Kontext zwar manchmal davon, dass einer dem anderen „wegläuft“, allerdings im übertragenen und nicht im situativ-räumlichen Sinne.

Es gibt für den fürsorglichen Zwang bei älteren Menschen außerdem schlicht weniger Bedarf. Das Bezugsproblem der Heteromobilität im Allgemeinen ist im Alter nicht überschießende, unberechenbare, kopflose, eigenwillige Mobilität, sondern eher körperliche Unbeweglichkeit. Das Bezugsproblem der Praktik des begrenzten Laufens im Speziellen ist dagegen weniger die motorische als die kognitive Dimension der Fortbewegung. Alte Menschen haben über Jahrzehnte hinweg Erfahrung im Straßenverkehr gesammelt. Sie kennen sich in der Regel in der Gegend aus, in der sie wohnen, und finden allein nach Hause. Sie sind außerdem weniger nahebedürftig als Kleinkinder.

Eine Ausnahme ist möglicherweise der Fall der Demenz. Wenn Menschen mit ihren demenzkranken Angehörigen spazieren gehen, mag die Verhakung der Körper ähnlich schillern wie das Handhalten von Eltern und ihren Kindern. Die Körperkopplung mag Entlastung sein für Bs schmerzendes Knie, Absicherung für den Fall eines Gleichgewichtsverlusts, Geste der Zuneigung bzw. Beziehungszeichen und gleichzeitig Restriktion für den Fall, dass B in einem Anflug von Verwirrung vor ein fahrendes Auto läuft. Auch das dürfte jedoch relativ selten sein. Die Ausgangssituation, in der das begrenzte Laufen zum Einsatz kommt, ist diejenige, dass A mit B unterwegs ist. Kaum jemand hat die Zeit, demenziell erkrankte Menschen zu Fuß irgendwohin zu bringen, es sei denn vom Schlafzimmer in den Speisesaal oder die Küche. Menschen, die in einem so fortgeschrittenen Stadium der Demenz sind, dass sie etwa desorientiert auf die Straße laufen würden, pflegen in der Regel bereits einen ‚häuslicheren‘ Lebensstil. Ratgeber für Angehörige und Pflegende zur prominenten „Weglauftendenz“ von Menschen mit Demenz beziehen sich daher auf eine stationäre Ausgangslage: Demenziell Erkrankte laufen weg von zu Hause oder aus dem Pflegeheim. Inzwischen fokussiert der Fachdiskurs stärker die Perspektive der Person mit Demenz und versteht das Weglaufen größtenteils als ein „Hinlaufen“ (vgl. Wigg 2010). Demenziell Erkrankte gehen etwa nach Hause, zur Arbeit oder zu Personen, die ihnen nahestehen – nur dass diese Orte oder Personen oft nicht mehr existieren. Teilweise fremdeln sie auch mit dem Ort, von dem man ihnen weismachen will, er sei ihr Zuhause.

Es geht bei der Weg- oder Hinlauffendenz demenzkranker Menschen also um großräumigere, langfristige Mobilität, nicht um das spontane Hinlaufen zu einem interessanten ausrangierten Weihnachtsbaum, einer Katze oder einem Stock auf der anderen Straßenseite, wegen dem man ein heranfahrendes Auto übersähe. Lösungsstrategien für dieses Problem sind dann nicht Körpertechniken der Heteromobilität, sondern Pfortner:innen, sedierende Medikamente und Sachtechniken wie verschlossene Türen sowie Rollstühle mit fixierenden Sitzhosen und Bremsen. Diese stationären Maßnahmen sind eher vergleichbar mit den Hochstühlen (siehe 2.1), Laufställen oder Gittern (siehe 4.1), die im Fall der Kinder Fortbewegung verhindern, teilweise aber *dadurch* gleichzeitig auch ermöglichen. Es gibt auch subtilere, weniger *mechanische* technologische „Weglaufschutzsysteme“ wie Bewegungsmelder, elektronische oder mechanische „Türwächter“, Sensortrittmatten oder GPS-Tracker, die Mobilität nicht mechanisch begrenzen, sondern überwachen (Wigg 2010; Hergesell 2017; Denninger/Loevskaya 2021: 325) (siehe 3.4).⁶¹ Diese führen uns zum nächsten Kapitel.

3.4 Beaufsichtigtes Laufen

Vom gehaltenen zum abgesicherten und zum begrenzten Laufen hat sich die Funktion des Körperkontakts bereits verschoben: weg von einer Verbindung, die ständig auf Zug ist, hin zum Sicherheitsseil bzw. zu einer Art Menschenleine aus Fleisch und Knochen, die nur im Bedarfsfall spannt. In der Form des verteilten Laufens, die ich nun betrachte, wird die Verbindung ganz gekappt. Die manuelle Beteiligung von A wird durch eine primär visuelle ersetzt. Die Beaufsichtigung hat es mit unterschiedlichen Bezugsproblemen zu tun und kann daher unterschiedlich ‚distanziert‘ sein. Einen Fall haben wir in 3.2 bereits kennengelernt, als ich auf der Treppe dicht hinter Frau Berger herlief, um sie im Falle eines Falles aufzufangen. Eine ähnlich enge Beaufsichtigung finden wir in folgendem Fall von Eltern-Kind-Mobilität:

61 Es gibt weitere raffinierte Taktiken, wie Türen hinter einem Vorhang zu verstecken oder sie „wie die Wand [zu] tapezieren bzw. streichen“ (Alzheimerforum 2018). Darüber hinaus gibt es „Vorbeugemaßnahmen“, wie der dementen Person ein Umfeld zu schaffen, in dem sie sich zu Hause fühlt, sodass sie erst gar nicht das Bedürfnis entwickelt, wegzugehen, oder sie zu „beschäftigen“, etwa mit „Schaukelstuhl, Smarties sortieren, Tisch wischen“ (ibid.).

Auf dem Rückweg läuft seine Mutter Sarah dicht neben dem 15 Monate alten Levi, mit ausgestrecktem Arm und gespreizten Fingern, so als könne sie ihn noch schnell festhalten, falls er fällt oder wegrennt. Letzteres kann ich mir noch eher vorstellen, aber ein Sturz geht doch viel zu schnell, denke ich bei mir. Prinzipiell läuft er allein und fällt auch nicht hin. Aber er ist fasziniert von einer Pferdestatue auf einem großen Sockel. Er läuft zu ihr, bestaunt sie, läuft um sie herum. Die anderen sind schon weit voraus. Sarah sagt mehrmals: „Komm Levi“, und versucht ihn dazu zu bewegen, weiter in die Richtung der anderen – nach Hause – zu laufen. In dem Moment zieht ein älteres Paar mit kleinem Hund an der Leine an uns vorbei. Immer wieder schert der Hund aus der Laufrichtung seiner Menschen aus und will woanders hin, z.B. zu mir. Er schnuppert an meinen Beinen. Er wolle mit jedem schmuse, sagt eine der beiden Halterinnen. „Komm!“, rufen sie mehrmals und ziehen ihn an der Leine wieder auf Kurs. Nachdem sie an uns vorbei sind, stolpert Levi doch einmal und Sarah gelingt es tatsächlich, ihn noch rechtzeitig am Arm zu packen und wieder hochzuziehen, sodass er nicht mit dem ganzen Körper auf dem Boden aufschlägt.

An dieser Zufallsbegegnung fallen zunächst die Parallelen zwischen der Eltern-Kind- und der Halter:innen-Hund-Mobilität ins Auge. Jeweils sind mehrere Säugetiere miteinander unterwegs. Hier wie dort ist die Interaktion zwar nicht konflikthaft, aber die beiden ‚Parteien‘ ziehen auch nicht am selben Strang. A versucht B an einen bestimmten Ort zu bringen oder zumindest in eine bestimmte Richtung zu steuern, während B andere Relevanzen hat. So interessiert sich der Hund mehr dafür, mit dem Ethnografen zu „schmuse“, als dafür, seinem ‚Paarchen‘ zu folgen, und das Kind interessiert sich offensichtlich mehr für ein seltsam geformtes Ding am Wegrand als dafür, mit einer Gruppe anderer Menschen nach Hause zu gehen. In beiden Fällen versucht A B mit sprachlichen Aufforderungen auf Kurs zu bringen – offensichtlich mit wenig Erfolg. Aus As Perspektive betrachtet sind Kinder ähnlich wenig zielstrebig wie Hunde. Sie lassen sich leicht ablenken. Aus der Draufsicht betrachtet, ist das nicht nur eine Frage der Psychologie bestimmter Tierarten (Disziplin, Triebkontrolle, Spontaneität, Begeisterungsfähigkeit), sondern auch ein Effekt der Tatsache, dass jemand anderes ihnen das Ziel und den Weg vorgibt. Erst in der Abweichung von As Kurs erscheint Bs Fortbewegung als zielloses Herumstreuen oder Trödeln.

Im Unterschied zu der Fortbewegung des Hundes wird Levis allerdings nicht physisch begrenzt (3.3), sondern beaufsichtigt. Für die Eltern ist das

beaufsichtigte Laufen vor allem im Vergleich zum Schieben und Tragen, aber auch im Vergleich zum physisch begrenzten Laufen eine zeitintensive Form der Heteromobilität, weil man das Kind dabei nicht ‚im Griff‘ hat. Verbal lässt es sich weniger gut steuern als über Druck oder Zug am Arm. Es hat größere Bewegungsfreiheiten als an der Hand. Nicht jedes konkurrierende „Engagement“ (Goffman 1966: 33ff.) wird im Keim unterbunden. Die Eltern müssen sich ein Stück weit einlassen auf die Relevanzen des Kindes. Teilweise folgen eher sie ihm als es ihnen. Sie konkurrieren mit der Umgebung um seine Aufmerksamkeit. Umgekehrt besteht die Kunst der Beaufsichtigung oft gerade darin, seine Aufmerksamkeit zu verteilen: das Kind aus dem Augenwinkel im Blick zu behalten, während man gleichzeitig beispielsweise dem Redefluss anderer Anwesender lauscht und ihnen gegenüber Aufmerksamkeit anzeigt. Nicht immer laufen die Aufseher:innen mit dem Kind mit. Ebenso gut kann sich das Kind in einem gewissen Radius um die sitzenden oder stehenden Aufseher:innen herumbewegen.

Man sieht an Levis Fall auch, dass der händische Eingriff als *Horizont* der Praxis relevant bleibt, obwohl A nun visuell an Bs Tun partizipiert. Die Beaufsichtigung macht nur Sinn, wenn ein Eingriff bei Bedarf möglich ist, das heißt so lange beispielsweise die Mutter das Kind bei Bedarf packen und an die Hand oder auf den Arm nehmen, zurückpfeifen oder trösten kann. Der Abstand zwischen A und B darf dementsprechend nur so groß werden, dass A noch rechtzeitig reagieren kann. Wie groß er sein darf, hängt vom Bezugsproblem der Beaufsichtigung ab. In obigem Fall behält die Mutter das Kind in *Reichweite*, weil das Bezugsproblem ihrer Partizipation an der Fortbewegung ihres Kindes primär Stürze sind und diese sich besonders unvorhergesehen und schnell ereignen. Tatsächlich gelingt es ihr, seinen Sturz zu verhindern. Es ist ein bisschen so, als sei doch noch eine unsichtbare „virtuelle Leine“ (Wassenberg/Weigelin 2015: 18) zur Mutter gespannt. Es handelt sich um einen Fall von Beaufsichtigung an der Grenze zum abgesicherten Laufen. Er verlangt von A zwar auch einen wachsaamen Blick, vor allem aber eine zum Zupacken bereite Hand und einen gespannten Körper. Rückblickend von der Beaufsichtigung aus betrachtet ist so manches abgesicherte oder begrenzte Laufen an der Hand auch schon eine Art taktile Beaufsichtigung – eine ‚Beaufspürung‘ sozusagen. Der Körperkontakt ermöglicht A, zu spüren, wenn B fällt oder wegläuft, und zuzupacken.

Umgekehrt funktioniert so manche Beaufsichtigung wie ein kontaktloses Sicherungsseil oder eine Leine aus Blicken. Was passieren kann, wenn diese Leine zu lang wird, beschreibt eine andere Mutter:

Gestern war ich mit ihm in einem Laden. Ich hatte nach Kleidung geschaut, und da war es natürlich schon leichter, als er noch klein war und einfach nur in seinem Kinderwagen lag. Da konnte man sich in Ruhe auch mal beschäftigen mit dem Einkaufen. Oder neulich ist er mir im Drogeriemarkt auch weggelaufen. Also es gibt im „dm“ so nen Kinderspielbereich und den mag er eigentlich ganz gerne. Dann hab ich halt, also ich war nicht weit weg von ihm, aber hab mir halt ein Produkt angeschaut, und als ich dann zu ihm geschaut hab, war er weg. War nicht im Kinderbereich. Dann dachte ich noch: „Ok, das ist jetzt auch schon ein paarmal passiert, dann geht er halt ans Nachbarregal und guckt“, aber da war er auch nicht und ich hab ihn im ganzen Laden gesucht und hab dann gesehen, dass er draußen auf dem Parkplatz stand. (Ich lache) Ja und jetzt kann ich drüber lachen, da ist mir natürlich das Herz in die Hose gerutscht, äh, das ist natürlich schon... also vor allem beim Einkaufen ist es anstrengender geworden. Aber ja: gehört ja dazu. Ich will's ja auch so, ich will ja nicht, dass er jetzt ewig da im Kinderwagen sitzt und dass ich ihn jetzt noch bis ins Grundschulalter rumschieben muss oder so. Ja, ich denk man wächst mit seinen Aufgaben. Ich: Du oder er? Sie: Wir beide, er schon mit dem Ganzen was er jetzt lernt an Fertigkeiten und Fähigkeiten und Unabhängigkeit und ich muss halt dann mithalten und... ihn einerseits gut im Auge behalten und andererseits so erziehen, dass er auch weiß, dass er jetzt nicht ohne mich aufn Parkplatz rennt. Ich nehme an irgendwann wird ihm das auch bewusst werden... also im Moment ist es halt so, wenn er sich bewusst wird, dass er grad allein wird dann... fängt er auch an zu heulen und sucht mich, aber an sich, wenn ihn etwas interessiert, dann schaltet er halt alles drum rum aus und... ich denk das wird die Zeit geben und auch vielleicht ein bisschen Erziehung.

Die Mutter beschreibt einen Fall von scheiternder Beaufsichtigung. Sie verliert ihr ein Jahr und acht Monate altes Kind aus den Augen. Das Bezugsproblem der Beaufsichtigung ist hier nicht wie in Frau Bergers und Levis Fall der Sturz, sondern das Weglaufen (siehe 3.3). Damit sind Gefahren für Kinder und folglich Ängste der Eltern verbunden. Das Kind könnte auf die Straße laufen und angefahren werden, verloren gehen, entführt werden. Diese Ängste müssen Eltern aushalten lernen („gehört ja dazu“), wenn sie ihr Kind nicht mehr transportieren, sondern laufen lassen, und zwar insbesondere dann, wenn sie die ‚verlängerte Nabelschnur‘ des händischen Körperkontakts kappen und die Fortbewegung ihres Kindes nicht mehr physisch absichern oder begrenzen. Eltern erleben den Übergang zum be-

aufsichtigten Laufen also auch im übertragenen Sinne als ein Loslassen, das ihnen Zurückhaltung und Aushalten abverlangt.

Es verlangt ihnen auch Wachsamkeit ab, im Gegensatz zum Tragen oder Schieben, das zu einer Routine herabsinken kann, bei der man den Transportierten und das Transportieren unter Umständen weitgehend vergessen kann. Offenbar lassen sich Formen der Heteromobilität mit stark asymmetrisch verteilter Aktivität leichter automatisieren. Sie erfordern bei A nicht zwangsläufig eine große Bewusstseinsbeteiligung, weil sie weniger Koordination zwischen A und B erfordern.⁶² Dass B aktiver wird, bedeutet also nicht zwangsläufig, dass A passiver werden kann. Im Gegenteil, *weil* B etwas tut, muss A reagieren, während er zuvor *nur* vor sich hin agierte. Beaufsichtigung ist aus dieser Perspektive *Reaktivität*. A fährt also nicht unbedingt seine Aktivität herunter, gibt jedoch in jedem Fall *Kontrolle* über Bs Verhalten ab.

Aus der Perspektive der Mutter lohnt sich diese „Anstrengung“, weil die Praktik nicht nur eine aktuelle Funktion erfüllt, sondern auch auf Vergangenheit und Zukunft eines ihrer Teilnehmer bezogen ist. Als ihr Kind noch „klein“ war, wurde es außer Haus immer im Kinderwagen geschoben, doch allerspätstens im Grundschulalter wäre diese Form der Fortbewegung völlig unangebracht. Das beaufsichtigte Laufen ist also ein zukunftsweisender Fortschritt. Wenn die Mutter ihr Kind jetzt nicht laufen lässt – so die (nicht ganz ernst gemeinte) Sorge –, wird es sich vielleicht nie ganz autonom fortbewegen können. Die Praktik soll B also befähigen. Sie *reagiert* aber auch auf die zunehmende Befähigung des Kindes. Sie ist erst möglich und notwendig, wenn das Kind motorisch eigenständig (weg)laufen kann. Die wachsende Unabhängigkeit und Ungebundenheit des Kindes schränkt in einem gewissen Sinne die Autonomie der Eltern ein, die sich nicht mehr „in Ruhe auch mal beschäftigen“ können.

Das beaufsichtigte Laufen erzeugt außerdem sowohl einen Bedarf *für* als auch die Gelegenheit *zur* „Erziehung“. Gemeint ist damit eine Arbeit von A an der Person von B, bei der A das Verhalten von B nicht *situativ* in eine Richtung lenkt, sondern etwas tut, damit B As bisherigen Beitrag zur Fortbewegung in *Zukunft* selbst übernimmt. B soll sich in Zukunft selbst beaufsichtigen. Das beinhaltet zum Beispiel, sich und seine Umgebung einschließlich seiner Mutter im Auge und im Kopf zu behalten, statt kopflos und mit Tunnelblick („dann schaltet er halt alles drum rum aus“) zu etwas

62 Sicherlich spielt die Technisierung des Humantransports hier hinein, insofern das Artefakt As Aktivität ‚schluckt‘. Ein umgeschnalltes, umgebundenes oder im Kinderwagen geschobenes Kind lässt sich leichter geistesabwesend tragen als ein gehaltenes.

hinzurennen, das ihn gerade interessiert. Das Kind soll also aus seinem Hier und Jetzt heraustreten und Umsicht und Vorausschau walten lassen, also durch kognitive Beweglichkeit seinen mobilen Körper einholen.

Wie die Mutter das erzieherisch erreichen will, bleibt offen. Letztlich soll vor allem „die Zeit“ es richten und nur ein „bisschen“ Erziehung. In erster Linie soll das Kind an den ‚Aufgaben‘ wachsen, die ihm die jeweilige Praktik der Heteromobilität zumutet und einräumt. Nicht geschoben oder an der Hand gehalten, sondern nur noch beaufsichtigt zu werden, gibt dem Kind überhaupt erst die Möglichkeit, wegzulaufen, dadurch aber auch erst die Gelegenheit dazu, es nicht zu tun. Denkbar ist, dass die angstvolle Erfahrung, allein auf dem Parkplatz zu stehen und seine Mutter verloren zu haben, schon als „negative Bestrafung“ wirkt, die das Kind dahingehend konditioniert, sich nicht wieder zu weit von ihr zu entfernen.

Wie das begrenzte Laufen scheint das beaufsichtigte Laufen eine weitgehend kinderspezifische Praktik zu sein. Während kleine Kinder selten unbeobachtet sind, fehlt im Alter das ‚Personal‘, um permanent ‚Manndeckung‘ zu betreiben. Als ich auf der Treppe hinter Frau Berger herlaufe (3.2) verschwimmen – wie auch im Fall von Sarah und Levi – die Grenzen zwischen ‚äugischem‘ Absichern und händischer Beaufspürung. Die Praxis der Heteromobilität findet in diesem Fall zu Übungszwecken und an einem besonders gefährlichen Ort statt (auf der Treppe). In Frau Bergers häuslichem Alltag ist jedoch niemand da, der ihr Laufen beaufsichtigt. Im Gegensatz dazu hat die ebenfalls sturzgefährdete Frau Krämer ihren Sohn, der sie zumindest außer Haus begleitet (Kapitel 3.2). Er „beaufsichtigt“ sie dabei jedoch nicht, sondern sichert sie durch Körperkontakt ab. Ihr Problem ist schließlich nicht, dass sie weglaufen, sondern dass sie stürzen könnte. Zur *Sturzprävention* ist die Beaufsichtigung ohnehin kaum geeignet – Levis Fall ist hier ein Extremfall.

Die Beaufsichtigung alter Menschen hat daher auch vielmehr den Charakter einer *Sturznachsorge*. Wenn A Bs Sturz zeitnah bemerkt, kann er B immerhin aufhelfen und gegebenenfalls verarzten oder medizinische Hilfe rufen. A schaut in gewissen Intervallen vorbei, statt B permanent im Auge zu behalten. Steigern lässt sich diese Frequenz durch stationäre oder sogenannte 24-Stunden-Pflege. Es handelt sich dann aber in der Regel trotzdem nicht um eine situative Praxis der Heteromobilität: A ist nicht dabei, wenn B läuft. Eine andere Möglichkeit ist indirekte, technisch vermittelte Heteromobilität: Man stattet B oder seine räumliche Umgebung mit Sturzsensoren aus, die ihn für A ‚im Auge‘ behalten. Im letzten Kapitel (3.3) habe ich bereits die „Weglaufschutzsysteme“ für demenzielle Erkrank-

te bzw. für deren Pflegende oder Angehörige erwähnt. Es sind Sachtechniken der Beaufsichtigung, denn im Gegensatz zu Laufställen, Gitterbetten, Sitzgurten, Mauern oder Leinen aus Polyester oder Fleisch begrenzen sie Bs Bewegungsspielraum nicht mechanisch, sondern lassen A wahrnehmen, ob oder sogar, wohin B sich fortbewegt. Wie in Foucaults Machttheorie ersetzt das Wissen der Wächter die Mauern (1976: 254f.).⁶³

Die Sachtechniken ersetzen nun den Blick durch Sensortechnologie. Im Fall der GPS-Ortung werden die elektromagnetischen Wellen (Funksignal, Licht), die Bs Körper aussendet oder reflektiert, nicht von As Augen registriert, sondern von Satelliten. Sie lösen As Wahrnehmungskapazitäten von seinem Leib und steigern sie. All diese Wahrnehmungstechnologien oder „skopischen Systeme“ (Knorr Cetina 2011) sind wie die ‚äugische‘ Beaufsichtigung immer noch darauf angewiesen, dass A mechanisch eingreifen kann, um Bs Mobilität zu begrenzen, wenn er sich anschickt, wegzulaufen. Nur für die Zeit bis dieser Fall eintritt, erlaubt die Technik den Aufseher:innen, sich von den Beaufsichtigten zu entfernen, und gibt damit beiden Freiräume – so zumindest die Theorie der Anwendenden, Entwickler:innen und politischen Förderer:innen, die in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung kritisch betrachtet wird (Endter 2017; Gallistl/Wanka 2023). Der Bezug auf Foucault sollte allerdings nicht dazu verleiten, in der Beaufsichtigung eine Form der Macht zu sehen. Nur im Spezialfall der „Überwachung“ wird Beaufsichtigung zu einer Form der Macht (siehe 7.2). Indem A B beaufsichtigt, trägt er dazu bei, dass B etwas (nicht) tut. Sowohl A als auch B (als auch C oder D) können dies als Macht, aber auch als Hilfe deuten, die es B ermöglicht, etwas zu tun, das er tun will und/oder das gut für ihn ist und das er ohne As Aufsicht nicht tun könnte, ohne sich zu gefährden. Asymmetrische Situationsdefinitionen sind zugegebenermaßen wahrscheinlich: Aus der Perspektive der Eltern bekommt das Kind dadurch, dass es beaufsichtigt wird, die Möglichkeit zu laufen. Sie müssen es „im Auge behalten“, um es laufen lassen zu können. Aus dem Auge lassen können sie es nur, wenn sie es fixieren oder in einem „kindersicheren“ Raum einhegen. Das Kind mag in vielen Fällen gar nichts davon wissen, dass es beaufsichtigt wird, zumal es seit seiner Geburt unter dem göttergleichen ‚allsehenden Auge‘ seiner Eltern lebt, das für es ein so selbstverständlicher Teil der Welt ist wie für uns Erwachsene der Himmel.

63 *Nachdem* zuvor die Mauer das Beil ersetzt hat und *bevor* das (Ge-)Wissen der Überwachten das Wissen der Überwachenden ersetzt (siehe „Erziehung“). In meinem Fall entspricht dem Beil des Henkers der Humantransport.

Wie man die Beaufsichtigungstechnologien bewertet, hängt unter anderem davon ab, ob man den nicht technisierten Fall der lückenlosen Beäugung in Kopräsenz positiv oder negativ bewertet. Das Wahrgenommenwerden ist mindestens⁶⁴ ambivalent (vgl. Ganyo et al. 2011). Es kann von B als Sicherheit (Pol et al. 2016) oder als Fremdbestimmung (Welsh et al. 2003) erlebt werden. Nicht nur diejenigen Praktiken der Heteromobilität, die auf As physische, mechanische Partizipation setzen, sondern auch die visuelle, sinnhafte Partizipation im Fall der Beaufsichtigung schillern also zwischen solidarischen und antagonistischen sozialen Verhältnissen (siehe Kapitel 7). Das permanente Gesehenwerden kann Geborgenheit stiften, ist für moderne Erwachsene andererseits aber eine Horrorvorstellung (siehe „Big Brother“).

3.5 Veranlasstes Laufen

Die bisher analysierten Formen des verteilten Laufens ließen sich annäherungsweise so anordnen, dass A von Unterkapitel zu Unterkapitel immer passiver und B immer aktiver wurde. Zumindest in einer Hinsicht zeichnet sich die im Folgenden diskutierte Form des verteilten Laufens durch eine weitere Minimierung von As Partizipation aus: Er ist nicht mehr zwangsläufig *permanent* in Bs Tätigkeit involviert – sei es durch eingriffsbereite Wahrnehmung, sei es physisch –, sondern stößt sie durch das, was er tut, nur noch an. Ich untersuche in diesem Unterkapitel empirische Fälle des *veranlassten* Laufens aus beiden Feldern: Alter (3.5.1) und Kindheit (3.5.2).

3.5.1 „Kameltreiberei“ – Die Mobilisierung älterer Menschen

Mindestens ein Fall der *veranlassten* Fortbewegung ist uns bereits untergekommen: Bei Frau Berger hatte ich mich selbst als Initiator und Motivator betätigt (Kapitel 3.2). Sie hatte mich deswegen als „Kameltreiber“ betitelt. Der 92-jährige Herr Müller, den ich im Rahmen eines ehrenamtlichen Besuchsdienstes besuche, erzählt von einem vergleichbaren Fall:

Er sei mit einer anderen ehrenamtlichen Besucherin in ein Café gegangen. [Es liegt etwa 350 Meter von seiner Wohnung entfernt.] Schon Wo-

64 Das asymmetrische Sehen hat neben der „disziplinierenden Kontrolle“ (Krüger/Hesselmann 2020: 153ff.) und der Sicherheit beispielsweise noch die Valenz der Bewunderung (vgl. *ibid.*: 156), die dem vorliegenden Fall ferner liegt.

chen vorher habe sie gesagt, dass sie mit ihm Kaffee trinken gehen wolle. „Naja, ich war dann ruhig“, beschreibt er, wie er sich zu diesem Vorschlag verhalten hatte. Vor drei Tagen habe sie den Plan in die Tat umsetzen wollen. Er habe zuerst seine Kinder fragen wollen, „ob die nicht dagegen sind.“ „Bababababa“ habe sie mit seinen Kindern dann gemacht (also geredet), die hätten nichts dagegen gehabt, und dann seien sie gegangen. Der Ausflug habe ihm aber „nicht gutgetan“. Der Weg sei nicht weit, aber er selbst sei „zu schwer“. Gestern sei sie wieder gekommen und habe wieder „ausgehen“ wollen. Sie seien in den Park gegangen, „aber das war alles zu viel und zu schwer. Heute Nacht hab ich gar nicht mehr ruhen können und die Augen sind mir dick aufgequollen. Alteisen! Alteisen.“ Da er öfter über Einsamkeit und Langeweile klagt, hatte auch ich schon versucht, ihm das nahegelegene Café schmackhaft zu machen. Ich hatte ihm allerdings nicht direkt angeboten, mit ihm hinzugehen, und war vermutlich auch nicht so bestimmt wie die andere Ehrenamtliche. Ich hätte erwartet, dass er nach so einem Ausflug merkt, dass es ja doch geht, aber tatsächlich hat es ihn in seiner Einschätzung bestätigt. Vielleicht gehe es ja besser, „wenn Sie das öfter machen“, rege ich an. „Geht nicht“, sagt er und lacht, „die beste Medizin ist bei mir liegen.“

Herr Müller hat Arthrose in den Knien und seine Lunge ist „müde“. Er verlässt das Haus nur noch, um auf dem Gehweg vor dem Hoftor auf seinem Rollator zu sitzen. „Ich kann nicht mehr laufen“, sagt er, und „wohin soll ich auch?“ Seine Kinder brächten ihm ja alles, was er brauche. Er müsse nicht einmal etwas sagen, er müsse es nur denken. Vor zweieinhalb Jahren ist er in eine Wohnung gezogen, die seinem Sohn gehört, in der dieser ihn bekocht und ihn seine Schwiegerenkelin pflegt. Er selbst hätte gerne noch ein wenig länger allein gewohnt, aber die Gelegenheit war günstig – die Wohnung war frei geworden – und „die Kinder“ fanden, es sei besser, wenn er näher bei ihnen wohne. Aber er sei ohnehin auch früher schon „häuslich“ gewesen. Wenn es bei Frau Westermann in Kapitel 2.3 auch ihrer relativen sozialen Ungebundenheit und Unverbundenheit geschuldet war, dass sie ständig in Bewegung war und große Stücke auf ihre Unabhängigkeit hielt, ist es in Herrn Müllers Fall nicht auszuschließen, dass er ohne die familiären Sorgebeziehungen noch mobiler wäre.

Seine relative Unbeweglichkeit ist für ihn laut seiner Auskünfte aber kein Problem, da es wenig Notwendigkeit zur Mobilität gibt. Man kauft für ihn ein, putzt und kocht für ihn. Lediglich bei gelegentlich anfallenden Arztbesuchen muss er aus dem Haus; sein Sohn fährt ihn dann mit dem Auto. Genau so wenig gibt es Attraktionen, also positive Anlässe zur

Fortbewegung: Seinen Obstgarten und seine Bienenvölker hat er schon vor Jahren aufgegeben. Seit seinem Umzug kennt er in seiner näheren Umgebung niemanden mehr außer seine Verwandten, die zu *ihm* kommen. Die Aktivitäten und Beziehungen, die Mobilität erfordern würden, hat er also bereits aufgegeben, und er hadert damit nicht – zumindest nicht vor mir.

Aus der Perspektive der wohlmeinenden ehrenamtlichen Helfenden ist Herr Müller allerdings aktivierungsbedürftig. Er ergibt sich passiv in sein vermeintliches Schicksal. Dabei ließe sich die von ihm durchaus so empfundene Eintönigkeit seines Alltags kurieren, indem er mehr aus dem Haus ginge und beispielsweise im Café Beziehungen knüpfte oder sich dort zumindest etwas zerstreute. Womöglich besserten sich durch mehr Bewegung ja auch die körperlichen Gebrechen, die ihn in seiner Beweglichkeit einschränken. Seine Unbeweglichkeit wäre dann bloß eine selbsterfüllende Prophezeiung. Implizit vertritt zumindest eine der beiden Ehrenamtlichen diese „folk“-Variante der „Aktivitätstheorie“ (Tartler 1961). Diese klassische Theorie des Alters kehrt im Vergleich zur konkurrierenden „Disengagement“-Theorie (Cumming et al. 1960) das Kausalverhältnis zwischen sozialem Rückzug aus Rollen und Beziehungen auf der einen und körperlichem Verfall auf der anderen Seite um. Nicht die strukturfunktionalistisch als außersoziale Bedingung konzipierte Altersschwäche führe zum Rollenverlust, sondern der gesellschaftlich verordnete Rollenentzug altere die Individuen (Havighurst 1961: 9; van Dyk 2015a: 37). Van Dyk weist darauf hin, dass die Aktivitätstheorie „nicht lediglich eine von zahlreichen sozialgerontologischen Theorien ist, sondern dass ihre Grundannahmen zur normativen Basis der Gerontologie im Allgemeinen sowie der Altenhilfepolitik der 1970er und 1980er Jahre geworden sind.“ (2007: 98) Dieser „neoliberale“ (van Dyk 2007: 104) Aktivierungsdiskurs hat nicht nur Wissenschaft und Politik im Griff, sondern steht auch bei den vielen professionellen, ehrenamtlichen und privaten Helfenden hoch im Kurs (vgl. Havighurst 1961: 8) und ist tief ins Alltagswissen und alltägliche Praktiken⁶⁵ eingesickert – sofern er nicht ohnehin dort seinen Ursprung hat. Ein ganzes Dispositiv (Foucault 1983) der Mobilisierung appelliert an alte Menschen, sich mehr zu bewegen: Zeitungsartikel, Schrittzähler-Apps, der „Doktor, der sagt: ‚Bewegen, bewegen, bewegen‘“, organisierte und staatlich geförderte Angebote wie Tanzgruppen und Sturzpräventionskurse für Senior:innen

65 Andererseits fehlt beispielsweise in der Altenpflege meist das Personal, um dem selbstgesetzten Ideal der „aktivierenden Pflege“ gerecht zu werden.

und erwachsene Kinder, die ihren alten Eltern nahelegen, solche Angebote wahrzunehmen, weil sie „etwas tun“ müssten.

Dabei bewährt sich die Theorie immer wieder ‚empirisch‘. Schließlich gelingt die Aktivierung in manchen Fällen, so etwa in dem Sturzpräventionskurs, an dem auch Frau Ehring und Frau Westermann aus Kapitel 2.3 teilnehmen. Der 93-jährige Herr Hettinger (siehe Kapitel 4.3) übt dort auf Anregung der Kursleiterin und angespornt durch die Aufmerksamkeit der anderen Teilnehmenden über mehrere Wochen hinweg, aufzustehen, ohne sich dabei mit den Armen vom Stuhl abzurücken. Schließlich gelingt es ihm unter dem Beifall des ganzen Kurses. Das ist eine symbolträchtige Leistung, gilt doch ausgerechnet diese unscheinbare Körperbewegung im Mobilisierungsdiskurs als Indikator für altersbedingten körperlichen Verfall. „Deutschlands bekannteste(r) Sportwissenschaftler“ Ingo Froböse behauptet etwa: „Wenn man es nicht schafft, innerhalb von 15 Sekunden fünfmal ohne Hilfe der Arme von der Couch oder von einem Sessel aufzustehen, kann man davon ausgehen, dass man innerhalb der nächsten zwei Jahre pflegebedürftig wird“ (Altrock 2023).

Vermutlich ebenso häufig widerlegt die Erfahrung jedoch die Aktivitätstheorie und bestätigt stattdessen Defizit-Modelle des Alterns, wie wir in Frau Bergers Fall gesehen haben, in dem das Treppenlauftraining an ihrem körperlichen Verfall scheitert. Im Gegensatz zu Frau Berger weist Herr Müller die aktivistischen Anrufungen des Mobilisierungsdispositivs beinahe *explizit* zurück. Nicht der Körper durchkreuzt in seinem Fall die ehrgeizigen Pläne der Person, sondern letztere hat gar nicht vor – wie Frau Berger formuliert – „auf die Beine zu kommen“. „Liegen“ sei die „beste Medizin“, sagt Herr Müller. Gemeint ist keine kurative Medizin – Heilung oder Besserung steht für ihn nicht zur Debatte. Er glaubt nicht daran, dass Bewegung ein Rezept für Beweglichkeit sei. Im Gegenteil: Wenn er tagsüber viel „auf den Beinen ist“, hat er nachts Knieschmerzen, verschlimmern sich also die körperlichen Beschwerden, die ihn immobil machen. Er hält sich für „Alteisen“, das – wie er bei anderer Gelegenheit erwähnt – keinen „Zweck“ mehr hat. Seinen Körper beschreibt er häufig wie eine alte Maschine: „so wie beim Auto, wenn die Ölung nicht stimmt, beim Mensch sind die Knie ja auch so, das geht trocken auf trocken, das reibt.“ Einen Arzt behelligt er damit nicht mehr: „Was soll er auch machen mit die Knie?“ Dass der menschliche Körper über die Jahrzehnte hinweg verschleißt, ist für ihn der natürliche, nicht aufzuhaltende Lauf der Dinge. Hier verschränken sich leibliche Erfahrung (Schmerzen) und ein Wissen über den eigenen Körper (Lindemann 2017: 65). Dieses Wissen speist sich aus kulturellen

„Altersbildern“ (Göckenjan 2009). Das Altern als Deutungsressource lässt die Schmerzen bedeuten, dass der Körper verschlissen ist und sich seinem natürlichen Verfallsdatum nähert. Slevin spricht von der „klassisch männlichen Metapher“ vom eigenen Körper als „zu kontrollierender Maschine“ (2008: 39; vgl. Reichert/Leibner 2017: 172). Der Fall von Herrn Müller zeigt jedoch, dass dieses „Maschinenmodell des Körpers“ (Radebold 2012: 1693) nicht automatisch dazu führt, dass Männer sich dem kulturellen Druck zur Selbstdisziplinierung unterwerfen (Slevin 2008: 37; vgl. Foucault 1983: 174ff; 197). Um im Bild zu bleiben: Eine Maschine kann prinzipiell repariert werden, aber auch einen Totalschaden erleiden.

In Herrn Müllers Fall kommt die Initiative also eindeutig von außen. Jemand *anderes* tut etwas, das dazu beiträgt und dazu beitragen soll, dass Herr Müller sich fortbewegt. Er selbst ist offensichtlich nicht überzeugt, widerspricht der Besucherin aber nicht („ich war ruhig“). Ohne dies an den Daten belegen zu können, halte ich es für sehr wahrscheinlich, dass ihn weder das Café noch die Aussicht auf körperliche Ertüchtigung lockt. Viel eher treibt ihn eine Sorge an: Er will seine ehrenamtliche Gesprächspartnerin und vor allem Zuhörerin nicht vergraulen. Um sich aus der Affäre zu ziehen, instrumentalisiert er die latent paternalistische Beziehung zu seinen Kindern, offenbar in der Hoffnung, sie sagten „nein“ und ersparten ihm damit sowohl, den Weg zum Café auf sich zu nehmen, als auch die Ehrenamtliche zurückzuweisen. Dies misslingt jedoch. Ohne dass die Ehrenamtliche ihre Beziehung zu Herrn Müller *gezielt* als Druckmittel einsetzt, ist das Resultat in diesem Fall in der Tat eine Art ‚Kameltreiberei‘.

3.5.2 „Bindung“ – Kinder mobilisieren

In Herrn Müllers Fall setzt die soziale Beziehung zwischen A und B letzteren in Bewegung. Auch im Fall der Kinder sind Beziehungen häufig die Ressource, die A nutzt, um B dazu zu veranlassen, sich fortzubewegen. Auf welche Art und Weise diese Ressource in der situativen Praxis der Fortbewegung zum Einsatz gebracht wird, betrachten wir am Fall eines Mobilitätsgeschehens in einer Kinderkrippe. Die Erzieherinnen gehen täglich mit den älteren Kindern der Gruppe der Jüngsten (8 Wochen bis 1 Jahr) in den Außenbereich der Kita. Dazu müssen die Kinder in den Flur gebracht werden, wo ihnen wärmere und robustere Kleidung angezogen wird, bevor sie das Gebäude verlassen. Zwei der vier Erzieherinnen, Melanie und Lisa, gehen mit den älteren Kindern nach draußen, während zwei andere Erzieherinnen, Verena und Beate, mit den jüngeren drinnen bleiben.

Elias ist oben auf der „zweiten Ebene“ (einem erhöhten Podest). Melanie möchte mit den älteren Kindern, zu denen Elias mit seinen 16 Monaten gehört, in den Außenbereich gehen und fragt ihn daher, ob er raus wolle. Er fängt an zu weinen. Verena sagt: „Komm doch runter!“ Er läuft dann freudig auf Melanie zu, die vor der Kante steht und ihn mit offenen Armen erwartet. Er läuft einfach über die Kante, sein Fuß tritt ins Leere und ich sehe ihn schon fallen, aber in dem Moment schnappt Melanie ihn mit den Händen unter den Armen und hebt ihn hoch an ihre Brust. Zu mir bemerkt sie, er wäre jetzt weitergelaufen. Sie trägt ihn über das Gitter. „Wenn ich ihn jetzt loslasse, läuft er weg“, sagt sie zu einer der anderen Erzieherinnen. Sie setzt ihn ab und prompt läuft er durch den Flur in den gegenüberliegenden Raum einer anderen Gruppe, obwohl sie ja den Flur entlang und raus will. Irgendwie gelingt es ihr dann, Elias, Ella und Mira auf der Sitzbank weiter vorne im Flur zu versammeln und sie beginnt, sie umzuziehen. Eine weitere Erzieherin kommt mit einem weiteren Kind (Louisa) auf dem Arm dazu, setzt dieses auch auf die Bank und zieht es um.

Elias ist fertig umgezogen, läuft vorfreudig durch die offene Tür der Kinderkrippe in den Vorraum und klatscht mit beiden Händen gegen die Tür nach draußen. Ella krabbelt hinterher, Lisa nimmt sie auf den Arm und trägt sie. Sie macht die Tür auf, Elias und Ella sind jetzt draußen, was mit Mira ist, weiß ich nicht. Louisa ist auch fertig angezogen und steht vor der Umziehbank und grinst. Melanie ruft sie, aber sie steht nur da und federt ruckartig mehrmals in die Knie und schaut durch die offene Tür rüber zu uns in den Vorraum. Melanie geht in die Hocke und ruft „Komm!“ Louisa bleibt aber einfach stehen und schaut verschmitzt. Es fühlt sich lang an. Melanie steht auf, geht zurück zu ihr, nimmt sie an die Hand und sie laufen durch die erste offene Tür. Melanie sagt zu mir: „sie läuft alleine“. Auf Nachfrage erklärt sie, dass sie meint, dass sie sie nicht *zieht*.

Sie laufen bis vor die Tür nach draußen und Melanie sagt zu Louisa sie solle loslassen, ihre Finger würden immer länger. Louisa ist bis kurz vor die zweite Türschwelle gelaufen, dort stehen geblieben und hat ihre Hand auf den Türrahmen gelegt (Melanie hat sie nicht mehr an der Hand). Jetzt „noch über die Schwelle“, sagt Melanie, aber Louisa bleibt stehen. Melanie und ich sind bereits draußen. Sie geht wieder vor Louisa in die Hocke, nimmt ihren Fuß mit der Hand und setzt ihn über die Schwelle, aber Louisa setzt ihn wieder zurück. Melanie nimmt sie darauf-

hin doch nochmal an die Hand und irgendwie geht es dann, dass Louisa über die Schwelle läuft und damit nach draußen.

Ganz unterschiedliche Formen der Heteromobilität kommen in diesem Geschehen zum Einsatz: Teilweise tragen die Erzieherinnen die Kinder, teilweise veranlassen sie sie dazu, sich selbst fortzubewegen. Darüber hinaus räumen sie Hindernisse aus dem Weg und begrenzen die Fortbewegung von Kindern, die in die falsche Richtung laufen. Ich fokussiere im Folgenden jedoch das *veranlasste* Laufen. In einer Hinsicht sind Humantransport (Tragen) und Komobilität (veranlasstes Laufen) hier funktional äquivalent: Beide Formen von Heteromobilität sorgen dafür, dass die Kinder in den Außenbereich gelangen. Sie zu tragen ist dabei zunächst trotz der körperlichen Belastung die einfachere und schnellere Variante, da sie keine Aushandlung erfordert. Da die Erzieherinnen sich aber auf Innenraum und Außenbereich aufteilen, stehen nur zwei zur Verfügung, um vier Kinder zu transportieren. Sie müssten jeweils zwei Kinder auf einmal tragen oder mehrmals gehen. Diese Praktik der Heteromobilität kommt aus offensichtlichen arbeitsökonomischen und ergonomischen Gründen schnell an ihre Grenzen. Auch Kleinstkinder werden auf Dauer zu einer großen körperlichen Belastung, zumal wenn sie in relativ großen Mengen anfallen. Das spricht dafür, die Kinder nicht zu tragen, sondern dazu zu veranlassen selbst zu laufen.

Doch für das veranlasste Laufen sprechen mindestens ebenso wichtige *erzieherische* Motive. Sie zielen auf die „Änderung von Personen“ (Luhmann 1991a: 19). Wie im Fall von Herrn Müller und Frau Berger ist das Veranlassen nicht nur eine Lösung für ein aktuelles Problem, sondern auch in die Zukunft gerichtet. Es geht nicht nur darum, das Kind an einen Ort zu bringen, sondern auch darum, es durch wiederholte Anregung zum Selberlaufen zu jemandem zu machen, der:die selbständig dorthin geht, wo er hinsoll. Analog zum Aktivierungsdiskurs im Alter gibt es ein frühpädagogisches Programm, das wir bereits anlässlich des Laufens an Händen kennengelernt haben und das sich beispielsweise in Emmi Piklers Lehren zur Bewegungserziehung artikuliert (siehe 3.1 und 4.1). Dieser zufolge sollen Erzieher:innen und Eltern die Kinder weder fixieren noch sie zur Bewegung drängen oder sie mehr als unbedingt nötig bewegen. Zugunsten einer „selbständige(n) Bewegungsentwicklung“ (Pikler 2018) sollen sie stattdessen die Bewegung der Kinder zulassen und *anregen*. Dass eine der Erzieherinnen mir ungefragt erklärt, dass das Kind *alleine* laufe, während es an ihrer Hand läuft, zeugt von diesem normativen Vorrang der Selbst-

vor der Fremdfortbewegung.⁶⁶ Sie betrachtet mich wohl als jemanden, der sie potenziell vor dem Hintergrund der Norm der erzieherischen Zurückhaltung beurteilt, weswegen sie einen gewissen Rechtfertigungsdruck verspürt. Indem sie expliziert, was das Kind tut, impliziert sie auch, dass sie selbst nichts tut, was aus ihrer Sicht zum Laufen des Kindes beiträgt. Sie stellt ihr Tun damit als professionell und pädagogisch korrektes Handeln dar. Das angeregte Laufen – ein Spezialfall des veranlassten Laufens – ist also aus pädagogischer Sicht der ‚Goldstandard‘ der Heteromobilität. Die Erzieherinnen versuchen auf unterschiedliche Arten und Weisen, die Kinder dazu anzuregen, sich fortzubewegen: Sie reden auf sie ein, nehmen bestimmte Körperhaltungen ein, nehmen sie an die Hand und bewegen sie ein Stück weit in die gewünschte Richtung. Ich nehme diese Mobilisationstechniken im Folgenden etwas genauer unter die Lupe im Hinblick darauf, *wie* sie erreichen (sollen), dass die Kinder etwas tun.

Sprechen

Die Erzieherinnen fragen Elias, ob er rausgehen will, und fordern ihn und Louisa dazu auf, zu ihnen zu kommen. Diese Laute können auf unterschiedliche Arten und Weisen dazu beitragen, dass die Kinder sich fortbewegen. Nur eine davon ist Kommunikation. Einem gründlich widerlegten, aber doch immer noch alltagsgängigen Vorurteil zufolge ist es Kommunikation, wenn jemand zu jemandem spricht. Diese Sichtweise überschätzt die kommunikative Potenz des:der einzelnen Akteur:in: für Kommunikation braucht es mindestens zwei. Stattdessen lege ich Luhmanns anspruchsvollen Kommunikationsbegriff zugrunde. Diesem zufolge müsste B die von A produzierten Laute als an ihn gerichtete Mitteilung einer Information

66 Für die Feldteilnehmenden läuft das Kind selbst oder „frei“, sobald niemand und nichts anderes mehr physisch an seiner Fortbewegung partizipiert. Gleichzeitig wissen sie natürlich, dass die Kinder sich manchmal nicht ohne ihr Zutun in die gewünschte Richtung bewegen, sonst würden sie sie nicht dazu anregen. Ich fasse auch diese *sinnhafte* Partizipation als Heteromobilität.

verstehen, damit Kommunikation vorliegt (Luhmann 1995).⁶⁷ Diese Interpretation von As Verhalten müsste B dann seinerseits A mitteilen, der wiederum dieses Verhalten von B als Mitteilung auffasst usw.⁶⁸ Um zu klären, ob in der vorliegenden Situation *kommunikativ* veranlasste Fortbewegung stattfindet, müssen wir also untersuchen, wie die Kinder an das Verhalten der Erzieherinnen *anschießen* (Luhmann 1991d: 198f.). Diese „Verstehenskontrolle“ (ibid.: 198) wird dadurch schwieriger, dass Kinder in Louisas und Elias’ Alter (15-16 Monate) ihrerseits kaum sprechen. Auf dieses Problem reagieren beispielsweise Ratgeber wie „Decoding your baby’s cry“ (Baby gooroo 2024), die Ratgebern zur Körpersprache von Hunden ähneln. Zu erwarten ist keine Antwort wie etwa ein Ja oder Nein, die eindeutig erkennen ließe, dass man darauf reagiert, angesprochen worden zu sein.

Louisa zeigt überhaupt keine Reaktion auf die an sie gerichteten verbalen Aufforderungen. Bei Elias ist die Sache komplizierter. Nachdem ihm die Erzieherin vorschlägt, rauszugehen, fängt Elias erst einmal an zu weinen. Es ist zweifelhaft, ob dieses Verhalten überhaupt eine Reaktion auf den Inhalt der vorangehenden sprachlichen Äußerung ist. Elias gilt in der Kita als ein weinerliches Kind. Alles Mögliche könnte ihn zum Weinen gebracht haben, beispielsweise meine Anwesenheit, die ihn oft irritiert. Erst recht unplausibel erscheint es mir, das Weinen als Ausdruck oder gar Mitteilung dessen zu deuten, dass Elias der Gedanke daran traurig macht, in den Außenbereich der Kita zu gehen oder sich fortzubewegen, zumal er kurz darauf in den Außenbereich läuft. Nachdem eine andere Erzieherin die Frage, die pragmatisch ohnehin eine Aufforderung gewesen ist, als solche

67 Luhmanns Kommunikationsbegriff ist kognitiv anspruchsvoll, insofern es in der „Umwelt“ der Kommunikation „psychische Systeme“ geben muss, die einander „verstehen“, also sich wechselseitig *als* psychische Systeme beobachten, in deren Umwelt sie selbst auftauchen (1991d: 130). Sie müssen sich sogar vom anderen adressiert fühlen, dies mitteilen, so verstanden werden usw., damit Kommunikation in Gang kommt und in Gang bleibt. Nach dem gegenwärtigen Stand der vergleichenden Verhaltensforschung (Tomasello/Moll 2010: 344f.) ist das eine Art von sinnhafter Wechselwirkung, die Perspektivübernahme erfordert und bei vielen Tierarten und menschlichen Jungtieren nicht oder selten vorkommt. Ein solcher kognitiv voraussetzungsvoller Kommunikationsbegriff scheint mir aber unproblematisch, solange man im Blick behält, dass sich noch andere Dinge zwischen Menschen (oder Tieren) abspielen, die die Soziologie zum Gegenstand machen kann, als Kommunikation.

68 Die Teilnehmenden, ließe sich ethnomethodologisch-konversationsanalytisch hinzufügen, können einander schließlich ebenso wenig in die Köpfe schauen wie die soziologischen Beobachtenden, und greifen daher auf dieselbe Methode zurück: die ‚next turn proof procedure‘ (Sacks et al. 1974: 728f.).

reformuliert, setzt er sich in Bewegung. Dies ist aber keine Reaktion auf die variierte semantische ‚Formatierung‘ der sprachlichen Äußerung, denn er läuft nicht zu derjenigen Erzieherin, die ihn gerufen hatte, sondern zu derjenigen, die ihn mit offenen Armen erwartet.

Warum wird dann trotzdem geredet? Die Entwicklungsforschung nimmt an, dass manche Kinder in diesem Alter manchmal einfache Aufforderungen verstehen (Masur et al. 2013: 365). Dabei wird Verstehen über „compliance“ (ibid.: 367) operationalisiert. Ganz ähnlich gehen die Eltern der Kinder vor: Louisas Mutter äußert drei Tage nach der Beobachtung im Interview mit mir, dass sie das Gefühl habe, ihre Tochter verstehe „total viel“. Sie „teste“ das, indem sie sie auffordere, ihr beispielsweise ein bestimmtes Spielzeug zu bringen, was sie dann auch tue. Elias’ Mutter berichtet von einer Situation, die der hier analysierten stark ähnelt, es handelt sich ebenfalls um einen Fall von veranlasster Fortbewegung:

Wenn ich ihn zum Beispiel [von der Kita] abhole und er ist gerade auf der Rutsche, dann sag ich schon: „Komm, wir gehen nach Hause.“ Dann guckt er erstmal lange und irgendwann beschließt er dann runterzukommen und mitzukommen. Dann geh ich nicht zu ihm hin und hol ihn ab, sondern sag: „Komm zu mir“. ⁶⁹

Es gilt hier, die notorische „hermeneutische Barmherzigkeit“ (Habermas 1982: 88) der Eltern gegenüber ihren Kindern abzuwägen gegen die ebenfalls deutungsmächtigen linguizistischen Vorurteile gegenüber Menschen und anderen Tieren, die nicht verbal, sondern vokal, visuell, olfaktorisch, taktil oder anderweitig kommunizieren. Am wahrscheinlichsten scheint mir, dass die Versuche von Eltern und Erzieher:innen, Kleinstkinder verbal zur Fortbewegung zu veranlassen, *meistens* keine primär kommunikative Funktion haben – unabhängig davon, wie sie subjektiv *gemeint* sind. Stattdessen sprechen sie *erstens* schlicht aus Gewohnheit. Man ist es gewohnt, mit Menschen zu sprechen, wenn man mit ihnen umgeht. Dass keine Antwort zurückkommt, ändert daran zunächst nichts. Erzieher:innen als Kinderprofis haben natürlich schon längst gemerkt, dass ihre Äußerungen

69 Es gibt darüber im Interview innerhalb der Elterndyade Dissens: Der Vater wendet ein, dass man ihn schon auch öfter „abholen“ müsse: „Die Situation gab es auch schon, dass er dann geguckt hat und dann weitergespielt hat. [...] Also es ist nicht so, dass er blind gehorsam den Eltern folgt.“ Die Mutter antwortet: „Also mir kommt er meistens entgegen.“ Die ausbleibende „compliance“ des Kindes wirft keine Zweifel an seiner *Verständigkeit* auf, sondern an seiner *Folgsamkeit*, die wiederum von der Mutter *andeutungsweise* auf die Autorität des jeweiligen Elternteils bzw. die jeweilige Qualität der „Bindung“ zurückgeführt wird.

systematisch ins Leere laufen. Sie würdigen durch diese Äußerungen aber *zweitens* das Kind als jemanden, der:die zwar nicht antwortet und wahrscheinlich auch nicht versteht, aber zumindest prinzipiell einen Anspruch darauf hat, adressiert zu werden, also als eine *Person*. Der:die Sprecher:in inszeniert sich selbst damit außerdem gegenüber Dritten als taktvolle Person. Das Sprechen wäre in diesem Fall bloß moralisches „Begleitgeschehen“ (Hirschauer 1999) der Heteromobilität. *Drittens* hat es einen performativen Sinn: Es soll die Kompetenz, die es voraussetzt, erzeugen (vgl. Luhmann 2004: 106). Auch dieser Punkt führt vom Thema der Fortbewegung weg, weshalb ich ihn nur in aller Kürze anschneide. So wie Komobilität insgesamt eine Form der Heteromobilität ist, die nicht zuletzt der Automatisierung von B dienen soll, zielt auch das veranlasste Laufen nicht nur auf Orts-, sondern auch auf Personenveränderung, bzw. auf ihre fortgesetzte *Herstellung* (vgl. Hirschauer et al. 2014: 276ff.). Insbesondere das eingestreute Gerede soll nicht nur einen automobilen Körper erzeugen, sondern auch ein kommunikatives Gegenüber. Die Aufforderung spannt einen „response space“ auf, in dem „Entwicklung“ stattfinden soll (Reddy et al. 2013: 1760; vgl. Leavens et al. 2005: 188). Das funktioniert natürlich nur, wenn man jemanden nicht zu etwas auffordert, das man im selben Augenblick selbst mit ihm macht, wie es im Umgang mit Kindern, aber auch beispielsweise in der Altenpflege häufig vorkommt. Man muss also auf eine Reaktion warten (Hirschauer et al. 2014: 283). *Viertens* kann B gelernt haben, dass etwas geschieht, was ihm gefällt, wenn A einen (bestimmten) Laut macht, und er daraufhin zu ihm kommt (vgl. Moore/Corkum 1994: 353). Er muss dazu nicht verstehen, dass A von ihm *will*, dass er herkommt, oder dass er ihm *mitteilen* will, dass er das will. Was A sagt, wäre dann möglicherweise als Kommunikation gemeint, wirkte aber nur als eine *vokale Geste* (Mead 1925: 270f.), insofern B auf sie reagiert. *Fünftens* können As Laute die Funktion haben, Bs Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen (Goodwin 2006: 517). Eine offene Frage ist, ob die Geräusche, die das Sprechen macht, *an sich* besonders auffällig sind, oder ob das Kind gelernt haben muss, dass sich Relevantes ereignet, wenn die Großen diese Art von Geräuschen machen.

Die Arme ausbreiten

Nachdem die Versuche, Elias verbal dazu zu veranlassen, sich herzubewegen, gescheitert sind, beziehungsweise höchstens den Effekt hatten, seine Aufmerksamkeit zu erregen, breitet eine der Erzieherinnen ihre Arme aus. Das ist im Alltagssprachlichen Sinne zunächst eine *Geste*: eine Körperbewegung, die als „signifikantes Symbol“ (Mead 1925: 272) fungiert, insofern sie

eine kulturell geteilte Bedeutung hat, die für den Gestikulierenden und den Adressaten identisch ist. Die ausgebreiteten Arme bedeuten, dass ersterer letzteren willkommen heißt, eben „mit offenen Armen“ empfängt. Sein semiotisches „Material“ (Goodwin 2000: 1505; vgl. Goffman 1982: 11) bezieht das Zeichen aus der interaktiven Praktik der wechselseitigen Umarmung. Schon hier dient das Öffnen der Arme, d.h. die „Anfangsphase“ (Mead 1925: 271) des Umarmens, oft als Zeichen, das die Interaktionsteilnehmenden koordiniert. Die wechselseitige Umarmung kann als Paarsequenz aus angebotener und erwideter Umarmung organisiert sein. Im vorliegenden Fall erfährt das Zeichenmaterial nun eine weitere Transformation (Goffman 1986: 41ff.). Die Paarsequenz wird zeitlich und räumlich aufgedehnt und instrumentalisiert, um jemanden dazu zu bringen, sich zu nähern.

Mit dieser kurzen „Geschichte des Zeichens“ (Goffman 1971: 231) ist natürlich noch nicht geklärt, ob es auch für die Feldteilnehmenden diese oder überhaupt eine Bedeutung hat. Elias reagiert, indem er auf Melanie zuläuft und ihr im wahrsten Sinne in die Arme fällt. Es wirkt, als ‚akzeptiere‘ er ihre Einladung. Doch was „beweist“ (Sacks et al. 1974) dieser folgende Interaktionszug? Hat Elias „verstanden“ in dem Sinne, dass er Melanies Verhalten als Mitteilung im Unterschied zu einer bloßen Information (Luhmann 1995) gelesen hat? Die Antwort soll uns hier nicht weiter kümmern, die Frage aber schon, da die Ausgestaltung der Mobilisationstechnik ihr Rechnung trägt. Charakteristisch für die Interaktion mit sehr jungen Kindern ist nämlich, dass auch die Teilnehmenden nicht wissen, ob und was diese verstehen. Ihre Verhaltensweisen sind daher oft darauf eingestellt, als signifikante Symbole verstanden werden zu können, aber auch als simple Geste (Mead 1925: 271f.) zu funktionieren. Die ausgebreiteten Arme eignen sich gut für die Interaktion am fließenden biografischen Übergang von der „Gestenkonversation“ (Mead 1972: 167) zur Kommunikation. Das Kind muss – erneut – nicht verstehen, dass die Erzieherin es dazu *auffordert*, herzukommen. Es reagiert auf die ausgebreiteten Arme als ein *Anzeichen* einer bevorstehenden Umarmung. B kommt zu A, nicht weil er weiß, dass A das von ihm will, sondern weil er zu A will. Insofern fungiert die „Bindung“ zwischen Kind und „Bezugsperson“ hier als Treibstoff der Heteromobilität.

In die Hocke gehen

Als die Kinder umgezogen sind, prescht Elias voraus. Er ist inzwischen hochmotiviert, dafür ziert sich nun ein anderes Kind. Erneut greift die Erzieherin zu verbalen Mitteln, ‚verstärkt‘ (Goodwin/Cekaite 2013) diese aber gleichzeitig, indem sie in die Hocke geht. Was ist nun der Sinn

dieser Körperhaltung im Unterschied zu den offenen Armen? Ich zeichne zunächst auch hier die Herkunft des semiotischen Materials nach. Indem sie in die Hocke geht, bringt sich die Erzieherin ungefähr auf Augenhöhe mit dem Kind. Die „Augenhöhe“ ist zunächst Eigenschaft einer Konstellation von Körpern im Raum (vgl. Kendon 2010). Sie ist die Bedingung jeder Face-to-Face-Interaktion im engen Sinne: Die Teilnehmenden müssen ihre Gesichter wechselseitig sehen können, um von Angesicht zu Angesicht zu interagieren. Ab einem gewissen – wenn auch praktisch selten erreichten – Höhenunterschied ist das nicht mehr möglich. Interaktion baut auf einer sinnlichen Infrastruktur auf, die ihrerseits mit Konstellationen von Körpern und Dingen im Raum zusammenhängt, die wiederum von Relationen zwischen ihren materiellen Beschaffenheiten präfiguriert werden, darunter Größenverhältnisse. Eine Maus und ein Elefant haben relativ wenig Chancen auf Face-to-Face-Interaktion.

Im vorliegenden Fall ist die Erwachsene ‚nur‘ etwa doppelt so groß wie das Kind; der Höhenunterschied müsste nicht zwingend eingeplant werden. Doch Konstellationen von Körpern können symbolische Eigendynamiken entfalten. Höhendifferenzen symbolisieren Statusdifferenzen. Manchmal sind diese Bedeutungen weder beabsichtigt, noch passen sie zum interaktiven Geschehen und den dazugehörigen Interaktionsrollen (Goffman 1971: 196), noch zu den Relationen zwischen den sozialstrukturellen Kategorien (Goffman 1983: 11f.) oder den Sozialbeziehungen, denen die Teilnehmenden angehören. Zum Beispiel können Gedeimütigte auf ihre Peiniger:innen herabschauen, Belehrte die Belehrenden überragen und ein sich küssendes Liebespaar einen Größenunterschied überbrücken müssen. Solche Sinnüberschüsse veranlassen Interagierende regelmäßig zu erheblichen Verrenkungen. Die Bedeutung staucht und streckt die Körper. Es mag eine Mischung dieser semiotischen und sinnlichen Relationen zwischen den Körpern sein, die die Erzieherin hier in die Knie bringt, in der vagen Hoffnung, Louisa dazu zu bewegen, sich zu ihr zu bewegen, indem sie sich in der Vertikalen auf sie zubewegt.

Das *Ausgleichen* der Ungleichheit entwickelt unter Umständen einen Eigensinn. Obwohl dieser Sinn in der vorliegenden Interaktionssequenz *nicht* aktualisiert wird, möchte ich den Faden kurz verfolgen. Paradoxerweise kann das Ausgleichen die räumlich-körperliche Differenz, deren soziale Relevanz es ‚abstreifen‘ oder beseitigen will, sozial relevant machen, indem es sich sinnhaft an ihr orientiert. Gerade weil das Ausgleichen der Ungleichheit von oben kommt, ist es zudem strukturell ambivalent: Es kann einerseits ‚entgegenkommend‘ und andererseits ‚herablassend‘ wirken. Da-

bei mag die spezifische Körpertechnik einen Unterschied machen. Funktionale Äquivalente zur Hocke sind, den anderen hochzuheben (siehe Kapitel 2.1) oder sich herunterzubeugen. Eine Anbieterin von Weiterbildungen für Erzieher erklärt, warum sie die Hocke bevorzugt:

Um sich auf Augenhöhe mit den Kleinen unterhalten zu wollen, müssen Sie sich entweder sehr weit herunter beugen oder aber in die Knie gehen. Pädagogisch wertvoller ist zweifelsohne die zweite Variante, weil Kinder sich da nicht wie „von oben herab“ behandelt fühlen. Allerdings kann es, insbesondere bei mehreren Kindern zu einer großen Belastung für die Knie werden. (Leisau 2024)

Warum sie davon ausgeht, dass die Kinder so empfinden, bleibt offen. Vermutlich liegt es daran, dass man beim Herunterbeugen stehen bleibt. Das Herunterbeugen ist eine Art „body torque“ (Schegloff 1998) in der Vertikalen. Die gekrümmte Haltung zeigt eine Spaltung des Engagements an und macht ihre eigene Auflösung absehbar, indem sie einen Haltungswechsel und damit eine baldige Umorientierung des Gebeugten „projiziert“ (Schegloff 1998: 536, 541f.). Gewissermaßen strafft die Haltung des Unterkörpers den Oberkörper Lügen. Zudem kostet es weniger Kraft und Zeit, sich herunterzubeugen, als in die Hocke zu gehen und wieder aufzustehen. Die gebeugte Haltung versinnbildlicht also, dass der sich Beugende von oben kommt, nur einen kurzen Abstecher in Bodennähe macht und sich bald wieder aufrichten wird. Sie zeigt also weniger ‚commitment‘ als die Hocke, weniger Entgegenkommen. Wer dagegen hockt, lässt nicht nur einen Teil seines Körpers herab, sondern begibt *sich selbst* ganz auf das Level des anderen.

Die Veränderung der Körperkonstellation betrifft also einerseits die sinnliche Infrastruktur: Die Erzieherin will, dass ihre signifikanten Symbole („Komm!“) bzw. Gesten ihre Adressatin erreichen. Diese Optimierung der sinnlichen Infrastruktur der Interaktion ist in der Situation selbst sinnlich wahrnehmbar und kann Zeichencharakter erwerben: Sie zeigt Interesse an der Interaktion an. Darüber hinaus sendet sie in der Beziehungsdimension: als ein Symbol der Achtung oder Gleichheit. All diese „symbolische Gymnastik“ (Bourdieu 1980: 120f.) mag auf Adressatenseite entziffert werden; erneut hängt der „perlokutionäre Erfolg“ (Habermas 1982: 391ff.) des Hinhockens aber nicht davon ab: Das Kind muss die Hocke nicht als Interaktions*offerte* oder überhaupt als Zeichen verstehen; es muss nicht den kulturellen Ballast der Augenhöhe und die subtilen Bedeutungsnuancen von Hocke und Beuge kennen, um anschließen zu können. Es kann sie

schlicht als Interaktions*gelegenheit* wahrnehmen. Die ‚interaktivsten‘ Körperteile der Erzieherin (Gesicht, Oberkörper, Arme) sind nun für das Kind erreichbar. Louisa könnte ihr, wie Elias vorhin, entgegenreifen und in die Arme fallen. Doch sie bleibt stehen.

An die Hand nehmen

Als Louisa sich nicht bewegt, setzt stattdessen Melanie sich in Bewegung. Diesmal geht die Erzieherin ganz wörtlich auf das Kind zu und bringt ihrer beider Körper erneut in eine andere Konstellation zueinander. Vor dem Hintergrund der Funktionsweise der beiden zuletzt analysierten Mobilisationstechniken (Arme ausbreiten, in die Hocke gehen) ist nicht offensichtlich, wie das An-die-Hand-nehmen das Kind dazu bewegen soll, sich zu bewegen. Denn die anderen beiden Techniken *motivierten* Fortbewegung durch ein Versprechen körperlicher Nähe, welche die Kinder am Ende ihres Laufweges erwartete. Die jetzt angewendete Technik scheint dagegen die Berührung vorab zu verschenken und hat trotzdem Erfolg.

Die Gegenüberstellung, die nicht nur Dialog, sondern auch Konfrontation bedeuten kann (vgl. Bourdieu 1980: 121), wird von einem Nebeneinander abgelöst, das ein Miteinander suggeriert. Die Erzieherin versetzt sich wie schon durch die Hocke in die Position derer, die sie versucht, in Gang zu bringen, aber auf andere Art und Weise. Eine andere soziotopologische Grenze wird überschritten: nicht die zwischen oben und unten, sondern die zwischen den beiden Seiten eines (latenten) Konflikts. ‚Ich bin mit dir,‘ verkörpert die Positionierung der Erzieherin. Da der Konflikt dyadisch ist, löst der Seitenwechsel einer Partei ihn symbolisch auf. Das entstehende Miteinander kann sich auf die soziale Beziehung der beiden beziehen (1) und auf die Tätigkeit der Fortbewegung (2).

1. Die Praktik des Handhaltens evoziert wechselseitige Zuneigung und Verbundenheit, weil das Kind sie mit Situationen assoziiert, in denen es von anderen gehalten und gestützt wurde, die ihm Sicherheit gaben. Die händische Verbindung wird von einer physischen Notwendigkeit der Heteromobilität zum Beziehungszeichen. Die körperliche und soziale Nähe dient hier nicht als Lockmittel, sondern wird entweder als Vorschuss gewährt, der dem Kind die Sicherheit dazu gibt, sich in Bewegung zu setzen, oder als eine Art Gratis-Kostprobe, nach der das Kind die Verbindung nicht mehr abreißen lassen möchte, weshalb es mitläuft.

2. Die latente Konfrontation macht einer angedeuteten Kooperation bei der Fortbewegung Platz. Die Hand der Erzieherin kann eine Hilfe beim Laufen sein, insofern sie sich dazu eignet, sich an ihr festzuhalten, und

so das Laufen erleichtert oder sicherer macht. Wenn das Kind dies wahrnimmt, entsteht eine „affordance“ (Gibson 1986): Die Hand fühlt sich so an, als könne man sich gut an ihr festhalten. Diese *Gelegenheit* kann das Kind dazu anregen loszulaufen, auch wenn es zuvor nicht die Absicht dazu hatte. Die Körper anderer Menschen können Laufwerkzeuge sein, die ihren Zweck erst selbst hervorbringen, indem sie jemanden dazu anregen, das zu tun, wozu sie sich eignen – in etwa so wie ein herumliegender Ball uns auf die Idee bringen kann, mit ihm zu spielen. Es gibt eine kognitiv-kommunikativ anspruchsvollere Variante: Unter nüchternen Erwachsenen außerhalb sportlicher oder spielerischer Rahmen und außerhalb enger Beziehungen ist es eher unüblich, einander so zum Gehen zu *benutzen*. Wenn eine erste Person einer zweiten auf schwierigem Terrain eine helfende Hand reicht, so wird die zweite sie nur ergreifen, wenn sie sie als *Angebot* der Hilfe versteht, nicht einfach, weil sie in ihr eine Stütz- oder Halte*gelegenheit* sieht. Dann wird aus der Geste ein signifikantes Symbol. Auch in unserem Fall könnte die Hand als Zeichen wirken: Dass die Erzieherin das Kind an die Hand nimmt, könnte dieses als Zeichen dafür verstehen, dass sie ihm Hilfe beim Laufen anbietet. Indem sie das Kind an die Hand nimmt, rekonfiguriert die Erzieherin ihre Aufforderung als Einladung zu einer gemeinsamen Aktivität. Das Verhalten der Erzieherin ist keine Aufforderung mehr, zu ihr zu kommen, sondern eine *Einladung*, sich mit ihr mitzubewegen.

An der Hand Ziehen

Dem beobachtenden Ethnografen gegenüber erklärt die Erzieherin dann ungefragt, dass Louisa „alleine“ laufe und auf Nachfrage, dass sie sie nicht *ziehe*. Sie verweist damit auf eine *andere* Praktik des Laufen-Veranlassens, mit der man das, was sie tut, verwechseln könnte, und die gerade für die Heteromobilitätspraxis von Eltern mit Kindern nicht unüblich ist: A kann B an dessen Arm hinter sich herzerren. Wie funktioniert sie? Der Zug am Arm signalisiert dem Gezogenen, dass er laufen soll und weist ihm gleich die Richtung dazu. Womöglich erinnert ihn die physische Einwirkung auch an die körperliche Überlegenheit des Ziehenden und somit an die Aussichtslosigkeit von Widerstand. Gerade bei Kindern gilt: Wenn B nicht spurt, kann A ihn auch wegtragen. Die Technik enthält sozusagen eine ‚Prise‘ Humantransport: Der an der Hand Gezogene bekommt einen mechanischen Impuls, wird in Bewegung gesetzt, aus dem Gleichgewicht gebracht und muss nun reagieren, um nicht umzufallen. Oft ist es dann – physisch und sozial – leichter, dem Zug nachzugeben, als sich in den Boden zu stemmen und zu widerstehen. Man läuft gewissermaßen dem

eigenen Oberkörper hinterher. Das heißt aber auch, dass sich der Gezogene immer noch dazu mitreißen lassen muss, mitzulaufen. Ganz ohne sein Zutun funktioniert die Praktik nicht. Wenn er sich widersetzt und überwältigt wird, ergibt sich eine Form von Humantransport, die bei Kindern vorkommt, aber für Empörung sorgt, wenn sie in der Öffentlichkeit praktiziert wird: A schleift B auf dem Boden hinter sich her.

Die Erzieherin distanziert sich vom Ziehen und Zerren. Überhaupt streitet sie eine Beteiligung am Laufen des Kindes ab und macht deutlich, dass es aus freien Stücken läuft – *von „alleine“*. Überhaupt ist das Laufen an der Hand unter den Erzieherinnen verpönt (siehe 3.1). Der Grund dafür ist die zu Beginn des Unterkapitels bereits skizzierte nicht-interventionistische pädagogische Doktrin, die es verbietet, Kinder in Körperbewegungen oder -haltungen zu drängen oder hineinzuhieven. Weder Hilfe noch Zwang sollen die freie und natürliche „Bewegungsentwicklung“ von außen beeinflussen. Dass die Erzieherin das Kind hier doch an ihrer Hand laufen lässt, ist eine Ausnahme, die vorsorglich legitimiert wird. Sie ist dadurch gerechtfertigt, dass Louisa schon ‚von selbst‘ laufen gelernt hat und die Anregung zum Laufen in den Augen der Erzieherin im Gegensatz zu Zwang und Hilfe die Schwelle zu einer Beteiligung am Laufen des Kindes nicht überschreitet.

Diese Ausnahme hat allerdings ihre Grenzen: Nachdem die erste Schwelle überschritten ist, will die Erzieherin sich ausklinken. Indem sie das Kind dazu auffordert, loszulassen, weil ihre Finger „immer länger“ würden, weist sie (erneut) darauf hin, dass nicht *sie* das Kind hinter sich herzieht, sondern das Kind sich an ihr festklammert und von ihr ziehen lässt.

Jemandem den ersten Schritt machen

Vor einer weiteren Türschwelle bleibt Louisa erneut stehen. Auf sie einzureden, bleibt erneut wirkungslos. Wie bei mehreren anderen Techniken, die in dieser Situation bereits zum Einsatz gekommen sind, spielt Körperkontakt diesmal eine Rolle, aber nicht im Sinne eines Versprechens oder Vorschusses auf eine liebevolle Beziehung, sondern als Nebenprodukt der physischen Manipulation eines Körpers durch den anderen. Dieses Verhalten der Erzieherin mag zunächst wie eine Übersprungshandlung anmuten, in der sich die Frustration über die Unfolgsamkeit des Kindes in der „Substitution eigenen Handelns für unerreichbares Handeln anderer“ (Luhmann 2003: 9) entlädt. Allerdings trägt die Erzieherin das Kind nicht etwa über die Schwelle, sondern bewegt nur einen Teil ihres Körpers in diese Richtung. Auf diese Weise kann sie weder das Kind nach draußen transportieren, noch kann sie ein Selberlaufen des Kindes erzwingen. Sie

kann ihre Tätigkeit dadurch nicht geschehen machen, sondern nur *anschieben*. A macht Bs ersten Schritt an Bs Stelle – mit dessen Körper – und hofft, dass er den nächsten selbst geht. Ein ähnliches Muster haben wir beim Laufen an Händen kennengelernt (3.1). Es kommt im Umgang von Erwachsenen mit Kindern häufiger vor und wirkt auf den ersten Blick paradox: Stimulation durch Manipulation. Jemand macht etwas mit jemandem, um ihn:sie dazu zu bringen, es selbst zu tun. Beispielsweise winken Eltern Dritten mit der Hand ihres Kindes, Erzieher:innen füttern Kinder mit deren eigener Hand oder wischen einem Kind mit dessen eigener Hand Sand aus dem Gesicht. Die meisten dieser Praktiken erfüllen situativ eine Funktion, haben aber zusätzlich ein didaktisches Moment. Im vorliegenden Fall tritt der Bezug auf die biografische Zukunft der manipulierten Person deutlich hinter den Bezug auf die situative ‚Zukunft‘ zurück: Die Erzieherin will das Kind dazu anregen, *jetzt* etwas zu tun.

Doch wie soll der Mechanismus dieser Aktivierung durch Objektivierung funktionieren? Ähnlich wie das gehaltene Laufen (3.1) soll dieses angeschobene Laufen wie eine Demonstration funktionieren, deren Publikum gleichzeitig ihr Modell ist, weil es sich eben um eine *leibliche* Demonstration handelt, die von innen gespürt statt von außen gesehen werden soll. Während B im Fall des gehaltenen Laufens am eigenen Leib vorgeführt werden soll, wie etwas zu tun ist, das er noch nicht tun kann, ist B im vorliegenden Fall prinzipiell durchaus fähig dazu, über eine Türschwelle zu laufen. Die Erzieherin vermutet vielleicht, dass Louisa sich davor ängstigt, das Hindernis zu überwinden oder das Kita-Gebäude zu verlassen, und dass es ihr diese Angst nimmt, wenn sie erlebt, wie es ist, den Fuß über die Schwelle setzen. Der Versuch scheitert allerdings. Die Erzieherin nimmt das Kind danach erneut an die Hand, woraufhin es sich wieder in Bewegung setzt und die Schwelle überschreitet.

Anhand der Heteromobilitätspraktik des veranlassten Laufens habe ich in diesem Unterkapitel einige Besonderheiten der Interaktion von Erwachsenen mit kleinen Kindern herausgearbeitet: Verstehen ist strukturell ungewiss. Statt mit abstrakten Symbolen wird daher primär gestisch-konkret interagiert. Sprache wird gewissermaßen mit der Gießkanne verteilt, in der Hoffnung, dass etwas wächst. Statt Intentionen zu kommunizieren, arbeitet man mit Gelegenheiten und Attraktionen.

3.6 Zusammenfassung

In diesem Kapitel haben wir vielfältige Formen der „Komobilität“ kennengelernt, in denen A daran mitwirkt, dass B sich fortbewegt. A ermöglicht etwa, dass B läuft, indem er ihn aufrecht hält; A sichert B beim Laufen gegen Stürze ab; A begrenzt Bs Bewegungsradius und beeinflusst so die Richtung seiner Fortbewegung; A lässt B unter seiner Aufsicht laufen; A veranlasst, dass B sich fortbewegt. Es sind weitere Formen denkbar, die hier nicht behandelt wurden: A weist B den Weg; A räumt B Hindernisse aus dem Weg. Gemeinsam haben alle diese komobilen Formen der Heteromobilität im Unterschied zu den im ersten Kapitel behandelten Transportpraktiken, dass Bs Fortbewegung einerseits nur stattfinden kann, wenn B selbst etwas tut, dass sie aber auf der anderen Seite nicht oder anders stattfände, wenn A nichts tun würde. Da sich die Aktivität symmetrischer verteilt, fallen die rituellen und materiellen Unterschiede zwischen Kindern und alten Menschen, die das erste Kapitel prägten, hier weniger ins Gewicht. Ich versuche nun, die innere Heterogenität der Kategorie der Komobilität zu bändigen. Zunächst lassen sich zwei primäre Mechanismen der Partizipation von A an Bs Fortbewegung unterscheiden: A kann *physisch* auf B einwirken oder *sinnhaft* an seiner Fortbewegung partizipieren.

Ich konzentriere mich im Folgenden auf die sinnhafte Partizipation. Sie kommt auch in den Praktiken der Heteromobilität des Typs Humantransport vor, in denen A einseitig etwas mit B macht. Ein typischer alltagsweltlicher Kontext der Körpertechnik des Tragens ist etwa: Ein Baby schreit und streckt die Arme nach seinem Papa aus, der es auf den Arm nimmt, tröstend auf es einredet, es wiegt und umherträgt, woraufhin das Baby sich beruhigt. Humantransport *kann* also ein Interaktionszug sein, der auf etwas reagiert, das andere tun, und auf den andere reagieren. Entwicklungspsycholog:innen weisen darauf hin, dass schon zweimonatige Kinder anhand des Verhaltens ihrer „caregiver“ antizipieren, dass sie hochgehoben werden und zur Praxis des Hochhebens „beitragen“ (Fantasia et al. 2016), indem sie ihre Körperspannung erhöhen. Gerade beim Tragen auf längeren Strecken macht es für die Tragenden einen Unterschied, ob die Getragenen aktiv mitwirken, z.B. indem sie die „Anhock-Spreiz-Haltung“ einnehmen und sich damit am Tragenden festklammern. Praktiken des Humantransports können außerdem, indem sie Körper und Dinge in eine bestimmte Konstellation zueinander bringen, sinnliche Infrastrukturen für Interaktion bereitstellen. Sie können Interaktion also er- und verunmöglichen, präfigurieren, an ihr teilnehmen und sind häufig interaktiv koordiniert. Interaktion und

damit sinnhafte Wechselwirkung kommt im Fall des Humantransports also vor, bildet jedoch nicht den *Mechanismus*, über den A dazu beiträgt, dass B sich fortbewegt. Bs Fortbewegung ist keine Reaktion auf etwas, das A tut, sondern etwas, das mit ihm geschieht bzw. gemacht wird.

Im Fall der Komobilität ist das Bild uneindeutiger. Manche der Praktiken der Komobilität erfordern, dass A physisch auf B einwirkt. In manchen Fällen des Stützens (3.1) würde B etwa umfallen, wenn A ihn nicht an den Händen aufrecht hielte. Auch das Absichern (3.2) erfordert zumindest Körperkontakt für den Fall, dass B strauchelt. Hier wird allerdings schon offensichtlich: Was A tut, trägt *auch* dadurch dazu bei, dass B sich fortbewegt, dass B *wahrnimmt*, dass A ihn hält bzw. dicht bei ihm ist und ihn im Notfall halten wird. In vielen Fällen würde B sich aus Sicherheitsgründen gar nicht erst in Bewegung setzen, wenn er A nicht bei sich wüsste. Beim Begrenzen (3.3) wirkt A physisch auf B ein, insofern er ihn festhält und ihn damit daran hindert, in bestimmte Richtungen zu laufen. Allerdings wirkt die physische Begrenzung in vielen Fällen mit der Zeit ähnlich wie Leitplanken. Diese sind zwar physische Barrieren, aber man muss nicht erst gegen sie fahren, um zu wissen, dass man besser geradeaus fährt. B merkt irgendwann, dass ein Ausbruch aussichtslos ist, und trottet mit. Die Beaufsichtigung (3.4) wiederum setzt nur die *Möglichkeit* des physischen Einwirkens voraus und erfordert zu diesem Zweck zwar keinen Körperkontakt, aber räumliche Nähe und mindestens einseitige Wahrnehmung.

Das Veranlassen (3.5) schließlich ist eine durch und durch sinnhafte Form der Partizipation an Fortbewegung. Egal welches „Mobilisationsmedium“ zum Einsatz kommt, man kann nur dann davon sprechen, dass A B dazu bringt, sich fortzubewegen, wenn B auf A reagiert, indem er sich fortbewegt, aber auch anders reagieren könnte. Sinnhafte Partizipation wird im Gegensatz zur physischen „sozusagen von hinten her ermöglicht, gegenläufig zum Zeitablauf des Prozesses“ (1984: 198), wie Luhmann für Kommunikation, also einen „Sonderfall von Informationsverarbeitung“ (ibid.) formuliert. Ohne dass B es zwangsläufig ‚entscheidet‘, entscheidet sich erst mit ihm, ob A etwas bewirkt. Wenn B nicht reagiert oder anders reagiert, sich etwa ‚weigert‘, sich zu bewegen, partizipiert A eben nicht an seiner Fortbewegung. Aus der Perspektive der Praxis der Heteromobilität ist Kommunikation ein Sonderfall von sinnhafter Partizipation, die im Gegensatz zur physischen Partizipation ein Fall von „Informationsverarbeitung“ ist. Es muss also mindestens eine Alternative geben, und sei sie auch noch so unzumutbar. Die Alternative muss B nicht in der Situation mental vorschweben, aber doch zumindest von Beobachtenden auf ihn zu-

gerechnet werden, und sei es durch die Teilnehmenden selbst im *Rückblick* auf das Geschehen. Um einer m.E. nicht ganz glücklichen, aber gängigen Unterscheidung zu folgen: Der Sinn in der sinnhaften Partizipation an Fortbewegung muss kein „subjektiver“, sondern kann auch „objektiver“ Sinn sein (Schneider 2008: 45ff., 182ff., 234ff.; Bongaerts 2018: 401f.). Entscheidend ist, dass man nicht genau weiß, wie B reagieren wird, und daher „Freiheit“ (Luhmann 1984: 156) unterstellt. Man muss für B keine:n selbstreflexive:n und kalkulierende:n Akteur:in einsetzen, sondern nur ein hinreichend komplexes „System“ (Luhmann 2004: 178). Wenn B hingegen keinen Selektionsspielraum hatte, hat A die Fortbewegung eben nicht mittelbar „veranlasst“, sondern unmittelbar selbst bewirkt. Es liegt dann nicht Komobilität, sondern Humantransport vor. Ich lehne mich dabei lose an Luhmanns phänomenologisch fundierten Sinnbegriff an: Sinn als „Grunddifferenz von Aktualität und Möglichkeitshorizont“ (vgl. Luhmann 1991d: 113). Ohne das empirisch zeigen zu können, gehe ich dabei davon aus, dass schon das Alltagswissen implizit zwischen diesen beiden Mechanismen der Partizipation unterscheidet: Wenn B hinfällt, weil A ihn schubst, behandeln wir das nicht als „Reaktion“ auf das Geschubstwerden. Schließlich konnte B nicht anders, als hinzufallen. Nicht B hat *sich* bewegt, sondern A hat *ihn* bewegt, bzw. ein Geschehen angestoßen, das dann gänzlich subjektlos weiterlief, ein „unguided event“ (Goffman 1986: 22). Eine Reaktion ist ein *Tun*, und das impliziert eine kontingente Selektion aus Möglichkeiten, die dem Reagierenden zugerechnet wird, wenn auch nicht zwangsläufig als eine bewusste Entscheidung, bei der ihm selbst mehrere Möglichkeiten vorschweben.⁷⁰

Im Fall der Kinder kann man die Kapitelreihenfolge, in der ich die Praktiken der Komobilität vorgestellt habe, als ungefähre biografische Sequenz lesen. Zuerst laufen Kinder von anderen Menschen gehalten oder auf sie gestützt und irgendwann braucht es nur noch einen kleinen ‚sinnhaften Schubs‘, einen Anlass, auf den hin sie sich in Bewegung setzen. Die Vermutung liegt nahe, dass die Praxis der Heteromobilität in dem Maße immer ‚sinnhafter‘ wird, wie die Entwicklung der kognitiven Fähigkeiten der Kinder voranschreitet. Auf *sprachlich* vermittelte sinnhafte Heteromobilität trifft das tatsächlich zu; ebenso für den Fall, dass A B mittels Zeigegesten die Richtung weist. Sprache und „deklarative“ *Zeigegesten* erfordern „shared intentionality“ (Tomasello/Moll 2019: 338ff.) bzw. „signifikante Symbole“ (Mead 1925: 272). B muss sich in A hineinversetzen und verstehen, was

70 Ich verstehe die Reaktion also nicht als Glied einer determinierten Reiz-Reaktions-Kette.

dieser ihm mitteilt, oder zumindest, *dass* er ihm etwas mitteilt (Luhmann 1995: 115; vgl. 1991d: 196). Ich nenne diese relativ voraussetzungsvolle Form der sinnhaften Partizipation von A an Bs Tun mit Luhmann *Kommunikation* (1995).

In vielen Fällen genügt es jedoch, dass B auf A *reagiert* (siehe oben). Diese schlichtere Form des sinnhaften Einwirkens von A auf B ist prinzipiell schon spätestens ab Bs Geburt möglich. Sobald B sich motorisch selbst fortbewegen kann (sei es rollend, robbend, krabbelnd oder laufend), lässt er sich prinzipiell auch sinnhaft dazu anregen, es zu tun. Die skizzierte Sequenz von Praktiken lässt sich also nur bedingt als eine durch die kognitive Entwicklung des Kindes getriebene oder mit dieser ko-evoluierende ‚Vergeistigung‘ der Heteromobilität beschreiben. Kommunikation setzt erst spät in den Chor der Mechanismen der Heteromobilität ein. Von Anfang an tragen physische und sinnhafte Partizipation das Geschehen. Dann findet ein Standbeinwechsel zur sinnhaften Partizipation statt. Ermöglicht wird dieser eher durch die *motorische* Befähigung des Kindes als durch die *kognitive*.⁷¹ Die sinnhafte Partizipation löst die physische nicht ab, sondern bleibt übrig, weil letztere überflüssig wird. Es findet also eher eine Demechanisierung statt als eine Semiotisierung.

Auf den Fall der Heteromobilität alter Menschen lässt sich dieses Sequenzmuster natürlich nicht eins zu eins übertragen – auch nicht mit invertierter Reihenfolge. Zu vielfältig sind dort die Gründe für und Wege in die Heteromobilität. Überhaupt ist Heteromobilität kein zwangsläufiges Schicksal alter Menschen. Bei vielen folgt auf zwischenmenschliches Absichern und Stützen sowie dinggestütztes Laufen der Transport im Rollstuhl und dann die Bettlägerigkeit. Andere ‚fallen tot um‘ und damit direkt in die finale Immobilität. Wieder andere bleiben in den Augen ihrer Angehörigen *zu* lange automobil und werden überwacht, damit sie nicht stürzen oder sich verlaufen. Das Altwerden im Ganzen lässt sich nicht wie einzelne progrediente Krankheiten (z.B. Demenz) behandeln, für die man etwa interaktionssoziologische Phasenmodelle erstellen kann, in denen Krankheitsstadien unterschiedlichen Formen von Interaktion entsprechen (Meyer 2014).

71 Selbstverständlich ist diese motorische Befähigung wiederum ein Produkt der Heteromobilität. Kinder lernen laufen, indem sie sich fortbewegen. Komobilität mit anderen Menschen spielt in diesem Prozess allerdings keine große Rolle, wie man der Kritik der Erzieher:innen an der „Lehrwut“ der Eltern entnehmen kann. Viel wichtiger ist das Laufen an Dingen (siehe Kapitel 4), auf das ich im nächsten Unterkapitel erneut zu sprechen komme.

Zwischen *Reaktion* und *Kommunikation* als Formen der sinnhaften Partizipation lässt sich ein Kontinuum der *Verdichtung* (vgl. Luhmann 1991d: 560) sinnhafter Bezüge aufspannen. Unterscheiden kann man die einfache sinnhafte Reaktion (1) von einem Aufeinander-Reagieren (2), von Reaktionen auf Reaktionen (3), von reflexiven Reaktionen beziehungsweise Interaktion (4) und von Kommunikation (4). Ich illustriere diesen Gedanken an einem fiktiven Beispiel und führe daher für einige Seiten weg vom Gegenstand der Heteromobilität in Kindheit und Alter. Für die Zwecke dieser Studie werden wir daraus lernen, dass nicht jede sinnhafte Partizipation Interaktion oder Kommunikation ist. Um das zu zeigen, wähle ich ein Extrembeispiel: Zwei aneinander uninteressierte Passant:innen, die sich nicht ‚versammeln‘, sondern nur kurz aneinander hängen bleiben.

1) *Einseitige Reaktionen*: A und B sind auf Kollisionskurs. B weicht A aus. Das Ausweichen ist eine Reaktion auf A, auf die A aber *nicht* wiederum reagiert. Er läuft weiter, ohne von B Notiz zu nehmen, etwa mit seinem Smartphone beschäftigt. Unter einer Reaktion verstehe ich, dass B etwas tut, das von A beeinflusst, aber nicht determiniert ist. A bewirkt Bs Verhalten nicht, er stellt lediglich einen mehr oder weniger verbindlichen Anlass dafür dar. B muss A dazu wahrnehmen. Dieser kleinste Baustein der sinnhaften Partizipation ist tatsächlich keine „unausweichlich soziale Operation“ (Luhmann 1995: 114) in dem Sinne, dass er nur im Zusammenreffen zweier Menschen – oder zweier „psychischer Systeme“ – entstehen kann. Dass B auf etwas reagiert, das A tut, ist schon ein Spezialfall. Er kann auch darauf reagieren, dass A *da ist* oder darauf, *wie* A ist (siehe 7.3). A muss also nicht einmal ein Lebewesen sein.⁷² Meines Erachtens spricht einiges dafür, den Gegenstand der Soziologie nicht erst bei langkettigen Sinn-Molekülen beginnen zu lassen.

2) *Aufeinander reagieren*: B weicht A aus und A weicht B aus. Möglicherweise laufen die beiden nun aneinander vorbei. Theoretisch könnte man

72 Methodologisch birgt die Einseitigkeit dieser sinnhaften Bezugnahme gewisse Herausforderungen. Konversationsanalyse und Systemtheorie vernachlässigen den Fall deswegen. Es gibt keinen „next turn“ (Sacks et al. 1974), und wenn man so will, handelt es sich auch nicht um eine „unausweichlich soziale Operation“ (Luhmann 1995: 114). Will der „professionelle Analyst“ (Sacks et al. 1974) wissen, was es bedeutet, was B da tut, oder ob er überhaupt wirklich auf A reagiert etc., muss er B (subjektiver Sinn) oder andere Mitglieder der betreffenden Kultur befragen (objektiver Sinn). Da er gegebenenfalls selbst zu dieser Kultur gehört, wird er Bs Verhalten aber unter Umständen auch einfach ‚ansehen‘, welchen Sinn es hat. Auch die Beforschten benutzen ja nicht wirklich nur den „next turn“ als interpretative Ressource, sondern eben auch „Lebenswelt“. Sonst könnten sie sich beispielsweise keinen Reim darauf machen, was gerade geschieht, wenn sie andere Leute dabei beobachten, wie sie Dinge handhaben.

schon dieses Phänomen eine sinnhafte „Wechselwirkung“ oder eine „Inter“-Aktion nennen. Goffman als einflussreichster Interaktionssoziologie tut dies jedoch nicht. Das Aufeinander-Reagieren impliziert ebenfalls bereits *wechselseitige Wahrnehmung*: A nimmt B wahr, B nimmt A wahr. Dieser Begriff wird allerdings in der Literatur notorisch unscharf verwendet, auch um wesentlich dichter verschränkte Wahrnehmung zu beschreiben (s.u.).

3) *Reaktionsreaktionen*: Falls A und B aber in dieselbe Richtung ausweichen, kommen sie erneut auf Kollisionskurs. Ein erneutes Ausweichmanöver wird nötig. Wenn beide nun auf die Reaktion des jeweils anderen reagieren, kann es passieren, dass sie einander erneut in dieselbe Richtung ausweichen und sich zum dritten Mal auf einem Kollisionskurs wiederfinden. Jedes Verhalten von A oder B schafft in diesem Fall eine neue Ausgangslage, auf die wieder reagiert wird. Ihr Umgang miteinander hat sozusagen kein ‚Gedächtnis‘. Es ergibt sich eine etwas längere Reaktionskette, die von Weitem Ähnlichkeiten mit einem Tanz hat, weil die Wiederholung eine mehr als zufällige Ordnung vermuten lässt. Man lacht⁷³ vielleicht, und zwar unter anderem deswegen, weil man unwillkürlich in einem gewissen Sinne zusammen etwas tut, ohne dass das Geschehen jedoch koordiniert wäre.

4) *Reflexive Reaktionen*: Ein möglicher Ausweg, der die beiden aus dieser kleinen Zwickmühle herausführen kann, ist, auf die Reaktion des jeweils anderen nicht mehr nur als auf irgendein Tun zu reagieren, sondern auf sie *als* Re-Aktion auf ihr Verhalten zu reagieren. Erst wenn B erkennt, dass A auf Bs Verhalten reagiert, hält er inne, weil er antizipiert, dass auch A erneut ausweichen wird. Das erfordert Perspektivübernahme (Mead 1925). Es reagiert nicht nur einer auf den anderen, nicht nur beide aufeinander, sie reagieren nicht nur auf ihre Reaktionen, sondern sie reagieren auf ihre Reaktionen *als* Reaktionen. Wir kommen hier in die Gewässer der „reflexi-

73 De facto ist es wahrscheinlich, dass die beiden spätestens bei ihrem zweiten Fast-Zusammenprall Blickkontakt aufnehmen, sich mimisch beieinander entschuldigen, und über die kleine Zwickmühle lachen, in die sie geraten sind. Sie springen dann direkt in die Kommunikation, weil das sozial angebracht ist. A und B können, ohne das aneinander wahrzunehmen schlicht annehmen, dass der je andere der Perspektivübernahme fähig ist. Ich klammere das im Folgenden allerdings erst einmal aus und mache weiter, als würden zunächst keine Blicke oder Gesten ausgetauscht, weil ich diese Phänomene aus ‚didaktischen‘ Gründen auseinanderziehen möchte.

ven Wahrnehmung“, die man als den gemeinsamen Kern von Goffmans⁷⁴ (1966: 16f.; 1983: 2f.) und Luhmanns Interaktionsbegriff (1991d: 560ff.) betrachten kann (Meyer 2014: 325ff.). Höhere Grade an Verschachtelungen der Wahrnehmung sind möglich.

5) *Kommunikation*: Für Luhmann führt reflexive Wahrnehmung „fast unausweichlich“ (1991d: 562) zur Kommunikation. Derartige Verschachtelungen lassen sich kaum noch an Verhaltensweisen wie Stehenbleiben, Ausweichen oder Weiterlaufen ablesen. Ein Verhalten, das das Wissen um das Wahrgenommenwerden unmissverständlicher anzeigt als das Innehalten in der Ausweichsituation ist das Aufnehmen von Blickkontakt: „Ich sehe am und im Blick des Anderen, dass er jetzt sieht, dass ich ihn sehe“ (Hirschauer 2015: 119; vgl. Simmel 2013: 502.).⁷⁵ Hinsichtlich der Verdichtung von sinnhaften Reaktionen ist der Blickkontakt ein regelrechtes schwarzes Loch. Trotzdem muss Blickkontakt nicht als *Mitteilung* (Luhmann 1991d: 193ff.) aufgefasst werden. Blicke können sich auch verfangen. Und auch wenn jemand den Blickkontakt *hält*, heißt das nur, dass er es *geschehen lässt*, dass der andere wahrnimmt, dass er wahrnimmt, dass er ihn wahrnimmt usw. Es gibt viele mögliche Motive dafür, den eigenen Blick auf jemandes Augen zu richten, und das Schauen selbst expliziert diese nicht: Ich kann etwa sehen wollen, wohin der andere schaut, ob er mich sieht, ob er mir Aufmerksamkeit schenkt, wie er zu mir steht etc. All das ist noch keine „Mitteilung“. Allerdings weiß derjenige, in dessen Augen wir schauen, dass wir damit *rechnen* müssen, dass er sieht, dass

74 Goffman scheint Interaktion als dasjenige Verhalten zu begreifen, was unter der Bedingung von Kopräsenz, also reflexiver Wahrnehmung stattfindet. Ich würde mit Luhmann einwenden, dass Wahrnehmung an sich als „psychisches Ereignis“ (Luhmann 1995: 115) nicht wahrnehmbar ist. A nimmt nur dann wahr, dass B wahrnimmt, dass A ihn wahrnimmt, wenn B sich auf eine Weise verhält, die seine Wahrnehmung des Wahrgenommenwerdens wahrnehmbar macht. Eine solche Verhaltensweise wäre das „Schauen“, d.h. die Ausrichtung von Gesicht und Augen. Ich sehe also nicht, wie Kopräsenz ohne Interaktion zustande kommen könnte. Allerdings spricht Goffman im Gegensatz zu Luhmann streng genommen gar nicht von der Wahrnehmung der Wahrnehmung, sondern formuliert, dass Personen nah genug beieinander sein müssen „to be perceived in this sensing of being perceived“ (1966: 17; m. Herv.). Das lässt Raum dafür, dass Kopräsenz unter anderem durch Unterstellungen entsteht.

75 Streng genommen setzt der Blickkontakt keine Perspektivübernahme voraus, also auch keine Wahrnehmungswahrnehmung, aber sie erklärt seine Sogwirkung: Sehenswert ist am Blick des Anderen, dass und wie er mich sieht. Mit experimentellen, darunter neurowissenschaftlichen Methoden hat die Entwicklungspsychologie allerdings herausgefunden, dass schon Neugeborene, die ja nach gängiger Lehrmeinung noch kein Selbstbewusstsein besitzen, eine Präferenz für Blickkontakt haben (Farroni et al. 2002).

wir uns für ihn interessieren. Er *kann* nun unterstellen, dass wir ihm das *mitteilen* wollen, also Interesse *bekunden*. Das macht einen Unterschied: Auf einen Blick, den wir als Mitteilung verstehen, werden wir mit größerer Wahrscheinlichkeit selbst mit einer Mitteilung reagieren, der der andere entnehmen kann, dass wir seinen Blick als Mitteilung verstanden haben. Es kommt dann eher „Systembildung“ in Gang. Der andere kann es aber auch dabei belassen, anzunehmen, dass wir lediglich *in Kauf nehmen*, dass er merkt, dass wir uns dafür interessieren, wie er uns wahrnimmt. Ich vermute, dass es angesichts dessen, dass wir unseren Alltag zu großen Teilen in Kopräsenz leben, viel zu anstrengend wäre, kognitiv ständig in so tiefe Verschachtelungsebenen vorzudringen, ständig Darstellung, geschweige denn Mitteilung zu unterstellen und sich dann ja auch ständig *adressiert* zu fühlen. Sogar eine Darstellung, die sich bewusst ist, als Darstellung verstanden zu werden, hat ‚nur‘ ein Publikum. Eine Mitteilung dagegen erwartet eine Antwort.

Diese Auffächerung unterschiedlicher Grade sinnhafter Wechselwirkung werde ich in Kapitel 7.2 aufgreifen, wenn es darum geht, Komobilität sozialtheoretisch einzuordnen als einen Fall von Koaktivität. Da Interaktion nur eine Form sinnhafter Partizipation unter mehreren ist, werde ich den Begriff der Koaktivität bewusst weit fassen, um neben Interaktion auch etwa einseitige Reaktionen und physische Partizipation einzuschließen.

4. Dinggestütztes Laufen

Für das *hohe* Alter sind Praktiken des dinggestützten Laufens und die in sie involvierten und für sie produzierten Artefakte geradezu ikonisch: Wenn bildliche Darstellungen alter Menschen nicht auf faltige Haut zurückgreifen, verwenden sie *Gehhilfen* unterschiedlicher Art, etwa Rollatoren, Gehstöcke oder Krücken. Auch kinder-typische Gehhilfen gibt es, etwa die sogenannten Lauflernhilfen. Sie sind allerdings weit weniger verbreitet. Vor allem im öffentlichen Raum kommen sie nicht vor. In Kapitel 3 haben wir gesehen, dass vielmehr die „helfende Hand“ unser Bild vom kindlichen Laufenlernen prägt. Es scheint, dass die soziale Vereinzelung⁷⁶ älterer Menschen sie auf Dinge verweist, während die im „Schoß der Familie“ aufgehobenen Kinder auf Körper zugreifen können. Das ist nicht nur ein stereotypes „Altersbild“. Tatsächlich sind Kinder viel häufiger in *zwischenmenschlich* verteilte Praktiken der Heteromobilität (siehe Kapitel 2 und 3) involviert als ältere Menschen. Wenn man jedoch die verschiedenen Partizipanden der Heteromobilität *innerhalb* der Kindheit betrachtet, überwiegen unscheinbare Dinge gegenüber den besonders ikonischen und ‚fotogenen‘ helfenden Händen. Vor allem Möbel werden von Kindern dazu benutzt, sich an ihnen aufzurichten und an ihnen entlangzulaufen. Ich steige in das Kapitel ein, indem ich diese Praxis des dinggestützten Laufens und die sie umrankenden Diskurse in einer Kindertagesstätte betrachte (4.1). Ich untersuche dabei, wie genau die Dinge am Laufen partizipieren, und welche Rolle ihre Passivität für die Rahmung und Bewertung der Praxis spielt. Danach vergleiche ich das dinggestützte Laufen der Kinder mit einem Fall dinggestützten Laufens im hohen Alter und versuche zu ergründen, welche Rolle die Altersdifferenz für die Bewertung der Partizipation der Dinge am Laufen spielt (4.2). Anhand einiger weiterer Fälle dinggestützten Laufens im hohen Alter arbeite ich dann heraus, dass sich die unterschiedlichen Bewertungen zurückführen lassen auf die Ambivalenz des sozialen Verhältnisses der Hilfe, die aber von der Altersdifferenz ‚gebrochen‘ wird (4.3). Zuletzt fasse ich zusammen, welche Erträge das Kapitel erbracht hat (4.4).

76 Es ist allerdings nicht *nur* das geringere *Angebot* an menschlicher Hilfe, das alte Menschen auf Dinge zurückgreifen lässt. Dinge sind auch rituell (Goffman 1955) und sozial leichter zu handhaben.

4.1 Kindheit: Die Dinge als „Chancen“?

Bei den Dingen, an denen Kinder laufen, handelt es sich weniger um eigens für diesen Zweck produzierte „Gehhilfen“ – diese sind vergleichsweise selten (s.o.) – als vielmehr um Artefakte, die im Habitat der Kinder ‚natürlich‘ vorkommen. Die meiste Zeit verbringen sehr junge Kinder in der Regel in der elterlichen Wohnung. Dementsprechend sind es vor allem Möbel, die sie in ihre Fortbewegung einbeziehen. Diese ermöglichen es den Kindern, sich aus dem Knien, Sitzen oder aus der „Vierfüßler“-Körperhaltung des Krabbelns heraus aufzurichten, sich in dieser vertikalen Position zu halten, und dabei sogar fortzubewegen. Artefakte ‚tun‘ dies, indem sie den Kindern erlauben, ihre Hände und Arme einzusetzen. Ohne Möbel müssten sie sich allein mithilfe ihrer Bein- und Rumpfmuskulatur aufrechterhalten. Die Dinge ermöglichen also ein händisch gestütztes Laufen. Sie müssen dazu bestimmte stoffliche Eigenschaften haben. Ein Ding, an dem man laufen kann, muss eine vertikale „Oberfläche“ (Gibson 1986) mit einer gewissen Höhe und horizontalen Ausdehnung haben – letzteres deshalb, weil man sonst zwar an ihm aufstehen, aber nicht an ihm entlanglaufen könnte. Es muss von einigermaßen fester Konsistenz, relativ immobil und stabil sein, damit es den Händen in der Horizontalen Widerstand bietet. Es sollte außerdem auf einer bestimmten Höhe eine Kante, eine Einbuchtung oder eine Vorwölbung aufweisen, damit es sich greifen lässt, oder zumindest auf die eine oder andere Art und Weise den Händen auch in der Vertikalen Widerstand bieten.

Die *Praxis* des Laufens an Möbeln beschreibt die Mutter des elf Monate alten Moritz folgendermaßen:

Also ‚trainieren‘ ist jetzt vielleicht das falsche Wort, aber mir erscheint das immer so, er hat immer gewisse Projekte, jetzt ist es das Projekt, ‚sich überall hochziehen wo geht‘, und das verfolgt er dann ziemlich stur. [...] Ja, also er kann jetzt auch schon am Couchtisch entlanglaufen und am Bett. Das kann er auch schon ganz gut. Ich hab auch schon öfter mal erlebt, dass er so für ein paar Sekunden freihändig stand. Und dann ist er aber meistens umgekippt (lacht), vielleicht auch vor Erschrecken darüber, dass er jetzt auf einmal so frei steht, ich weiß nicht.

Auffällig ist, wie sehr die Mutter das Verhalten ihres Kindes nicht nur als ein aktuelles Geschehen, sondern als ein planmäßiges, zielgerichtetes Üben im Hinblick auf eine noch zu erwerbende Fähigkeit deutet. Bei dieser Perspektivierung befindet sie sich im Einklang mit dem entwicklungspsy-

chologischen Diskurs, der das seitliche Gehen mit Festhalten an Dingen – „cruising“ genannt (Adolph et al. 2011; Berger et al. 2014) – als einen „Meilenstein“ der motorischen Entwicklung begreift, der vom Krabbeln zum „freien“ oder „unabhängigen“ Gehen führt (kritisch dazu: Adolph et al. 2011). Ein Erzieher und studierter Pädagoge sieht im Laufen an Dingen eine Art universelles Nadelöhr in der ansonsten auf multiplen Pfaden verlaufenden Bewegungsentwicklung:

Also es ist natürlich erstmal das vom Rücken auf Bauchlage, und dann gibts verschiedene Wege, aber praktisch alle Wege führen ja dahin, dass sie sich irgendwie festhalten (er greift einen Gitterstab), aufstehen und dann laufen letzten Endes.

Die (implizite) Lerntheorie dahinter ist folgende: Nur indem sie es tun, lernen die Kinder, es zu tun. Die Dinge fungieren im übertragenen Sinne als Brücke über die Lücke zwischen gegenwärtigen und zukünftigen Fähigkeiten. Sich an Dingen abzustützen, versetzt die Kinder in die Lage, etwas zu tun, zu dem sie eigentlich noch nicht fähig sind, gibt ihnen dadurch Gelegenheit, diese Tätigkeit zu üben und letztlich die Fähigkeit dazu zu erwerben. Das Gitter ermöglicht ihnen, eine aufrechte Körperhaltung einzunehmen und in der Fortbewegung beizubehalten. Dabei trainieren sie die „Haltungskontrolle“ im Rumpf und ihre Beinmuskulatur (Haehl et al. 2000; Adolph et al. 2011: 306f.). Wenn sie derart in die Körperhaltung hinein- und dabei über sich hinausgewachsen sind, können die „Stützräder“ (Alkemeyer/Michaeler 2013: 233) wegfallen. Körpereigene Fähigkeiten lösen die ‚Anschubfinanzierung‘ durch das Gitter ab. Das Kind lässt los und steht „frei“.

Die Leiterin der Kindertagesstätte, in der ich geforscht habe, beschreibt die Funktion der Dinge für die Bewegungsentwicklung folgendermaßen:

Als ich zur Vorbesprechung meines Feldaufenthalts zum ersten Mal dort bin, fragt mich die Einrichtungsleiterin, ob ich die Untersuchung „U1“ mache. Ich bejahe, aber mich interessiere auch das Laufen, und da seien die Kinder ja „in der Regel dann schon Ü1 oder U2, oder wie auch immer das dann heißt.“ Sie widerspricht: „In der Regel ist ja um den ersten Geburtstag das Laufen dran.“ Ich erzähle von einem Kind, das ich bereits regelmäßig für meine Forschung besuche, das 14 oder 15 Monate alt sei und noch nicht laufe. Also „je nach Kind...“, behaupte ich. Sie fällt mir ins Wort: „...und je nach was zur Verfügung steht und wie sehr eben so etwas gefördert wird. Bewegungsfreundlich von Anfang an und wie sind die Räume ausgestattet. Zuhause hat ja niemand die Möglichkeit wie

wir, Räume so auszustatten, dass sie Anreize schaffen.“ Später führt sie mich zusammen mit den Erzieherinnen durch die Krippe. Dabei erzählt sie ihren Mitarbeiterinnen von unserem Gespräch: „Er hat jetzt nämlich grad so ein Kind von 15 Monaten. Da hab ich gesagt: Also eigentlich, bei uns, mit nem Jahr laufen die, weil sie vorher ne vorbereitete Umgebung [haben]: Das Ding, das regt mich an, und andere Kinder, die regen mich auch an, und wenn der Erzieher oder Erwachsene sich auch noch richtig verhält, dann verläuft die Bewegungsentwicklung so und so.“ Eine der Erzieherinnen relativiert implizit ein bisschen: Es sei „selten“, dass es länger dauere.

In scharfem Kontrast zur Rede vom „Technologiedefizit“ der Erziehung (Luhmann/Schorr 1979) zeigt sich die Leiterin hier äußerst optimistisch hinsichtlich der Steuerbarkeit der kindlichen „Bewegungsentwicklung“. Ein bestimmter Input liefere einen vorhersagbaren und messbaren Output: „mit nem Jahr laufen die“. Drei Zutaten erwähnt sie: den Raum, die Erzieher:innen und die anderen Kinder, von denen die ersten beiden in unserem Gespräch einen deutlich größeren Stellenwert einnehmen. Dabei bestehe das „richtige Verhalten“ der Erzieher:innen vor allem in Zurückhaltung, wie wir in Kapitel 3 schon gesehen haben:

„Die müssen *zulassen*, die müssen [eine] vorbereitete Umgebung [schaffen], dass die Kinder das eben üben *dürfen* und nicht ‚Hilfe eine Treppe!‘ sondern irgendwelche Varianten, dass das Kind selbst das üben kann und sich dann sicher fühlen kann. Und dann eben nicht wie zu Hause: ‚oh Gott!‘, nicht immer tragen, sondern ‚probier!‘ und dann *hängen* halt Tücher da und man *kann* sich irgendwie hochziehen. Und dass wir sie auch nicht hinstellen, all das. Die [...] können sich hochziehen so oft, wie sie wollen. Überall diese Gitter, nicht als Sperren, sondern als Chancen – immer so, ne? Das ist diese Einstellung. Und ich glaub, wenn Sie den Raum als Erzieher sehen [...]. Das Kind, das schreit, weil zu Hause wird’s hingesetzt und wir: ‚Nein.‘ Und das ist der große Unterschied. [...] Das wär ja für uns easy, es hinzusetzen, aber wir wissen halt: Nur dann, wenn du es selbst gemacht hast, kannst du es.“ Eine der Erzieherinnen ergänzt: „Aber da gehört halt auch viel dazu! Wenn das schreit, kann ich es nicht einfach schreien lassen, weil dann ist es negativ mit mir verbunden. Da muss ich halt gucken, wie kann ich’s ablenken, wie kann ichs dazu bringen, dass es das selber tut. Also nix sofort geben, sondern eher mal helfen: wie kommste dahin.“

Der Beitrag der Erzieher:innen zum Laufen und zum Laufenlernen der Kinder besteht hier nicht in Aktivität, sondern in Inaktivität. Das oberste Gebot der Bewegungserziehung ist, das Kind möglichst wenig zu bewegen, etwa zu tragen, hinzusetzen oder hinstellen, sondern es sich bewegen zu *lassen* oder dazu zu bringen, sich zu bewegen. Es handelt sich nicht um Vernachlässigung, Faulheit oder ein rein arbeitsökonomisch motiviertes Nicht-Tun, sondern um ein souveränes („das wär ja für uns easy“), informiertes („wir wissen halt...“), methodisches („nur wenn, [dann]...“), kompetentes („da gehört halt auch viel dazu“) Unterlassen. Anders als Dirk Baecker es der Sozialen Arbeit vorwirft, ist in der Kleinkindpädagogik der negative „Reflexionswert“ (1994: 100) der „Nichthilfe“ ein prominentes Thema. Die ‚unterlassene Hilfestellung‘ wird gerahmt als Hilfe zur Selbsthilfe bzw. zur Selbsttätigkeit und dadurch als Befähigung.

Der zweite Faktor, der in die Formel für eine termingerechte Bewegungsentwicklung eingeht, ist der Raum, der in der Beschreibung der Pädagogin primär aus den Dingen besteht, um die es in diesem Kapitel geht. Die Kinderkrippe innerhalb der Kindertagesstätte hat einen eigenen Bereich für die Gruppe der bis zu 15 jüngsten Kinder, die zwischen acht Wochen und einem Jahr alt sind. Hölzerne Gitter parzellieren das Zimmer. Sie grenzen den mit einem Teppich ausgelegten Aufenthaltsbereich der Kinder zur einen Seite hin ab von einem Bereich, in dem die Kinder gewickelt und mit der Flasche ernährt werden, zur anderen Seite hin vom Eingangsbereich, in dem Eltern kommen und gehen, Kinder an kleinen Tischen gefüttert werden (siehe Kapitel 2.1) sowie Nahrung und Akten lagern. In dem inneren, von Gittern eingeschlossenen Bereich halten sich die Kinder auch ‚alleine‘ auf, d.h. sie liegen oder sitzen auf dem Boden, ‚spielen‘ mit Spielzeugen und robben, rollen oder krabbeln herum, ohne dass immer ein:e Erzieher:in in Griffweite ist. In den äußeren Bereichen befinden sie sich dagegen nur in Begleitung von Erzieher:innen (oder Eltern). Für ein stehendes Krippenkind sind die Gitter in etwa kopfhoch, für Erwachsene kniehoch. Sie bilden also eine Art Filter, der kleine Menschen aufhält und große Menschen durchlässt. Diese Einhegung der Kinder ist zum einen nötig, um sie daran zu hindern, den Raum zu verlassen, und erlaubt es den Erzieher:innen zum anderen, Kinder voneinander zu trennen, beispielsweise um sie einzeln zu füttern oder zu wickeln, ohne dabei von den übrigen Kindern belagert zu werden. Die Gitter konterkarieren also das verbal propagierte Ideal der Automobilität ein Stück weit. Die Kinder müssen unter anderem deswegen

häufig an Orte getragen werden (ins Bett, zum Essen, zum Wickeln), weil die Gitter sie daran hindern, selbst dorthin zu krabbeln.⁷⁷

Die Leiterin spielt diese ziemlich offensichtliche restriktive Funktion der Gitter zugunsten einer weiteren Funktion herunter, die der fremde Ethnograf leichter übersehen könnte und die ihrem pädagogischen Selbstverständnis näher liegt.⁷⁸ Die Kinder nutzen die Gitterstäbe häufig als Griffe, an denen sie sich beim Aufstehen hochziehen. Einmal im Stand laufen sie auch seitlich an den Gittern entlang, wobei sie sich an den Gitterstäben oder dem oberen Querbalken festhalten und abstützen. Sie erfüllen also in etwa dieselbe Funktion wie etwa ein Couchtisch, ein Sofa, ein Schrank oder ein Bett in Privathaushalten. Sie sind sogar noch etwas griffiger. Im Gegensatz zu den elterlichen Wohnungen, wo „niemand die Möglichkeit [habe], wie wir [...] Räume so auszustatten“, sind die Gitter in der Kita allerdings Teil einer „*vorbereiteten Umgebung*“ (meine Hervorhebung). Wenn der „Raum als (dritter) Erzieher“ (Schäfer/Schäfer 2009) wirkt – ein Topos der einflussreichen „Reggio-Pädagogik“ –, dann deshalb, weil er auf der Grundlage pädagogischen Wissens gestaltet wurde. Zwar übertreibt diese Professionalitätsgeste die überlegene didaktische Wirksamkeit des Kita-Raumes im Vergleich zu den ‚natürlich gewachsenen‘ oder laienhaft ‚kindgerecht‘ gestalteten privaten Räumen ein wenig. Ein Vorteil der Einrichtung ist jedoch tatsächlich, dass man den Kindern innerhalb des eingegrenzten Bereichs ‚Freilauf‘ lassen kann, ohne ständig eingreifen zu müssen, weil sie sich selbst oder Einrichtungsgegenstände gefährden. Die Pädagog:innen schreiben sich selbst jedenfalls zu, vermittelt über die Dinge (vgl. Latour 1996b) an der Fortbewegung der Kinder zu partizipieren, indem sie eine Umgebung für das Kind vorbereiten, die „Bewegungsanreize“ setzt und Risiken minimiert. Erzieherische Aktivität wird in materielle

77 Andererseits wäre es vermutlich ohnehin zu aufwändig, die Kinder bei all diesen Gelegenheiten dazu zu bewegen, sich selbst zu bewegen (siehe Kapitel 3.5).

78 Die Erzieherinnen erzählen, als der Hausmeister das Gitter angebracht habe, habe die Putzfrau gesagt: „Oh, ein Gefängnis!“ Scherzhaft nennen sie das Gitter manchmal selbst so. Es sei aber eigentlich wie ein „riesen Laufstall“ und „typisch Pikler“. Der Verweis auf das verwandte und allseits bekannte laiennerzieherische Kindermöbelstück und auf eine etablierte pädagogische Theorie zähmen die mehrdeutigen Anmutungsqualitäten des Artefakts und legitimieren seinen Einsatz. Interessant ist, dass die Alltäglichkeit seines Gebrauchs im Kontext der Kindheit die tierbezogene Bedeutung des „Stalles“ offenbar vergessen macht. Dabei bringt der Begriff des „Laufstalls“ den sowohl ermöglichenden als auch beschränkenden Charakter auf den Punkt. Ähnlich wie Sturz- und Weglaufsensoren (siehe 3.4), aber auf technisch viel simplere Art und Weise, vereint es widerstrebende „Handlungsprogramme“ (Latour 1992: 247) und befreit sowohl Wächter:innen als auch Bewachte.

Strukturen ‚gegossen‘. Die Dinge speichern sozusagen die pädagogische ‚Energie‘ der Erzieher:innen und geben sie in umgewandelter Form an die Kinder ab. Dabei ist für die Teilnehmenden entscheidend, dass die Dinge an der Fortbewegung der Kinder partizipieren, ohne selbst etwas zu tun, denn ein aktiver Eingriff in das Tun der Kinder soll ja gerade vermieden werden. Sie werden gerade deshalb eingesetzt, weil sie Aktivität überflüssig machen. *Weil* der Raum vorbereitet ist, können die Erzieher:innen die Kinder machen lassen.

Die passive Partizipation der Dinge gibt den Kindern in den Augen der Erzieher:innen aber nicht nur Gelegenheit zum Erwerb einer *Fähigkeit*, sondern soll es ihnen auch ermöglichen, ein bestimmtes *Verhältnis zu sich selbst* zu bekommen. Dazu ein Pädagoge aus einer anderen Einrichtung:

Ich: Du hältst ja nicht so viel davon, mit den Kindern an den Händen zu laufen. Würdest du sagen, dass die ganz von alleine laufen lernen?

Pädagoge: Also ich behaupte halt, wenn das Mobiliar dazu einlädt, sich hochzuziehen, oder die Möglichkeiten zu haben, das praktisch auszuprobieren, sich selbst auszuprobieren, dann denk ich nicht, dass sie *schneller* laufen lernen, aber ich denke, sie haben definitiv eher die Möglichkeit es von *selbst* zu lernen und eben dadurch auch Selbstbestätigung, Selbstbewusstsein zu bekommen. [...] diese Selbsterfahrung, dieses: ‚Ich hab das geschafft.‘

Die erzieherische Zurückhaltung zugunsten der Partizipation der Dinge führe nicht einmal in erster Linie zu einer schnelleren Bewegungsentwicklung, sondern sie gebe dem Kind den Raum dafür, seine Bewegung als sein eigenes Tun und damit sich selbst als fähige:n, wirksame:n Akteur:in zu *erfahren*. Es geht der pädagogischen Praxis (und Theorie) also nicht nur um Befähigung, sondern auch um Subjektivierung (Alkemeyer/Buschmann 2016). In der Praxis des Laufens an Dingen soll sich ein Subjekt bilden, d.h. jemand, der:die sich selbst als jemand bestimmten kennt. All das setzt mit Blick auf die sozial- und entwicklungspsychologischen Fachdiskurse (Tomasello 2008) relativ optimistisch voraus, dass schon unter einjährige Kinder über Selbstbewusstsein (Mead 1925) verfügen. Es impliziert außerdem, dass die Kinder ebenso wie die Erzieher:innen *an dieser Stelle* den ansonsten durchaus hervorgehobenen Beitrag der Dinge zu ihrer Fortbewegung *ausklammern*. Das Mobiliar ist zwar eine notwendige Bedingung dafür, dass das Kind etwa aufstehen oder laufen kann. Das schmälert aber nicht den Erfolg des Kindes und ändert nichts daran, dass das Kind es „alleine schafft“, wie eine Erzieherin kommentiert, als der zu diesem

Zeitpunkt neunmonatige Moritz am Gitter aufsteht. Ich vermute, dass diese Zurechnungspraxis gerade wegen der Passivität der Dinge funktioniert. Das Kind hat „es selbst gemacht“, wie die Leiterin oben formuliert, insofern keine andere Entität etwas *macht*.

Man kann dem Diskurs der Erzieher:innen auch entnehmen, dass die Dinge nicht nur an der Fortbewegung der Kinder partizipieren, indem die Kinder sich an ihnen abstützen, festhalten oder hochziehen, sondern auch, indem sie die Kinder dazu „einladen“ und „anregen“, dies zu tun. Sie partizipieren also mitunter auf eine ähnliche Art und Weise wie die Erzieher:innen oder Eltern in Kapitel 3.5.2, die die Kinder dazu bringen, sich fortzubewegen. Anders als diese Menschen, die ihr Verhalten (Stimme, Körperhaltung) so modulieren, dass die Kinder auf sie reagieren, *tun* die Dinge nichts ‚Anregendes‘, sondern *sind* schlicht da und *haben* eine bestimmte materielle Beschaffenheit. Die Kinder nehmen Dinge in die Hand und probieren aus, was sich mit ihnen machen lässt. Sie merken, dass sie beispielsweise an Gitterstäben aufstehen können. Auf der Grundlage solcher Erfahrungen spüren und sehen sie den Dingen bald an, zu was sie sich eignen (vgl. Gibson 1986). An diesem Punkt kann die bloße Wahrnehmung eines Dinges sie dazu inspirieren, etwas (mit ihm) zu machen. Das Ding entfaltet eine bestimmte „Gebrauchssuggestion“ (Hirschauer 2016: 52). Tatsächlich können aber auch andere Menschen Kinder passiv dazu anregen, etwas zu tun, wie folgendes Beobachtungsprotokoll zeigt:

Eine der aktuell zwei Erzieherinnen hat den Raum verlassen, um ein Kind ins Bett zu bringen. Beate, die andere Erzieherin, geht mit Mila auf dem Arm zum soeben freigewordenen Wickeltisch im hinteren äußeren Bereich hinter dem Gitter. Elias, der sich gerade noch an Beate gedrückt hatte, kniet da, die Hände auf seine Oberschenkel gestützt, und schluchzt seltsam abgehackt – vielleicht außer Atem. Schließlich sackt er etwas in sich zusammen und stützt sich nunmehr mit den Händen auf dem Boden ab. Oskar ist Beate schon hinterher gekrabbelt bis zum Gitter vor dem Wickeltisch, wo sie Mila wickelt. Er steht nun am Gitter und schreit. Nun krabbelt auch Elias dorthin. (Das ist das erste Mal, dass ich ihn krabbeln sehe!) Beinahe alle anwesenden Kinder schreien inzwischen. Beate hat Mila nun fertig gewickelt und legt sie im inneren Bereich auf dem Boden ab, bevor sie den Bereich wieder in Richtung des vorderen äußeren Bereichs verlässt, wo ich sitze und Notizen mache. „Das haste auch noch nicht erlebt, oder?“ fragt sie mich mit Blick auf das Geschrei. „Nein“, sage ich. „Ich schon“, erwidert sie. Oskar ist Beate hinterher gekrabbelt bis zum Gitter vor mir und steht an ihm auf. Dabei hält

er sich mit beiden Händen an den Gitterstäben fest, wie Moritz auch, aber ohne einen Fuß aufzustellen, beide hat er noch weit hinten, dicht beieinander und mit dem Spann auf dem Boden und hebt trotzdem seine Knie vom Boden ab, bis er quasi eine schräge Linie von Gitter zum Boden bildet. Das sieht nach einer Menge Körperspannung aus! Dann erst setzt er die Füße vor, näher ans Gitter. Elias steht dann plötzlich auch am Gitter. (Auch das habe ich ihn noch nie machen sehen.) Dann geht Beate mit einem anderen Kind auf dem Arm wieder in den hinteren äußeren Bereich, um dem Kind im Sessel dort die Flasche zu geben. Elias krabbelt ihr erneut hinterher bis zu einem Gitter, an dem er nicht weiterkommt. Dort kniet er dann. Er greift mit beiden Händen an die Gitterstäbe, streckt dann aber eine Hand nach Beate aus und schaut auf zu ihr auf dem Sessel oben. Dann nimmt er die Hand wieder ans Gitter und stellt den rechten Fuß auf. Er befindet sich nun in einer Art ‚Heiratsantragsstellung‘, bei der er auf einem Knie kniet, und aus der er aufsteht. Im Stand setzt er dann den linken Fuß auf die Fußsohle und neben seinen rechten Fuß. Er »stampft« ein paarmal mit dem linken Fuß auf und läuft am Gitter nach rechts, soweit es eben geht in Beates Richtung. Oskar kommt dazu gekrabbelt und steht auch am Gitter auf. Sie stehen und schreien dann nebeneinander.

Elias und Oskar gelten als Kinder mit einem außergewöhnlich großen Bedürfnis nach Nähe. An diesem Tag ist es jedoch selbst für ihre Verhältnisse besonders ausgeprägt. Sie suchen die körperliche Nähe einer bestimmten Erzieherin, die zu Anfang mit ihnen auf dem Boden sitzt, sie dann aber zurücklassen muss, um andere Kinder zu wickeln oder zu füttern. Sobald sie sich entfernt, fangen Elias und Oskar an zu weinen und/oder schreien und krabbeln ihr nach. Sie folgen ihr mehrmals quer durch den Raum. Dabei kommen sie auf jeder Seite nur bis zu dem jeweiligen Gitter. In dieser Situation sind die Gitter für sie Barrieren, die sie von der Person trennen, deren Nähe und Zuneigung sie suchen. Auch für die Erzieherin haben die Gitter in diesem Moment die primäre Funktion, ihr Elias und Oskar vom Leib zu halten. Es sind hier also nicht die Gitter, die die Kinder dazu bringen, sich in Bewegung zu setzen; auch nicht der Wille, eine Fähigkeit zu erlernen, und ebenso wenig „Neugier“ oder „Bewegungsdrang“, wie es im Feld häufig heißt. „Anregung“ oder „Einladung“ beschreibt den Modus nicht ganz treffend, in dem A hier B dazu bringt, sich zu bewegen. B verspürt vielmehr einen Mangel, A fehlt ihm. Als ‚Mobilisationsmedium‘ fungiert Bs emotionale Bindung an A und der Entzug des geliebten Objekts.

Wie ein Magnet zieht die Erzieherin die Kinder hinter sich her, ohne aber etwas dafür zu tun. Ihre Anziehungskraft ist ein Nebenprodukt der Beziehung zwischen ihr und den Kindern, die zwar aktiv von ihr aufgebaut und gepflegt wurde, allerdings in zeitlich vorgelagerten Situationen.⁷⁹ Um die Kinder anzuziehen, würde es genügen, wenn die Erzieherin völlig regungslos dasäße und die Kinder etwa in einiger Entfernung abgesetzt würden – sie würden zu ihr krabbeln.

Wenn die durch die Erzieherin passiv in Bewegung gesetzten Kinder dann auf die Gitter treffen, zeigt sich, dass diese zwar Barrieren für die Fortbewegung in der Horizontalen darstellen, aber eben auch *Gelegenheiten* zur Bewegung in der Vertikalen. Sie ermöglichen es den Kindern, der geliebten Bezugsperson wenigstens in dieser Raumdimension noch ein Stückchen näher zu kommen, und regen die Kinder dadurch dazu an, das auch zu tun. Von der weberianisch-parsonianischen Handlungstheorie aus betrachtet, ist das Gitter in diesem Fall also ein Mittel, das seinen Zweck (mit)erzeugt. Pragmatistisch formuliert: Vor dem Hintergrund einer gewissen „Strebung“ (Joas 1992) – in diesem Fall dem Bedürfnis nach Nähe zur Erzieherin – kommt das Ding dem:der sich Verhaltenden gelegen und inspiriert ihn:sie dadurch dazu etwas zu tun. Es zeigen sich hier also zwei Arten der passiven sinnhaften Partizipation: A kann ein Anlass dafür sein, dass B sich fortbewegt, indem es ein *Ziel* für seine Fortbewegung abgibt (wie die Erzieherin) oder indem es B eine *Gelegenheit* zur (Fort-)Bewegung gibt (wie das Gitter). Selbstverständlich können sowohl Menschen als auch Dinge auf beide Arten und Weisen partizipieren.

Allerdings bietet auch die Passivität von As Partizipation keine Garantie dafür, dass B laufen lernt. Die Dinge können die Befähigung im Gegenteil sogar *behindern*, wie das weitere ‚Schicksal‘ von Moritz zeigt, dessen Mutter ich zu Beginn des Kapitels bereits zitiert habe. Im Alter von einem Jahr, also einen Monat nach meinem ersten Interview mit seiner Mutter, bekommt er ein Bobby Car geschenkt. Zu Anfang ist es ein unschuldiges Spielzeug, mit dem er fährt, auf dem er geschoben wird und *an dem er läuft*. Vier Monate später ist aus dem aktivsten und mobilsten Kind in der Gruppe der Jüngsten, der vorzeitig in die nächsthöhere Altersgruppe wechselte, der „Jüngste und Schwächste“ (seine Mutter) in der Gruppe der Zweitjüngsten geworden. Er ist dort der Einzige, der nicht läuft. Aber auch Kinder aus seiner alten Gruppe haben ihn inzwischen ‚überholt‘ und laufen

79 Man kann also sagen, dass soziale Beziehungen die Praxis der Heteromobilität einerseits antreiben, andererseits unter anderem in der Praxis entstehen, wie ich anhand des Tragens in Kapitel 2.1 gezeigt habe.

bereits, während er laut seiner Mutter seit fünf Monaten „auf demselben Stand“ verharrt. Aus dem Spielzeug ist in der Wahrnehmung von Eltern und Erzieherinnen eine Art Klotz am Bein geworden, der das Kind in seiner Entwicklung ausbremst, weil er sich „quasi nur mit dem Bobby Car fortbewegt“ und „kein Interesse“ zeigt, „selbst zu laufen“. Erst als die Eltern ihn gewissermaßen auf ‚Entzug‘ setzen, indem sie das Bobby Car im Keller verstecken, fängt er an „eigenständig“ zu laufen.

Moritz benutzt das Ding vier Monate später immer noch auf die gleiche Art und Weise für seine Fortbewegung. Verändert hat sich, wie andere diese Praxis bewerten. Während zuvor der Aspekt fokussiert wurde, dass das Ding ihn dazu anregt, zu laufen, rückt nun in den Vordergrund, dass es ihm erspart, sich selbst aufrecht zu halten. Weshalb dieser Gestaltwechsel? Die sinnhaften *Hintergründe* der Praxis haben sich verschoben. Moritz ist älter geworden. Die Erwartungen sind dadurch gestiegen. Während ein elf Monate altes Kind die Fähigkeit, frei zu laufen, noch kaum haben *kann, soll* ein 14 Monate altes Kind sie besitzen. Zumindest im Kontext einer explizit „bewegungsfreundlichen“ Kita ist es normal, in diesem Alter zu laufen. Während Moritz mit 11 Monaten, als ich seine Mutter zum ersten Mal interviewe, also „schon“ am Couchtisch entlangläuft, und es einen Monat später noch völlig unproblematisch ist, dass er am Bobby Car läuft, läuft er mit 14 Monaten „nur“ am Bobby Car und immer noch nicht „selbst“ oder „frei“. Dabei sind zwei Vergleichsoptiken am Werk: zum einen der retrospektive, diachrone Blick auf Moritz' bisherige Mobilitätskarriere (sie stagniert seit fünf Monaten), zum anderen der synchrone Vergleich mit anderen Kindern (er ist weniger mobil als andere in seinem Alter und seinem Umfeld). Beides wird kombiniert: Er ist *nicht mehr der Mobilste*. Seine frühere Position relativ zu den anderen ist eine andere als seine heutige. Verstärkt wird dieser ‚Alterseffekt‘ auf die Rahmung des Geschehens noch durch einen Wechsel der Zugehörigkeit zu organisationalen Unter-einheiten. Dadurch wird Moritz in einem anderen Vergleichskontext mit einer anderen Referenzgruppe platziert. Die Krippengruppe funktioniert in dieser Hinsicht ähnlich wie eine Schulklasse (Kelle 2001: 108ff.), nur dass die Vergleichsaktivität in der Krippe weniger von den Gruppenmitgliedern selbst ausgeht, sondern vielmehr von Eltern und Erzieherinnen.

4.2 Alter: Die Dinge als Krücken?

Wenn schon ein Altersunterschied von wenigen Monaten einen Einfluss darauf hat, wie die passive Partizipation der Dinge am Laufen gerahmt

und bewertet wird, wie verhält es sich dann mit einem Altersunterschied von knapp 80 Jahren? Dieses Unterkapitel vergleicht den Fall des möbelgestützten Laufens der Krippenkinder mit dem Fall des möbelgestützten Laufens der 80-jährigen Frau Berger, die wir schon aus Kapitel 3 kennen. Der folgende Auszug aus dem Beobachtungsprotokoll eines meiner Besuche bei ihr illustriert ihre Praxis des dinggestützten Laufens:

Als sie von der Balkontür zurückkommt, dreht sie sich zuerst zur Sessellehne und hält sich daran mit beiden Händen fest. „Wenn man halt auch nix mehr sieht und einem schwindelig ist...“, seufzt sie, dreht sich dann weiter, läuft am Sessel und der Lehne ihres Stuhls vorbei und hält sich daran jeweils mit der rechten Hand wie an einem Handlauf fest. Dann setzt sie sich wieder. Später sagt sie, sie würde die Arbeiten im Haushalt ja gerne selber machen, aber es könne sich eben kein Gesunder vorstellen... es sei schon ein „Balanceakt“, wenn sie nur in einer Hand einen Messbecher mit Wasser trage, um den Tisch herum zur Heizung, um die Luftbefeuchter aufzufüllen. Da müsse sie sich immer festhalten, sonst gehe es gar nicht.

Anders als die Krippenkinder ist Frau Berger nicht in einem engen Sinne „unfähig“, frei zu laufen. Eher stößt sie auf Belastungsgrenzen und ein Sicherheitsrisiko. Sie kann auch mal ohne Stütze oder Halt laufen, bezahlt dies aber mit der Gefahr eines Sturzes und einer schmerzhaften Überbeanspruchung der Muskulatur. Letztere beschleunigt langfristig das Fortschreiten ihrer chronischen Nervenerkrankung. Die Dinge helfen ihr dabei, diese ‚Kosten‘ des Laufens zu reduzieren. Ein Bezugsproblem des Laufens an Dingen bildet also die Sturzgefahr aufgrund ihrer Sehschwäche, ihrer Instabilität und ihrer Schwindelanfälle. Ähnlich wie sie sich beim Treppensteigen an anderen Menschen festhält (siehe Kapitel 3), sichert sie sich im Alltag selbst ab, indem sie wann immer möglich den Körperkontakt zu stabilen Dingen sucht. Die Funktion des Sessels können dabei in anderen Fällen auch eine Kommode oder ein Türrahmen erfüllen. Ein anderes Bezugsproblem sind ihre muskulären Beschwerden. Frau Berger entlastet ihre schmerzende und schwache Rumpfmuskulatur, indem sie sich beim Aufstehen an Tisch und Armlehnen hochzieht oder beim Stehen an Herd, Waschmaschine und Waschbeckenrand abstützt. Zu den Arbeiten im Haushalt, bei denen sie diese Stützbedürftigkeit behindert, gehört das Kochen. Sie verweist auf eine Frau aus der Kirchengemeinde, die zu Besuch gewesen sei und „die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen“ habe, als sie gesehen habe, „wie ich in der Küche mein Essen zubereite. Wie ich da vom

Herd zum Waschbecken gehe. Da kann ich nicht frei laufen, ich muss mich so seitwärts zum Waschbecken vorhangeln.“ Frau Berger kann außerdem ihr Gemüse nicht im Stehen an der Arbeitsfläche in ihrer Küche schneiden, weil sie eine Hand dazu benötigt sich abzustützen. Sie schneidet es also im Sitzen am Wohnzimmertisch. Das zwingt sie dazu, immer wieder hin und her zu laufen zwischen Küche und Wohnzimmer. Diese körperliche Aktivität strengt sie zusätzlich an und zieht den Kochvorgang weiter in die Länge.

Im Vergleich mit der möbelgestützten Mobilität der Krippenkinder fällt auf, dass die Nutzung der Dinge in einer anderen Modalität steht. Während sich die Kinder an den Dingen hochziehen „können, so oft sie wollen“, „kann“ Frau Berger nicht frei laufen, sondern „muss“ sich an den Dingen „vorhangeln“. Diese ermöglichen ihr zwar, etwas zu tun, das sie ohne sie nicht (in diesem Ausmaß) tun könnte. Trotzdem stellen sie keine „Chance“ dar, sondern einen Notbehelf – eine *Krücke*. Die Dinge zu benutzen, um sich fortzubewegen, ist im einen Fall etwas, das man wollen kann, im anderen etwas, das man tun muss. Warum ist das so?

Zunächst fällt auf, dass das aktuelle Laufen an Dingen in beiden Fällen vor dem Hintergrund des „freien“ Laufens ohne Dinge verhandelt wird. Es ist allerdings jeweils unterschiedlich dazu positioniert. In der Kita ist das freie Laufen ein mit Gewissheit erwartetes *zukünftiges* Verhalten der Kinder. Sie laufen *noch* nicht frei. Das Laufen an Dingen bringt sie dieser Fortbewegungsweise näher. Es ist ein Schritt in die richtige Richtung, eingebettet in eine Befähigungskurve, die vom Krabbeln zum freien Laufen führt. Die aktuelle Unfähigkeit bleibt unthematisch, im Vordergrund steht die zukünftige Fähigkeit. Für Frau Berger ist das freie Laufen etwas, das sie nicht *mehr* kann.⁸⁰ Es liegt in der Vergangenheit, ist nicht nur aktuell (nahezu) unmöglich, sondern auch für die Zukunft nicht erwartbar. Körperliche Veränderungen haben es unmöglich gemacht. Das Laufen an Dingen ist eingebettet in eine *Entfähigungskurve*. Es *entfähigt* Frau Berger zwar nicht spiegelbildlich dazu, wie es die Kinder *befähigen* soll. Es bringt sie dem freien Laufen aber auch nicht näher. Im einen Fall *steigert* die Partizipation der Dinge am Laufen also *ihre* Fähigkeiten, im anderen *kompensiert* sie ihren Verlust. Die Wertschätzung des freien Laufens als etwas, das man können sollte und können will, färbt auch auf die Bewertung des dinggestützten Laufens ab – je nachdem, ob es zu ihm hin- oder von ihm weggeführt.

80 Bei anderen Gelegenheiten artikuliert sie sehr deutlich, dass sie ihre eingeschränkte Mobilität als *Verlust* erlebt (siehe Kapitel 3.2).

Woher *wissen* die Beforschten, dass die Praktik im einen Fall Teil eines Be- und im anderen eines Entfähigungsprozesses ist? Frau Berger bewertet ihre Heteromobilität primär vor dem Hintergrund ihrer Vergangenheit, während die Heteromobilität der Kinder vor dem Hintergrund ihrer Zukunft bewertet wird.⁸¹ Der imaginierende Zugriff auf diese anderen Zeiten erfolgt im einen Fall über Bs eigene Erinnerungen daran, wie sie sich früher einmal fortbewegt hat und im anderen Fall über die Antizipation einer für Menschen eines bestimmten Alters typischen Fortbewegungsweise. Ein knapp einjähriges Kind wird bald anfangen zu laufen. Man weiß das zum einen dank der Wissenschaft, die seit über 100 Jahren datengestützte Sequenzmodelle der motorischen Entwicklung erstellt (vgl. Adolph 2008: 360f.), die ihren Weg in die Lehrpläne von Erzieher:innenausbildungen und pädagogischen Studiengängen, Ratgeberliteratur, Online-Foren und in die Gespräche zwischen Eltern und Erzieher:innen finden. Aber auch die über Generationen hinweg tradierte Alltagserfahrung zeigt, dass bisher noch fast jedes Kind ungefähr in diesem Alter begonnen hat zu laufen. Es gibt einen kulturellen Vorrat an Wissen über die typische Mobilitätskarriere, d.h. eine Abfolge von Fortbewegungsweisen, die für alle Exemplare der Gattung Mensch erwartbar ist. Im einen Fall erfolgt die Bewertung des dinggestützten Laufens also mithilfe eines Wissens (von B) über B als individuelle Person (Luhmann 1991a), im anderen mithilfe eines Wissens über B als Exemplar einer Humankategorie (Hirschauer 2017). Die Deutungsressource ist im einen Fall Bs erlebtes, „gelaufenes“ Leben (Nassehi 2019: 143), im anderen das Leben als „Prozessstruktur“, als erwartbares Nacheinander von Ereignissen (Nassehi 2019: 142). Mit einer nicht ganz unproblematischen (Nassehi 2019) aber eingeschliffenen Unterscheidung könnte man ersteres „Biografie“ und letzteres „Lebenslauf“ nennen (Kohli 2017: 497). Klassischerweise versteht die Soziologie unter „Lebenslauf“ eine Serie von sozialen Rollen, die an Positionen in Beziehungsgeflechten (häufig: Organisationen) geknüpft sind, und die das Individuum alternd durchläuft. Man ist etwa zunächst Kind von Eltern, dann Schüler:in in einer Schule, dann Berufstätige:r in einer Firma, dann Elternteil eines Kindes usw. Mir geht es stattdessen um den Lebenslauf als eine Folge

81 Ein Unterschied zwischen den beiden Fällen besteht in der Position desjenigen, der das dinggestützte Laufen deutet: Im einen Fall handelt es sich um Selbstdeutungen des Laufenden, im anderen um Fremddeutungen durch Erzieher:innen und Eltern. Das macht einen Unterschied: Die ca. einjährigen Kinder selbst begreifen das, was sie mit dem Gitter machen, sehr wahrscheinlich nicht als „Befähigung“ und verorten sich nicht in einer „Alterskategorie“ oder in einem „Lebenslauf“ (siehe 6.1).

von Zugehörigkeiten zu kulturellen Alterskategorien (Boll 2022: 170). Diese werden von Individuen nicht nur oder nicht primär durch das Knüpfen und Lösen zwischenmenschlicher Beziehungen erworben. Vielmehr werden sie ihnen unter anderem aufgrund von körperlichen und psychischen Veränderungen sozial zugeschrieben. Diese kategorialen Zugehörigkeiten machen ihrerseits aber wiederum körperliche und psychische Veränderungen erwartbar.⁸²

Was man in der Kindheit „Entwicklung“ nennt, ist ein Ende dieses Lebenslaufs. Natürlich hat auch Frau Berger nicht nur eine individuelle Biografie, sondern gehört auch einer Alterskategorie an, die sie im Lebenslauf positioniert. Obwohl der Zukunftsbezug in den Daten nicht präsent ist, kann angenommen werden, dass er auch in ihrem Fall das Erleben ihrer Stützbedürftigkeit informiert. Wie wir in Kapitel 3 gerade anhand von Frau Bergers Fall gesehen haben, ist es zwar durchaus möglich, Praktiken der Heteromobilität auch im hohen Alter als Übung zu rahmen. Das Altern hat hier nicht die (vermeintliche) Naturgesetzlichkeit, die es in der frühen Kindheit hat. Es gibt hier keine deterministische Zuordnung von Alterskategorien zu ‚motorischen Verfallsstufen‘, keine Liste von ‚Meilensteinen‘ des motorischen Verfalls. Trotzdem lässt Frau Bergers Alter es unwahrscheinlicher erscheinen, dass sie sich in ihrer Fortbewegung noch einmal von den Dingen lösen wird.

Allerdings sind in Frau Bergers Fall weder Biografie noch Lebenslauf die einzigen Faktoren für die Bewertung der dinggestützten Mobilität. Auch *ohne* Wissen darüber, wie Frau Berger sich früher fortbewegt hat, schlägt die Besucherin aus der Kirchengemeinde die Hände über dem Kopf zusammen. Sie sieht mit ihren eigenen Augen, wie beschwerlich, prekär und umständlich Frau Bergers Fortbewegungsweise ist, und wie sie ihre Angewiesenheit auf Dinge als Stützen in ihrer Alltagspraxis *behindert*, zum Beispiel beim Kochen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem dinggestützten Laufen Frau Bergers und dem der Kita-Kinder liegt in seinem *praktischen* Kontext: Die Kinder *müssen* nirgendwohin laufen, wo keine Stützgelegenheiten vorhanden sind; sie *brauchen* keine Hand frei zu haben für Tätigkeiten wie das Kochen. Anders als Frau Berger müssen sie nicht kochen, weil ihre Eltern ihnen ihr Essen zubereiten, sie sogar füttern oder stillen. Sie müssen sich nicht fortbewegen, weil ihre Eltern

82 Sicherlich werden diese kulturellen Kategorien von gesellschaftlichen Strukturen wie denen der Erwerbsarbeit beeinflusst, aber es gab ähnliche Kategorien schon lange vor der modernen „Institutionalisierung“ (Kohli 2017) des Lebenslaufs (vgl. Ehmer 2008: 167ff.).

oder die Erzieherinnen sie fortbewegen. Nähmen ihre Eltern sie nicht mit sich mit, sondern ließen sie allein zurück, ginge es ihnen schlecht. Die Dinge, die an ihrer Fortbewegung partizipieren, hätten dann möglicherweise auch den Charakter von Krücken, nicht von Chancen. Gerade die Praktiken des Humantransports (Kapitel 2) bilden also den selbstverständlichen Hintergrund, vor dem das dinggestützte Laufen der Kinder erst zu einer zwanglosen Übung wird.

Dieser praktische Kontext des Laufens an Dingen ist nicht spezifisch für Frau Bergers Fall. Zwar gibt es ältere Menschen, die besser als sie ausgestattet sind mit Kindern, Ehepartner:innen, Haushaltshilfen oder Pflegekräften, die es ihnen ersparen, zu laufen. Doch nur in den seltensten Fällen dürften diese Pflege- oder Sorgearrangements das Niveau der Rundumversorgung erreichen, in deren Genuss Kinder kommen. Im Vergleich zur Elternschaft sind sie nur Stückwerk. Die Ehepartner:innen sind in der Regel selbst alt und überfordert oder bereits gestorben, die Kinder anderweitig gebunden. Andere Arrangements benötigen Verfahren, Anträge oder Absprachen zwischen A und B, sie sind Bastelei im Vergleich zur stark naturalisierten „primordialen Bindung“ der Eltern-Kind-Beziehung. Elternschaft ist emotional und moralisch tief verwurzelt und kann an eine körperliche Kontinuität anschließen – wessen Zuständigkeit ließe sich leichter naturalisieren als die der „Erzeuger:innen“? Nicht nur als Wissensbestand, der die Praktik mit Zukünften und Vergangenheiten ausstattet, sondern auch vermittelt über Muster sozialer Beziehungen beeinflusst die Humandifferenz Alter also die Deutung und Bewertung des dinggestützten Laufens – dass Frau Berger keine Eltern mehr hat, liegt schließlich daran, dass sie kein Kind mehr ist, sondern eine alte Erwachsene (siehe Kapitel 6.2).

Kinder „müssen“ also deshalb nicht an Dingen laufen, weil andere für sie einspringen – sich an ihrer Stelle fortbewegen oder sie fortbewegen. Zusätzlich steht ihnen eine alternative Fortbewegungsweise offen, die alten Menschen weitgehend versperrt ist: Sie können krabbeln. Das Krabbeln ist ihre Standardfortbewegungsweise, auf die sie jederzeit zurückfallen können, wenn sie von ihren Erkundungen der Vertikalen genug haben, wenn sie das Gleichgewicht verlieren, oder wenn es wirklich schnell gehen soll. Auch dadurch erhält ihr Laufen an Dingen den Charakter eines Spiels, einer Übung, einer Exploration, eines Schnupperns an einer anderen Perspektive, anderen Räumen und einer anderen leiblichen Erfahrung. Es stellt sich dann die Frage, weshalb sturzgefährdete oder schmerzgeplagte *ältere* Menschen *nicht* krabbeln, obwohl sie der Verzicht auf diese anatomisch

menschenmögliche Fortbewegungsweise immobilisiert oder ‚heteromobilität‘ in dem Sinne, dass er sie auf Rollatoren oder Möbel als ‚Krücken‘ verweist.

Zunächst muss man wohl relativieren: Es kann durchaus vorkommen, dass ältere Menschen krabbeln. Ein älterer Mann, der unter Knieschmerzen leidet, erzählt mir im Interview, er krabbele manchmal auf allen Vieren ins Bad, wenn er vor Schmerzen nicht laufen könne. Sturzpräventionsratgeber für Senior:innen empfehlen, nach einem Sturz zum nächstgelegenen Stuhl zu krabbeln, um daran unter Zuhilfenahme der Arme aufzustehen (Kinn et al. 200: 256). Jedoch zeigen diese Beispiele, dass das Krabbeln – selbst wenn es praktiziert oder thematisiert wird – noch mehr als das Laufen an Gehhilfen oder Möbeln den Charakter eines Notbehelfs hat. Ich meine darüber hinaus sogar, dass es für die meisten alten Menschen beinahe *undenkbar* ist oder zumindest gedanklich sehr fern liegt. Zwar gibt es Menschen, die krabbeln – möglicherweise sogar in der eigenen Familie –, diese sind jedoch ganz anders als sie selbst. Eine ganze Lebensspanne und die „infantile Amnesie“ – sozusagen die ganze Breite der Humandifferenz Alter – liegen zwischen ihnen und den krabbelnden Menschen, die sie selbst einmal waren. Sie *unterlassen* es nicht, zu krabbeln, sondern ziehen es erst gar nicht in Erwägung – und das gegebenenfalls, *obwohl* ihre Fortbewegungsroutinen bereits problematisch geworden sind, sie also ohnehin innehalten und nach neuen Lösungen suchen müssen. Ähnlich wie das Tragen ist das Krabbeln alter Menschen ein praktischer blinder Fleck, eine unmögliche Möglichkeit. Beinahe könnte man von einem Tabu sprechen. Während man sich jedoch beispielsweise beim Inzest gegen die Gesellschaft versündigt (Lévi-Strauss 1993: 640ff.), ist Würde eher etwas, das man sich selbst schuldet.⁸³

Ähnlich wie für die Untragbarkeit älterer Menschen (Kapitel 2.1) gibt es für das Krabbeln praktische und rituelle Gründe, die wechselwirken. Zum einen liegt es an ihrer größeren rituellen Fallhöhe, dass es für alte Menschen keine Option ist, zu krabbeln. Was für Kinder bis zum Alter von etwa zwei Jahren völlig normal ist, bedeutet für sie einen Verlust an *Würde* (Goffman 1955: 215). Die Körperbewegung des Krabbelns birgt ein mindestens zweifaches Beschämungspotenzial. Sie bringt den sich Fortbewegenden in Bodennähe und sie nähert ihn Kindern und Tieren an. Das Krabbeln geht mit einer bestimmten Körperhaltung einher: Der Blick des Krabbelnden richtet sich auf den Boden (Kretch et al. 2014). Um zu

83 Allerdings erwarten andere von uns Selbst-Achtung, weil unser Gesichtsverlust auch für sie unangenehm ist (Goffman 1955: 215).

anderen aufzuschauen, muss er den Hals verrenken. Ansonsten ist er den Blicken der Zweibeiner ausgesetzt, die von oben auf ihn herabfallen, ohne dass er ihnen begegnen könnte. Unten zu sein ist zumindest in unserer Kultur aus vielfältigen Gründen devaluiert (Ingold 2004: 325). Wer unten ist, gar am Boden, dem geht es nicht gut, der ist schwach, unterlegen oder unterwirft sich (Kingston 2000: 230). Zudem kommen seine Hände in Kontakt mit dem Boden, der kulturell als unrein gilt, und deshalb den Krabbelnden rituell „kontaminiert“ (Goffman 1971). Das Krabbeln ist aber für Erwachsene nicht zuletzt gerade deshalb würdelos, weil die vierbeinige Fortbewegung von kleinen Kindern und vielen anderen Tierarten praktiziert wird. Diese Assoziation von Tier- und Menschenarten mit Mobilitätspraktiken (siehe Kapitel 2.2) zeigte sich beispielsweise, als ein Evolutionsbiologe in Anatolien eine Familie „entdeckte“, deren erwachsene Kinder auf allen Vieren liefen. Wissenschaft (Tan 2006) und Medien diskutierten, ob diese Familie einen evolutionären „missing link“ (BBC 2006) zwischen Menschenaffe und Mensch darstelle. Welche Rolle der aufrechte Gang für die Entstehung der Gattung Mensch tatsächlich spielte, wird in der Anthropologie nach wie vor kontrovers diskutiert (Lovejoy 1981). Für das „anthropologische Denken“ (Bayertz 2014; meine Hervorhebung) jedoch ist der aufrechte Gang zweifelsohne zentral. Er erwies sich schon für Platon als geeignetes „Zeichenmaterial“ (vgl. Goffman 1983: 11), das es erlaubte, die herausgehobene Stellung des Menschen im Kosmos zu verkörpern (Bayertz 2014: 163f.).

Kleine Kinder dagegen haben eine Lizenz zum Tierischsein. Weil sie noch gar nicht laufen können *können*, können sie kriechen, ohne sich zu erniedrigen. Da sie sich noch nicht oder kaum an den Haltungen anderer ihnen gegenüber orientieren, bekämen sie ohnehin nichts mit von einem etwaigen Verlust an Achtung, den sie in den Augen anderer erlitten – selbst wenn man von ihnen erwartete zu laufen. Bei älteren Menschen ist es umgekehrt. Selbst wenn konkrete Andere es ihnen nachsähen, dass sie krabbelten, weil es aufgrund ihres hohen Alters oder bestimmter Erkrankungen verständlich wäre – ließe der „generalisierte Andere“ (vgl. Mead 1925), dessen Perspektive auf sich selbst sie einnehmen, sie nicht so leicht vom Haken. Sie haben sich ein Bild von sich selbst als einem starken, aufrechten Menschen gemacht. Notgedrungen auf dem Boden zu „kriechen“, beschädigt dieses Selbstbild.

Es gibt aber auch ganz praktische Gründe dafür, dass sturzgefährdete Menschen nicht krabbeln. Zunächst ist der menschliche Körperbau evolutionär an den aufrechten Gang angepasst, was sich beispielsweise darin

zeigt, dass der Hals auf der Unter- und nicht der Rückseite des Kopfes ansetzt. Unter dieser Bedingung wäre es im Krabbeln auf Dauer unangenehm, voraus- und umherzuschauen. Relevant wäre das aber eher in einem öffentlichen Setting, beispielsweise um sich mit anderen Verkehrsteilnehmenden zu koordinieren (vgl. Ryave/Schenkein 1974). Zu krabbeln ist außerdem anstrengender, als zu laufen – zumindest, wenn man dieselbe Strecke in derselben Zeit zurücklegen will oder muss. Dagegen, dass Frau Berger vom Wohnzimmer in die Küche krabbelt, spräche all das nicht unbedingt. Schließlich ist auch und gerade ihr dinggestütztes Laufen langsam, anstrengend und unpraktisch. Was außerdem gegen das Krabbeln spräche, sind mögliche Schmerzen an den Händen und je nach Krabbeltechnik auch an den Knien. Davon abgesehen, dass sich dieses Problem unter Umständen mit speziellen *Handschuhen* und Knieschonern lösen ließe – schließlich tragen wir auch zum Laufen ‚Fußschuhe‘ –, lässt es sich nicht ganz entkoppeln von den rituellen Aspekten des Krabbelns. Der Boden ist auch deshalb so hart und rau, weil wir ihn an die Art und Weise anpassen, wie wir ihn nutzen. So verlegen wir beispielsweise Fliesenboden statt Teppich. Dass wir den Boden nur füßisch gebrauchen, liegt wiederum nicht zuletzt daran, dass wir ihn kaum wertschätzen (s.o.) – wir treten ihn mit Füßen. Im und für den Gebrauch geformt sind auch unsere Hände: Sie sind auch deshalb zu zart für den Boden, weil wir nicht auf ihnen laufen. Evolutionär ist dieser Zusammenhang evident (Harcourt-Smith/Aiello 2004). Aber auch ontogenetisch steht zu vermuten, dass sich unsere Hände abhärten würden, wenn wir sie zum Laufen benutzten. Wir tun das nicht zuletzt deshalb nicht, weil wir uns zu fein sind für den Boden. Die materielle und vermeintlich natürliche Ungeeignetheit von Händen und Boden füreinander ist also mitunter auch eine Folge dessen, dass sie sich kulturell gegenseitig abstoßen. Die beiden gewichtigsten praktischen Gründe dafür, nicht zu krabbeln, sind aber vermutlich erstens, dass man dabei nichts tragen kann, und zweitens, dass westliche Wohnungseinrichtungen auf Zweibeiner mit einer gewissen Stehhöhe zugeschnitten sind.⁸⁴

84 Vor diesem Hintergrund wäre die häusliche Mobilitätspraxis gebrechlicher alter Menschen in Japan ein instruktiver Vergleichsfall, da dort das Mobiliar traditionellerweise auf Sitz- oder Kniehöhe konstruiert wurde.

4.3 Be-/Entfähigkeit, Hilfe und Alter als Hintergründe der dinggestützten Mobilität

Das letzte Unterkapitel erforschte, weshalb das dinggestützte Laufen im Alter negativ gewertet wird. Die Erklärung stellte im Wesentlichen auf die Relation des dinggestützten Laufens zu *anderen* möglichen oder unmöglichen Fortbewegungsweisen beziehungsweise funktionalen Äquivalenten zur Fortbewegung ab, die entweder in der Vergangenheit oder der Zukunft des Laufenden oder in seiner Gegenwart zu finden waren. Von der Praxis der Heteromobilität aus betrachtet, bilden Kindheit und Alter also unterschiedliche Horizonte, die die Bewertung der Praxis anleiten.

Anders als Kapitel 4.2 nahelegte, gibt es sehr wohl Fälle, in denen die Partizipation von Dingen an der zweibeinigen Fortbewegung alter Menschen in einem positiveren Licht erscheint. So bedauert die 78-jährige Frau Schwarz zwar einerseits, dass sie seit knapp zwei Jahren einen Rollator benutzen muss, weil sie immer häufiger stürzt. Unter anderem stört sie, dass sie damit keine Treppen mehr laufen kann. Doch andererseits bedankt sie sich rhetorisch beim „Erfinder des Rollators“ dafür, dass er „damit behinderten Menschen ein besseres Leben ermöglichen kann.“ Für sie ist das Glas halb voll: Die Tatsache, dass sie dank des Rollators noch relativ sturz sicher laufen kann, überwiegt den Aspekt, dass sie keine Treppen mehr gehen kann, weil sie auf den Rollator angewiesen ist. Auch der 93-jährige Herr Hettinger problematisiert die Partizipation der Dinge an seiner Fortbewegung nicht besonders. Aus Furcht zu stürzen, sucht er auf Treppen Halt an Geländern. Treppen ohne Geländer umgeht er lieber. Falls das nicht möglich ist, gibt ihm ein Gehstock Sicherheit:

Einen Stock hab ich mir auch gekauft, um mich abstützen zu können, wenn irgendwo Stufen sind. Und mit dem Bein, wenn das wegsackt, hab ich meine Stütze. Ich hab noch ein zwei-, ein and-, ein drittes Bein, wenn Sie so wollen. Aber das ist also jetzt nur noch ganz selten, wenn ich so irgendwo laufe, wo Stufen sind ohne Geländer oder so. Aber ich glaube, ich komme auch bald ohne Stock aus.

Herr Hettinger verweilt im Interview nicht lange bei seiner temporären Angewiesenheit auf Geländer und Gehstock. Offensichtlich ist er darum bemüht, sich als souverän darzustellen. Das Schwanken in der Wortwahl könnte bezeichnend sein: Als *zweites* Bein wäre der Stock eine *Kompensation* eines Defizits, ein Ersatzbein. Als *drittes* Bein jedoch *erweitert* er die Möglichkeiten seines Nutzers, er gibt ihm zusätzliche Sicherheit. Die

metaphorische Rede vom Gehstock als Körperteil unterstreicht außerdem, wie umstandslos er sich in die Alltagsroutinen seines Nutzers einfügen lässt.⁸⁵ Zentral für die affektive Haltung zur Partizipation der Dinge an seiner Fortbewegung ist in Herrn Hettingers Fall erneut (wie in der Kindertagesstätte) der Rahmen der Befähigung. Anders als die Erzieherinnen die Möbel stellt Herr Hettinger Geländer und Gehstock nicht explizit als ‚Trainingsgeräte‘ dar, deren Nutzung befähigend wirkt. Doch er *situiert* sie in einem Befähigungsprozess, der den *Hintergrund* bildet für die Bewertung der Partizipation der Dinge am Laufen. Aufgrund eines eingeklemmten Nervs im Knie war sein Bein häufig in unvorhersehbaren Momenten weggesackt und er war mehrmals gestürzt. Nach längerer Leidenszeit und vergeblichen Besuchen bei Ärzt:innen hat erst eine osteopathische Behandlung seine Beschwerden beinahe ganz verschwinden lassen. Seitdem ist er im Aufwind. Er geht regelmäßig in einen Sturzpräventionskurs und fühlt sich wieder kräftiger. Er hat die Talsohle durchschritten und blickt von einer Anhöhe aus zurück. Die bereits zurückgelegte Strecke gibt ihm Zuversicht. Auffällig ist, dass er seine Kniebeschwerden nicht als unvermeidliche Alterserscheinung rahmt, sondern als einen kontingenten ‚Defekt‘, der nun behoben ist, und dessen Nachwirkungen nach und nach verschwinden (vgl. Reichert/Leibner 2017: 172). Diese „Rahmung“ bietet sich einerseits natürlich nur an, weil die Beschwerden verschwunden sind. Andererseits mag die Rahmung als behebbarer Defekt ihn überhaupt erst dazu ermutigt haben, nicht aufzugeben bei seiner Suche nach einer Therapie.

Herrn Hettingers Fall zeigt, dass das dinggestützte Laufen auch bei alten Menschen nicht zwangsläufig ausschließlich als Kompensation eines Verlusts körperlicher Fähigkeiten, sondern zumindest auch vor dem *Hintergrund* eines Befähigungsprozesses wahrgenommen werden kann. Ein Kontext, in dem dieser Rahmen sogar *erwartbar* ist, ist die Rehabilitation nach Schlaganfällen und vor allem Gelenk-Operationen. Unter dem Strich liegt der Rahmen der Befähigung bei Kindern jedoch trotzdem näher als bei alten Menschen. Umgekehrt ist es vor dem Hintergrund der generalisierten Befähigungserwartung an Kinder aber wahrscheinlicher, dass die Partizipation der Dinge an der Fortbewegung als Befähigungs*verhinderung* problematisiert wird, wie Moritz und sein Bobby Car gezeigt haben. Es gibt also sowohl in der Kindheit als auch im Alter jeweils mehrere unterschiedliche Rahmungschancen und Valenzen des Laufens an Dingen.

85 Man *kann* einer derartigen Interview-Formulierung auch deutlich mehr ontologisches Gewicht beimessen und sie sozusagen wörtlich nehmen (Mol/Law 2004: 52f.).

Tatsächlich ist das dinggestützte Laufen von einer Ambivalenz geprägt, die typisch ist für das soziale Verhältnis der *Hilfe*.⁸⁶ Es ist zwar gut, Hilfe zu bekommen, aber schlecht, sie zu brauchen (Lambrix 2022, 2024). Hilfe *ermöglicht* es den Empfänger:innen einerseits, etwas zu tun, zu haben oder zu erleben, das sie brauchen, ohne das es ihnen also schlecht erginge. Hilfe ereignet sich andererseits in einer Situation des *Mangels* oder der Schwäche, die sie nicht zuletzt auch sichtbar macht – für die Empfänger:innen selbst und für andere. Dieser letzte Aspekt wird in der rehabilitationswissenschaftlichen Forschung zu Gehhilfen – bzw. allgemeiner: zu „assistiven Technologien“ – als „Stigma“ verhandelt (Parette/Scherer 2004; Hogan 2012).

Hilfe setzt also immer an einem (zugeschriebenen) Defizit an. Ein Fall eines Defizits ist eine Unfähigkeit. Wie Hilfe bewertet wird, hängt daher mitunter davon ab, ob diese Unfähigkeit vorübergehend, dauerhaft oder fortschreitend ist – und zwar sowohl in dem Fall, dass die Hilfe selbst befähigend oder entfähigend wirkt, als auch in dem Fall, dass sie auf die (Un-)Fähigkeit der Empfänger:innen keinen Einfluss hat, Be-/Entfähigung also nur den Hintergrund der Hilfe bildet.

Die beiden Seiten der Ambivalenz können unterschiedlich sichtbar sein. Im Fall der am Gitter laufenden Kinder dominiert der ermöglichende, befähigende Charakter der ‚Hilfe‘; ebenso in Herrn Hettingers Fall. In Frau Bergers Fall dagegen überstrahlt das Defizit, das durch die Partizipation der Dinge am Laufen kompensiert wird, ihren ermöglichenden Charakter; ebenso im Fall von Moritz und seinem Bobby Car. Die beiden Valenzen können aber auch beide gleichermaßen relevant sein, was in ein *Dilemma* führen *kann*: Ich brauche X, will aber nicht danach fragen oder damit gesehen werden. Die Altersdifferenz *bricht* nun diese Ambivalenz der Hilfe (und damit der Partizipation der Dinge am Laufen), insofern Humankategorien Horizonte der Bewertung und Rahmung von Hilfe bilden. Zwar ist jeder Rahmen und jede Wertung in jedem Alter möglich, doch Defizitorientierung und Entfähigung liegen bei alten Menschen näher, während Ermöglichung und Befähigung sich bei Kindern aufdrängen.

86 Zwar „helfen“ die Dinge nicht, insofern sie passiv bleiben (siehe Kapitel 7.3). Doch kompensiert ihr Einsatz eine Unfähigkeit des Laufenden. Wenn sie speziell für diesen Zweck produziert und verkauft werden, nennen wir sie alltagssprachlich daher auch „Gehhilfen“. Das Sozialrecht spricht von Hilfsmitteln und die Forschung von „assistiven Technologien“ (Biniok/Lettkemann 2017; Luthe et al. 2022).

4.4 Zusammenfassung

Dieses Kapitel widmete sich Praktiken der Heteromobilität, in denen A passiv und B aktiv ist: B stützt sich beim Laufen an A ab, hält sich an A fest oder aber lässt sich von A dazu anregen, sich fortzubewegen. Die beiden Modi der Partizipation, die wir in Kapitel 3.6 kennengelernt haben, tauchten hier also wieder auf. A kann physisch partizipieren, indem es für B greifbar ist, sein Gewicht trägt oder seiner Kraft einen Widerstand bietet, oder ein Anlass sein, auf den B sinnhaft reagiert (dazu mehr in Kapitel 7.3). Dabei standen Fälle im Fokus, in denen A ein Ding ist, sei es ein Möbelstück, ein Gehstock oder ein Rollator.

Wir haben gesehen, dass die Beteiligung von Dingen an der menschlichen Fortbewegung in Kindheit und Alter tendenziell unterschiedlich gewertet wird. Ältere Menschen empfinden ihre Angewiesenheit auf Gehhilfen oder Möbel als Ärgernis, ja unter Umständen sogar als peinliches Defizit. Eltern und Erzieher:innen sehen die Dinge dagegen als Lerngelegenheiten für Kinder. Der Grund dafür liegt in den unterschiedlichen biografischen Sinnhorizonten, die die Praxis der Heteromobilität umgeben. Das Wissen um die kindliche Entwicklung hin zur Automobilität prägt die Wahrnehmung von Heteromobilität in der Kindheit. Im Alter dagegen dominieren die Erinnerung an das frühere ungestützte Gehen und die Aussicht auf Rollstuhl und Bettlägerigkeit.

Die biografische Abfolge von Fortbewegungsweisen bildet eine Art motorischen Normallebenslauf, der als Wissensbestand das Erleben und Handeln von Individuen orientiert (vgl. Kohli 2017: 506ff.). Alter und Kindheit sind transitorische Lebensphasen an entgegengesetzten Enden dieses Lebenslaufs. Wir stellen uns Individuen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt unterschiedliche Lebensphasen durchlaufen, als Exemplare unterschiedlicher „Sorten“ von Menschen vor. Doch nicht erst der essenzialisierte Unterschied zwischen „alten Menschen“ und „Kindern“, sondern bereits ein Altersunterschied von wenigen Monaten kann die Praxis des dinggestützten Laufens in einem anderen Licht erscheinen lassen. So kann ein Individuum innerhalb kurzer Zeit überholt werden von den Erwartungen seines sozialen Umfelds an seine Fortbewegung (vgl. Boll 2022: 178). Es wird dann konfrontiert mit der Normativität der motorischen Entwicklung bzw. des motorischen Lebenslaufs (vgl. Kohli 2017: 511). Aus dem mobilsten Kind in der Krippengruppe, das mithilfe eines Bobby Cars „schon“ laufen kann, wird etwa ein Sorgenkind, das immer noch nur am Bobby Car läuft. Für die Rahmung der Beteiligung der Dinge an der Fortbewegung heißt

das, dass aus einem ermöglichenden Artefakt im übertragenen Sinne eine Krücke wird, die das Kind zurückhält.

Die kognitive Verknüpfung von Fortbewegungsweisen mit Alterskategorien — die „Alterskodierung“ (Krekula 2009: 8) von Mobilität — führt auch dazu, dass Fortbewegungsweisen Zugehörigkeiten zu Alterskategorien beinahe unweigerlich performativ darstellen (Laz 1998; 2003: 508; Schroeter 2012). (Ältere) Erwachsene können also kaum krabbeln, ohne sich dadurch selbst zu infantilisieren. Auch dieses kulturelle Krabbel-Tabu prägt das Erleben des dinggestützten Laufens: Es erscheint alternativlos und dadurch mehr als Notbehelf denn als spielerische Übung wie in der Kindheit.

Dass das dinggestützte Laufen so unterschiedlich bewertet wird, ist also zum einen der *Kultur* geschuldet, d. h. einem geteilten Wissen über ein Netz aufeinander verweisender Mobilitätspraktiken und ihre altersbezogenen Bedeutungen. Das Kapitel hat aber zum anderen auch gezeigt, wie *soziale Beziehungen* zwischen Menschen das Erleben von Heteromobilität prägen können: Alternativlos (siehe oben) wirkt das dinggestützte Laufen für ältere Menschen nämlich auch deshalb, weil ihnen – anders als Kindern – häufig nur wenige andere Menschen zur Verfügung stehen, die sie stützen, sie tragen oder Besorgungsgänge für sie übernehmen. Der Fall des Krabbelns hat zudem gezeigt, dass die kulturell geprägte Praxis der Mobilität sich mit der Zeit in *Körper und gebaute Umwelten* einschreibt. Diese strukturieren die Praxis dann wiederum weder kulturell noch sozial, sondern physisch.

5. Automobilität

Kapitel 4 hat die Beteiligung von Dingen an der Fortbewegung von Kindern und älteren Menschen untersucht. Die Berücksichtigung solcher niedrigschwelliger, passiver Formen der Partizipation rückt weitere potenzielle Partizipanden in den Blick. Wenn Gehhilfen und Möbel an der Fortbewegung teilhaben können, warum dann nicht auch andere Bestandteile der materiellen Umgebung wie beispielsweise der Boden? Wir brauchen ihn zweifellos für jegliche „terrestrische Fortbewegung“. Und partizipieren nicht auch unsere Körper auf eine ähnliche Art und Weise an der Fortbewegung? Das hieße aber, wir wären – frei nach Latour (1993) – nie automobil *geworden*. Denn auch „wir“ – die normalen, gesunden Erwachsenen – bewegen uns nicht im luftleeren Raum.⁸⁷ Damit wäre die Folie zerrissen, vor der „Heteromobilität“ sich als klar umrissenes Phänomen fassen lässt.

Die Dekonstruktion der Autonomie birgt großes Symmetriepotenzial. Als Denkfigur ist sie daher attraktiv für Alters- und Kindheitsforschung, Disability Studies und andere zumindest teilweise moralisch motivierte Unternehmen der Aufwertung von „Subalternen“ (vgl. Esser et al. 2016: 8; vgl. Schwanen et al. 2012; vgl. Swain et al. 2003: 76). Wenn wir alle abhängig sind, ist Abhängigkeit kein Stigma mehr. Weniger in Bezug auf Körper und Boden als vielmehr mit Blick auf Dienstleistungen formuliert Sharon Dale Stone etwa:

At the very least, we all depend on others for the provision of a myriad of services: from telephone service to the provision of potable water, from snow removal road crews, to store clerks to journalists who tell us about the world beyond immediate experience. Where would we be without all of these people to help us negotiate daily life? It is remarkable, therefore, that only some people are conceptualized as dependent. (2010: 61)

Wenn wir alle abhängig sind, stellt sich allerdings die Frage, weshalb bestimmte Abhängigkeiten als solche wahrgenommen werden und andere nicht (vgl. Winance 2007: 85). Weshalb gilt die körper- und bodengestützte Fortbewegung als autonom, während die möbel- oder gehhilfengestützte Fortbewegung als Fall von Abhängigkeit gilt? Um diese Frage zu beantwor-

87 Der Begriff der Normalität hat alltagssprachlich mehrere Bedeutungen (Boll 2022: 169). Ich verwende ihn im Sinne von „Durchschnittlichkeit“ bzw. „Typizität“.

ten, werde ich im Folgenden genauer beleuchten, *wie* Boden (5.1) und Körper (5.2) an unserer Fortbewegung partizipieren. Dabei werde ich jeweils zunächst zeigen, warum die Partizipation des Bodens bzw. des Körpers nicht als Abhängigkeit relevant wird, und diese Perspektive dann wieder relativieren. In der Zusammenfassung werde ich einen eigenen Begriff der Abhängigkeit entwickeln (5.3).

5.1 Der Boden als Infrastruktur der Fortbewegung

Der entscheidende Unterschied zwischen der Partizipation von Möbeln an der Fortbewegung von laufenlernenden Kindern und mobilitätseingeschränkten älteren Menschen und der Partizipation des Bodens am ganz ‚normalen‘ Laufen ist, dass die eine relevant und die andere irrelevant ist. Die Teilnehmenden der von mir untersuchten Praktiken der Heteromobilität *machen* bestimmte Dinge relevant und andere nicht. Frau Berger etwa erzählt von den Dingen, um ihren alltäglichen Kampf und ihren Hilfebedarf zu veranschaulichen. Es macht einen Unterschied für sie, dass sie beim Kochen nicht frei stehen kann, sondern sich immer an Möbeln abstützen muss, weil sie dadurch keine Hand zum Gemüseschneiden frei hat. Sie muss das Gemüse im Sitzen am Tisch schneiden. Der Tisch aber steht im Wohnzimmer, weswegen sie beim Kochen zwischen Küche und Wohnzimmer hin- und herlaufen muss, was sie aufgrund ihrer Erkrankung anstrengt und das Kochen sehr zeitaufwändig macht. In den Augen von Eltern und Erzieher:innen stellt das Hochziehen, Stehen und Gehen an Möbeln eine eigene Phase der „Bewegungsentwicklung“ der Kinder dar. In der Zuschreibung dieser Teilnehmenden kann das Kind erst dann wirklich laufen, wenn es diese Dinge nicht mehr braucht. Die Kinder selbst verhalten sich zumindest *praktisch* zur Partizipation der Möbel an ihrer Fortbewegung. Man kann an ihrem Verhalten ablesen, dass die Möbel in ihre Fortbewegung involviert sind. Sie halten sich an ihnen fest, laufen nicht ohne sie, und wenn sie es doch versuchen, fallen sie hin. Der „materielle Sinn“ (Kalthoff 2019), den die Dinge für sie haben, steckt nicht erst in der verbalen Thematisierung, sondern bereits in diesem „gebrauchend-hantierenden Umgang“ (Heidegger 1967: 69) mit „Zuhandenem“.

Die Partizipation des Bodens an unserer Fortbewegung hingegen thematisieren wir weder verbal, noch ist sie uns in der Regel bewusst. Der Boden ist für unsere Fortbewegung eine unthematische Infrastruktur (Schabacher 2013: 139). Auch unser ganz normaler praktischer Umgang mit ihm scheint

ihn nicht auf dieselbe Art und Weise relevant zu machen, wie der Umgang der Teilnehmenden meiner Studie mit Möbeln diese als Partizipanden der Fortbewegung relevant macht. Zumindest ist der Sinn, der sich im *füßischen* Gebrauch des Bodens zeigt, auf einem „Kontinuum der Explizität“ (Hirschauer 2016: 57) noch impliziter als derjenige implizite Sinn, der sich am hantierenden Gebrauch ablesen lässt.

Warum ist das so? Dass wir mit den Füßen auf etwas stehen oder laufen ist weniger ‚aussagekräftig‘, als dass wir es mit den Händen handhaben. Man unterstellt dem Laufenden dabei keinen „subjektiv gemeinten Sinn“ (Weber 1980: 2). Aber auch für Beobachtende, für die die Praxis immer mehr Sinn hat, als die Akteur:innen wissen (Bourdieu 1980: 116), hat der füßische Gebrauch des Bodens kaum Informationswert (Luhmann 1991d: 102), weil er ihn nicht als sinnhafte „Selektion“ (Luhmann 1991d: 94) im Horizont anderer Möglichkeiten beobachtet. Wir können den Boden schließlich nicht weglegen wie ein Werkzeug. Wir ‚gebrauchen‘ ihn eigentlich immer. Wenn wir nicht auf ihm laufen oder stehen, sitzen oder liegen wir auf ihm, wenn auch vermittelt durch Stühle oder Betten. Wir können ihn nicht *nicht* gebrauchen, weil er kein Artefakt ist, das Menschen entwickelt und hergestellt haben, sondern ein Teil der Umwelt, in der sich der Mensch entwickelt hat. Unsere Körper sind nicht darauf ausgelegt, für längere Zeit ohne den Boden auszukommen. Das bedeutet auch, dass *alle* Menschen den Boden brauchen. Das ist normal und daher nicht der Rede wert. Erst im Vergleich etwa mit Vögeln fällt auf, dass wir an den Boden gebunden sind. Ein Grund für die Irrelevanz der Partizipation des Bodens an der körperlichen Fortbewegung ist also, dass sie so alternativlos ist. Das wiederum liegt daran, dass unser nackter Körper – bei aller „Weltoffenheit“ (Scheler) – kaum andere Fortbewegungsweisen hergibt, weil er evolutionär an den Boden angepasst ist.⁸⁸ Wir sind Landlebewesen.

Es hat aber auch mit gewissen Eigenschaften des Bodens selbst zu tun. Dieser ist zunächst ein außergewöhnlich *großes* Ding. In einem weder geometrisch noch phänomenologisch ganz stringenten Sinne ist er die Oberfläche des größten aller irdischen Dinge: der Erde selbst. Dem Boden kommt daher eine Art besonders *objektive* Objektivität zu, die nicht einfach nur

88 Unsere Körper eignen sich selbstverständlich ebenfalls zum Schwimmen. Wir müssen dabei aber ständig in Bewegung bleiben, weil wir sonst zu Boden sinken. Der aussichtsreichste Kandidat für eine in einem gewissen Sinne *bodenlose* körperliche Fortbewegung ist der „arboreal bipedalism“ (Thorpe et al. 2007), aus dem sich neueren anthropologischen Erkenntnissen zufolge der „terrestrial bipedalism“ evolutionär erst entwickelt hat.

mit Schütz (1953: 8) das Ergebnis einer Idealisierung der Austauschbarkeit der Standorte in der natürlichen Einstellung des Subjekts ist. Im Vergleich zu einem Haus ist die Vielfalt der Perspektiven auf den Boden auch ‚real‘ geringer. Ein Haus ist ein Ding, das gewissermaßen zur Perspektivität einlädt: Manche sind drinnen, andere draußen, wieder andere vor und nochmal andere hinter dem Haus. Ganz andere sind zu weit weg und können es überhaupt nicht sehen. Der Boden dagegen ist für alle im Wesentlichen gleich, insofern alle auf ihm stehen, laufen, ja *sind*, und ihn also brauchen. Man kann sogar so weit gehen, dem Boden „Nobjektqualitäten“ (Sloterdijk 1998: 304) zu attestieren. Schon im wörtlichen Sinne von „Distanz“ ist es schwierig, sich so weit vom Boden zu distanzieren, dass dieser als ein Ding neben anderen erscheint. Man muss dazu ins All fliegen, und dann sieht man nicht mehr den „Boden“, sondern den Planeten. Man kann sagen: Solange er Boden ist, ist der Boden kein Objekt.

Dass er so groß ist, heißt auch, dass der Boden nahezu *überall* ist. Man muss sich als Laufender nicht um ihn kümmern. Wo wir hingehen, ist er immer schon da, seine Grenzen sind die Grenzen unseres Lebensraums. Rollatoren dagegen müssen gekauft, eingestellt und mitgeführt werden. Möbel sind nicht überall, sondern nur in Häusern und kauern sich dort an die Ränder der Räume.

Auch über die Zeit hinweg bleibt der Boden im Wesentlichen gleich und auch das mag mit seiner Größe zu tun haben. Denn er lässt sich jetzt und hier, spontan, mit bloßen Händen und Füßen selten wesentlich verändern, wegschaffen, herholen oder erschaffen. Er ist demnach auch nichts, was man mitnehmen, mitbringen oder überhaupt ‚haben‘ kann oder muss.

Die Verfügbarkeit, Verlässlichkeit und Objektivität des Bodens sorgen dafür, dass uns seine Beteiligung an unserer Fortbewegung kaum auffällt. Er wird nicht knapp, fällt nicht aus, und dadurch, dass auch alle anderen auf ihn angewiesen sind, erleben wir uns nicht als defizitär.

Die These von der naturwüchsigen, dem Boden selbst inhärenten Irrelevanz seiner Partizipation an unserer Fortbewegung muss jedoch relativiert werden. Einige der Eigenschaften des Bodens, die es uns ersparen, auf ihn zu achten, sind nicht zuletzt eine *Folge* unseres laufenden ‚Gebrauchs‘ des Bodens, der wiederum notwendig ist, weil unsere Körper auf ihn ausgelegt sind. Boden und Körper haben sich bzw. wurden aneinander angepasst. Gilbert Ryle unterscheidet am Beispiel des Gehens „intelligente“ Praxis von „blinder“ Gewohnheit (2009: 30). Intelligent gehen Bergsteiger:innen, die permanent auf den Boden achten. Dagegen spule der über das Kleinkindalter hinausgewachsene Alltagsmensch stumpf ein Programm ab, bei

dessen Ausführung jeder Schritt eine Wiederholung des vorangegangenen ist. Wenn man die unterschiedlichen Bedingungen des Laufens fokussiert, die Ryle nur am Rande erwähnt – gepflasterter Bürgersteig auf der einen Seite, eisbedeckte Felsen auf der anderen –, fällt auf, dass Bergsteiger:innen auf undomestiziertem Untergrund laufen. Das zeigt, dass wir in einem gewissen Sinne meistens also *doch* auf einem *artificialen* Boden laufen. Er ist von Menschen zugunsten besserer Begehrbarkeit gestaltet worden. Er ist eben, fest und statisch (vgl. Ingold 2010: 126). Dadurch wird er berechenbar: Man kann Wahrnehmung durch blinde Routine ersetzen. In unsere Körperbewegungen ist ein „praktischer Glaube“ (Bourdieu 1980: 115f.) an den Boden eingelassen. Wir setzen unsere Füße im Vertrauen darauf, dass der Boden dort ist, wo wir ihn erwarten. Jeder Schritt ist ‚abgemessen‘ auf der Basis eines impliziten Wissens darüber, wo sich der Boden in Relation zum Körper befindet. Das zeigt sich beispielsweise in folgender Sturzerzählung:

Frau Ehring kommt zügig zur Tür, begrüßt mich freundlich und bedeutet mir, meine Jacke an der Garderobe im Flur aufzuhängen. Sie würde mir ja selbst einen Bügel geben, sagt sie, aber die hingen zu hoch. Noch an der Garderobe fängt sie an, zu erzählen: Seit sie neulich im Haus ihres Sohnes gestürzt sei, könne sie ihren Arm nicht so gut heben. Der Sohn habe ihr etwas im Keller zeigen wollen. Sie sei schon Jahre nicht im Keller gewesen und habe vergessen, dass dort eine Fußbodenheizung eingebaut worden sei. „Und da geh ich mit ihm runter, da steht im Flur so ein toller Kleiderschrank. Ich sag: ‚Oh der ist aber schön!‘ und will dann in den Kellerraum gehen. Der ist halt auch mit so hellen Fliesen gefliest, genau wie der Flur, und ich hab das nicht beachtet, dass da noch ne Stufe ist, weil ja durch die Heizung ist das so viel höher geworden, der Flur, [...] und flieg voll da rein! Mein Sohn, der hat sich so aufgeregt, der hat richtig geschrien. Der war nicht dicht genug bei mir, um mir zu helfen...“

Ein Phantomboden bringt Frau Ehring zu Fall. Der Boden ist nicht dort, wo er war, und lässt dadurch ihre praktische Erwartung ins Leere laufen und ihren Fuß ins Leere treten. Sie konzentriert sich auf den „tollen Kleiderschrank“ und das Gespräch darüber. Der unebene und visuell ‚schlüpfrige‘ Boden verzeiht ihr diese Unachtsamkeit nicht. Ohne den Widerstand, auf den die ganze Körperbewegung eingestellt war, kommt sie aus dem Gleichgewicht und fällt. Wenn der Boden so beschaffen ist und seine Beschaffenheit sich verändert, wird er unzuverlässig. Wir können uns die

Generalisierung unserer Erwartungen an den Boden dann nicht leisten – wir müssen wahrnehmen, um nicht zu fallen. Wir gehen wie Ryles Bergsteiger: am Boden zweifelnd, schauend, mit den Füßen tastend, immer gefasst auf Hindernisse oder Leere.

An Stufen, Abgründen, Schwellen und anderen Hindernissen, aber auch bei Glatteis und Schnee, oder wenn der Boden von nassem Herbstlaub bedeckt ist, wird er „unzuhanden“ (Heidegger 1967: 73f.). Die sonst unthematische Partizipation des Bodens an der Fortbewegung „leuchtet auf“, allerdings „nicht als ein noch nie gesehenes, sondern [als ein] in der Umsicht ständig im vorhinein schon gesichtetes Ganzes“ (Heidegger 1967: 75).⁸⁹ Tatsächlich schenken wir dem Boden meistens bereits auf eine spezifische Art und Weise Aufmerksamkeit: Mit Goffman „scannen“ (1971: 16) wir ihn beiläufig auf mögliche Hindernisse. Der Boden erscheint nicht nur fast immer am unteren Rand unseres Blickfelds, sondern auch am Rande unseres Bewusstseins, zumal wir ihn ja bei unserer Fortbewegung nicht nur sehen, sondern auch spüren. Er ist „mit jedem Schritt betastet und scheinbar das Nächste und Realste des überhaupt Zuhandenen, [er] schiebt sich gleichsam an bestimmten Leibteilen, den Fußsohlen entlang“ (Heidegger 1967: 107). Gerade wegen dieser haptisch-visuellen Dauerpräsenz wird die Wahrnehmung des Bodens zum ‚Untergrundrauschen‘. Er ist nicht nur „seen“, sondern auch ‚felt but unnoticed‘ (vgl. Garfinkel 1964: 226).

Es liegt also nicht einfach an unserer humanistischen Hybris, dass wir modernen Menschen den Beitrag dieses Nichtmenschen zu unserer Fortbewegung verkennen. Sondern es liegt an seiner spezifischen Beschaffenheit, aber auch an Eigenschaften unserer Körper, die der Praxis der Fortbewegung die Partizipation des Bodens einschreiben. Dabei haben sich Boden, Körper und Praxis evolutionär aneinander angepasst. Trotzdem ist der Boden sinnhaft nicht gänzlich irrelevant für unsere Fortbewegung, sondern nur relativ wenig relevant. Unter bestimmten Umständen werden außerdem bestimmte Böden lokal und temporär relevant.

5.2 Der Körper als Medium der Fortbewegung

Goffman hat – wenn auch mit Blick auf Interaktion statt auf Fortbewegung – darauf hingewiesen, dass wir unsere Körper überall hin „mitbringen“ müssen. Er betrachtet den Körper als eine Art „Ausrüstungsgegenstand“

⁸⁹ Heidegger bezieht sich hier anders als ich nicht nur auf die Partizipation eines bestimmten „Zeugs“, sondern auf das „Zeugganze“.

der Person (1983: 4). Wenn man einen derart fremden Blick auf Körper wirft, der die Selbstverständlichkeit ihrer Involvierung in praktische Vollzüge irritiert, lässt sich formulieren, dass wir alle unsere Körper ebenso zur Fortbewegung brauchen wie mobilitätseingeschränkte Menschen dazu Möbel, Wände oder Rollatoren brauchen. Weshalb gilt das Gehen dem Alltagswissen dann als „einzige übliche Fortbewegungsart überhaupt[, die man] ohne Hilfsmittel ausüben kann“ (Wehap 1997: 53)?

Das liegt daran, dass die dezentrierende Perspektive auf Körper als Dinge unter anderen ihre Grenzen hat: Anders als andere Dinge nehmen wir unsere Körper nicht in die Hand und tragen sie von einem Ort zum anderen. Wir müssen nichts dafür tun, dass sie da sind. Wir haben unsere Körper also dabei, ohne sie „mitnehmen“ zu müssen vor allem, weil wir sie in weiten Teilen des sozialen Alltags nicht *zurücklassen* können. Wir brauchen einen Hammer, um einen Nagel in die Wand zu schlagen. Dass wir dazu auch eine Hand brauchen, ist nicht falsch, aber auch nicht der Rede wert. Ähnlich selbstverständlich und daher uninformativ ist die Aussage, dass man zum Laufen Beine braucht. Im Vergleich zum Boden ist der Körper zwar gerade *nicht* überall – sonst bräuchte es keine Fortbewegung –, sondern eher ein Punkt im Raum. Trotzdem ist er immer zur Stelle, weil er immer dort ist, wo *wir* sind. In ihrem Verhältnis zur Praxis des Gehens ähneln sich also Körper und Boden: Beide sind *verfügbar* und bleiben daher unthematisch (vgl. Leder 1990). Auch gibt es niemanden, der seinen Körper *nicht* zur Fortbewegung bräuchte. Anders als auf Gehstock, Rollstuhl oder Möbel sind wir *alle* für unsere Fortbewegung auf unsere Körper angewiesen. Auch diesen gleichmachenden Aspekt hat der Körper mit dem Boden gemein. Jeder und jede *ist* ein Körper (Gugutzer 2002: 139ff.). Wir „haben“ unsere Körper nicht dabei, sondern „sind“ unsere Körper. Aus dieser Perspektive ist der Körper kein *Anderes* und seine Partizipation an der Fortbewegung demnach keine „Hetero“-Mobilität.

Auch die Irrelevanz des Körpers muss jedoch relativiert werden. Es gibt es durchaus Fälle, in denen der Körper fehlt. In einem besonders wörtlichen Sinne kommt das zur Sprache in einem tragikomischen Wortwechsel mit dem kürzlich beinamputierten Herrn Krüger, den ich an seinem Krankenhausbett besuche:

Er fragt mich, ob ich mit ihm eine Runde „spazieren gehe“, weil er eine Zigarette rauchen wolle. Er müsse mir nur erklären, wie das funktioniere, sage ich, weil ich ihm noch nie aus dem Bett in den Rollstuhl geholfen habe. „Hä?“, fragt er, offensichtlich verständnislos ob meines Unverständnisses. Dann erklärt er mir das vermeintlich Selbstverständliche: „Wir

laufen da rüber und stellen uns wo hin, rauchen 'ne Zigarette in Ruhe, und gehen wieder.“ „Und wie willst du laufen mit deinem einen Bein?“ wende ich ein. Kurz ist er still. „Ach so, haste auch wieder recht“, lenkt er dann ein und stöhnt ärgerlich.

Zumindest temporär und lokal, im praktischen Kontext des Rauchen-Gehens, hatte Herr Krüger vergessen, dass ihm ein Bein fehlt. Solche Körpervergessenheit ist kein bizarrer Einzelfall, sondern eher der Normalfall. Wenn wir nicht gerade mit einem „Raucherbein“ im Krankenhaus liegen und alle paar Wochen ein weiteres Stück unseres Körpers abgenommen wird, besteht keine Notwendigkeit, vor dem Rauchen-Gehen ein Inventar der dazu benötigten Körperteile zu erstellen. Die selbstverständliche Zusammenhalt des Körpers erspart uns diese Inventur. Umgekehrt könnten wir sie uns aufmerksamkeitsökonomisch gar nicht leisten. Wir überlassen die Inventur unserem habitualisierten Körperschema, dessen Trägheit nun mal gelegentlich Phantomglieder erzeugt (Bourdieu 1980: 116).

Die Amputation verleiht nun dem normalerweise nicht bewusstseinsbedürftigen und daher zur Habitualisierung freigegebenen Wissensbestand, dass man zum Laufen mindestens zwei Beine braucht, eine ungewöhnliche Relevanz. Mit Leder (1990: 70) holt gerade das auffällige Fehlen des Körpers ihn paradoxerweise aus seiner alltäglichen „Abwesenheit“. Nun ist die Amputation ein *Extremfall* der Unverfügbarkeit von Körper(-teilen). Auch wenn alle nötigen Körperteile grundsätzlich vorhanden sind, können *Dysfunktionen* den Körper vom Hintergrund in den Vordergrund rücken (Leder 1990: 83). Herrn Müllers Knieschmerzen, die ihn daran hindern, weiter als bis zum Hoftor zu laufen (Kapitel 3.5.1), zeigen, dass wir zum Laufen Gelenke brauchen; die Sturzanfälligkeit von Kleinkindern und alten Menschen macht den Gleichgewichtssinn als Partizipanden des Gehens relevant; die Praktik des gehaltenen Laufens, während derer Nils an den Händen seiner Mutter „lustig rumbaumelt“ (3.1), zeigt, dass man zum Laufen Körperspannung braucht; die Bauchmuskelschmerzen der neuromuskulär erkrankten Frau Berger weisen darauf hin, dass diese Spannung von Muskeln erzeugt wird, die über Nerven gesteuert werden; Herrn Krügers „Schaufensterkrankheit“ – eine schmerzhaft „Verkalkung“ der Beinarterien – zeigt, dass diese Muskeln mit Blut versorgt werden müssen, damit wir sie zum Laufen gebrauchen können. Die Liste ließe sich fortsetzen.

Der aufdringlichste Mechanismus, mit dem unser Körper unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist der Schmerz. Er lässt uns unseren Körper bewusst wahrnehmen. Jede Wahrnehmung impliziert aber einen ‚Spalt‘ zwischen Wahrnehmendem und Wahrgenommenem (vgl. Leder 1990: 76):

Wer seinen Körper wahrnimmt *ist* nicht mehr (nur) Körper, sondern *hat* einen Körper im Sinne eines wahrgenommenen Gegenstands in der Welt, der aber – ob er will oder nicht – trotzdem zu ihm gehört. Dabei hat die Schmerz Wahrnehmung eine ganz bestimmte Qualität. Sie ist unangenehm, kommt unerwünscht und durchkreuzt unsere Pläne (Leder 1990: 73ff.). Im Schmerz tritt der Körper daher in besonderem Maße in Erscheinung als ein „fremdes Ding“ (ibid.: 78), als ein „Anderes“ (ibid.: 70), das sich dem „Selbst“ (ibid.: 70) widersetzt. Mit den Worten der 76-jährigen Frau Westermann, deren Bandscheibenvorfall sie dazu zwingt, langsamer zu gehen: „Die Knochen wollen nicht mehr so wie wir“, weil sie „wehtun und Sie merken, dass Sie nicht mehr das können, was Sie mal wollten.“

Solche körperlichen Dysfunktionen erreichen nicht notwendigerweise das Ausmaß einer „Verletzung“, „Behinderung“ oder „Krankheit“ und treten auch nicht nur in Kindheit und Alter auf. Auch gesunde, „able-bodied“ Erwachsene haben manchmal Muskelkater, eingeschlafene Gliedmaßen, Blasen an den Füßen oder ein Zwicken im Knie. Sie erfahren anlässlich dessen, dass ihr Körper sie dabei behindern kann, sich fortzubewegen, und im Umkehrschluss, dass er es ihnen normalerweise ermöglicht. Doch auch Personen, deren Körper reibungslos funktionieren, nehmen von Zeit zu Zeit diese Perspektive ein, wenn sie überlegen, *was wäre, wenn* ihr Körper sie im Stich lassen würde. Man hört von ihnen dann häufig, dass man ja dankbar sein müsse, gesund oder jedenfalls nicht noch kränker zu sein. Angestoßen wird diese „exzentrische“ Positionierung (Plessner 1928: 290ff., 319) angesichts der Krankheit anderer, in Erinnerung an frühere oder Antizipation zukünftiger eigener Krankheiten. In dieser Was-wäre-wenn-Perspektive werden die Integrität und Funktionalität des eigenen Körpers kontingent gesetzt.

Das Ergebnis meiner Betrachtung der Partizipation des Körpers an der Fortbewegung ist also, dass er dem Bewusstsein entwindet, wenn er unproblematisch funktioniert (Leder 1990: 4), und gerade dann auftaucht, wenn er als Partizipand der Praxis der Fortbewegung ausfällt – oder wenn dieser Ausfall als Möglichkeit aufscheint. Die körperliche Fortbewegung *gilt* also als autonome Fortbewegung, weil der sich Fortbewegende seinen Körper im Normalfall nicht als ein anderes erlebt, weil er für ihn verfügbar ist. Gerade im Vergleich zu anderen Partizipanden der Fortbewegung wie Rollatoren fällt auf, dass der Körper noch „zuhandener“ ist: Weder gebrauchen wir unseren Körper zum Laufen wie einen Hammer zum Hämmern, noch bedeutet im Normalfall „sich fortbewegen“, etwas mit seinem Körper zu machen wie mit einem Nagel, den man in die Wand schlägt.

5.3 Zusammenfassung

Die Ausgangsfrage dieses Kapitels war, ob auch Boden und Körper als Partizipanden der Heteromobilität verstanden werden können, und warum dies nicht als Abhängigkeit erlebt wird. Eine erste Antwort ist, dass die *Kontingenz* von As Partizipation an Bs Fortbewegung eine notwendige Bedingung dafür ist, dass diese Partizipation ins Bewusstsein tritt oder zum Thema von Kommunikation wird. Unter „Kontingenz“ verstehe ich, dass etwas „im Hinblick auf mögliches Anderssein“ (Luhmann 1991d: 151) betrachtet wird. In unserem Fall ist entscheidend, ob die Möglichkeit im Raum steht, dass A *nicht* partizipieren könnte. Aus der situierten Perspektive der Beteiligten kann nur dann von „Heteromobilität“ gesprochen werden. Aus dieser phänomenologischen Perspektive gibt es also Automobilität. Aus der Perspektive eines:einer allsehenden Beobachter:in freilich ist jegliche Fortbewegung Heteromobilität.

Boden und Körper sind gleich mehrfach kontingenzaversiv: Sie sind *immer* und *überall* da und sie werden von allen benötigt. Wir *sind* Körper, die psychisch und sozial aus sich heraus- bzw. über sich hinausgewachsen und auf dem Boden aufgewachsen sind und erinnern uns daher nicht an eine körper- oder bodenlose Zeit. Einen ähnlichen Effekt hat die *räumliche* ‚Generalisierung‘ von Boden und Körper. Aus der Perspektive des Laufenden ist sein Körper überall präsent, da er mit ihm verwachsen ist. Der Boden wiederum ist es aufgrund seiner schieren Größe. Einen ähnlich selbstverständlichen Effekt hat die *soziale* Universalität von Körper und Boden: Weil die allermeisten mit beiden Beinen auf demselben Boden stehen, liegt der Gedanke fern, dass man sich auch ohne Körper und Boden fortbewegen könnte. All das ist auch eine Folge dessen, dass sich unsere Körper im Laufe der Stammesgeschichte auf den Boden eingestellt haben und wir den Boden im Laufe der Kulturgeschichte auf unsere Körper eingestellt haben.

Dass Körper oft gerade dann als etwas relevant werden, von dem wir abhängig sind, wenn sie unverfügbar sind, verstärkt den Eindruck, dass nur Menschen mit körperlichen Einschränkungen – unter denen sehr alt und sehr junge Menschen überrepräsentiert sind – abhängig von ihren Körpern sind. Wessen Körper funktioniert⁹⁰, der:die muss sich nicht von ihm abhängig fühlen und kann dessen Partizipation sich selbst zurechnen. Doch nicht nur in ‚Egos‘ Erleben, sondern auch *sozial* besteht keine Not-

90 Ob ein Körper „funktioniert“ hängt unter anderem davon ab, ob er zur Fortbewegung auf einem bestimmten Boden taugt, ist also relativ zur Umwelt.

wendigkeit, im reibungslosen Normalfall der Fortbewegung zwischen Person und Körper zu unterscheiden. Hier liegt ein wesentlicher Unterschied zwischen Boden und Körper. Zwar haben wir alle einen Körper, doch nicht denselben. Von Ausnahmefällen wie verbundenen – „siamesischen“ – Zwillingen und Schwangerschaften (Hirschauer et al. 2014) abgesehen, ist ein Körper (im Gegensatz zum Boden) nichts, das wir uns mit anderen teilen. Die Unverfügbarkeit von Körpern ist daher persönlich, differenzierend und tendenziell vereinzeln, die des Bodens allgemein, egalisierend und tendenziell vergemeinschaftend, wie der Fall der kollektiven Gehbehinderung durch Glatteis zeigt.

Bisher habe ich den Eindruck entstehen lassen, dass Automobilität gleichbedeutend mit Autonomie und Heteromobilität gleichbedeutend mit Abhängigkeit sei. Das ist genau genommen nicht der Fall. Zunächst einmal ist Heteromobilität ein Geschehen, Abhängigkeit aber eine Eigenschaft einer Person. Die Person B kann höchstens *in Bezug auf* die Praxis der Fortbewegung abhängig von A sein. Von einer solchen Abhängigkeit sprechen wir dann, wenn es für B *schlecht* wäre, wenn A nicht partizipierte. Ob das der Fall ist, zeigt sich also erst, wenn man vom aktuellen Geschehen aufschaut und den Blick auf *mögliche* Ereignisse richtet: Was würde geschehen, wenn A *nicht* partizipierte, die Praxis der Heteromobilität also nicht stattfände? Im Fall der Partizipation von Boden und Körper an der Fortbewegung lässt sich in der Tat von Abhängigkeit sprechen, da ihre Unverfügbarkeit schlecht für uns wäre. Wie ich gezeigt habe, wird diese Abhängigkeit jedoch nur selten relevant, weil beide *de facto* meistens verfügbar sind.

Wenn A eine andere *Person* ist, und seine Unverfügbarkeit schlecht für B wäre, lässt sich seine Partizipation als „Hilfe“ fassen. Geht es B ohne die Beteiligung von A dagegen *besser*, weist dies auf ein antagonistisches Sozialverhältnis hin. Das Ausbleiben von As Partizipation erscheint dann beispielsweise nicht als *Mangel*, sondern als *Freiheit*. Ohne das Kriterium, ob As Abwesenheit für B gut oder schlecht ist, wäre Hilfe also nicht von Macht zu unterscheiden (siehe Kapitel 7). Selbstverständlich gibt es jedoch auch Heteromobilität, die weder Macht noch Hilfe ist – beispielsweise, wenn jemand mit einem:einer Freund:in spazieren geht, auf seine:ihre Anwesenheit oder den Spaziergang aber auch problemlos verzichten könnte.

6. Abhängigkeiten in Kindheit und Alter

In Kapitel 5 habe ich herausgearbeitet, dass wir für unsere Fortbewegung abhängig vom Boden und unseren Körpern sind, und warum dies selten relevant wird. Die Vergleichsfälle waren dabei einerseits das vermeintlich „freie“ und andererseits das an Möbeln oder Gehhilfen abgestützte Gehen, wie es häufig bei laufenlernenden Kindern und vermehrt bei älteren Menschen vorkommt.

Dieses Kapitel vergleicht nun nicht Kinder und ältere Menschen mit Erwachsenen mittleren Alters, sondern Kinder und ältere Menschen untereinander. Denn selbst wenn Abhängigkeit zum Thema wird, heißt das noch nicht, dass sie zu einem Problem wird. Dies zeigen die Vergleichsfälle Kindheit und Alter. Die Frage ist: Weshalb wird die Abhängigkeit alter Menschen stärker als *Problem* erlebt als die von Kindern? Das Kapitel bündelt Erkenntnisse, die im Laufe der drei empirischen Kapitel zum Vergleich zwischen Kindheit und Alter gewonnen wurden.

Zunächst müssen naheliegende Einwände adressiert werden. Selbstverständlich kann es sehr wohl zum Problem werden, dass Kinder abhängig sind, und zwar für all diejenigen, von denen sie abhängig sind. Dies geschieht regelmäßig. Die Überforderung der Eltern wird aber in der Regel nicht zum Problem der Kinder gemacht. Eltern opfern sich für ihre Kinder auf. Das gilt zumindest in Gesellschaften oder Milieus, in denen Kinder einen hohen Stellenwert haben und in denen ihre Vernachlässigung moralisch geächtet ist, im Extremfall auch rechtlich sanktioniert wird. Trotzdem machen Kinder alltäglich die Erfahrung, dass ihre Bedürfnisse frustriert oder missachtet werden. Dies geschieht im Leben pflegebedürftiger älterer Menschen jedoch in einer ganz anderen Größenordnung. Zwar gibt es auch in der Kindheit schwerwiegende Fälle („Kindeswohlgefährdungen“). Letztere sind jedoch, anders als das Leid pflegebedürftiger Menschen, kein erwartbarer Bestandteil des Normallebenslaufs. Eine vergleichende Messung der Lebenszufriedenheit von sehr jungen Kindern und pflegebedürftigen älteren Menschen ist schon allein aufgrund der Sprachlosigkeit ersterer methodisch unmöglich. Unter dem Strich meine ich jedoch davon ausgehen zu können, dass die Abhängigkeit älterer Menschen als problematischer erlebt wird als die von Kindern. Die tollpatschigen Versuche von Säuglingen, sich selbst fortzubewegen, wirken niedlich. Ihre Hilflosigkeit gibt uns das gute Gefühl, gebraucht zu werden. Dieses gute Gefühl vermitteln wir wiederum

auch ihnen. Alte Menschen dagegen erleben ihre Heteromobilität oft als dramatische Einschränkung ihrer Möglichkeiten und als Gesichtsverlust. Ihre Schwäche mit anzusehen, macht uns betreten.

Nun gibt es mehrere Faktoren, die beeinflussen, wie Abhängigkeit bewertet wird. Zunächst bestehen körperliche Differenzen zwischen Kindern und älteren Menschen. Kinder sind dadurch leichter zu handhaben. Das ist vor allem relevant im Falle des Tragens, also einer von mehreren Praktiken der Heteromobilität (siehe Kapitel 2). Daneben lassen sich drei genuin soziologische Faktoren ausfindig machen. Zwischen ihnen bestehen Wechselwirkungen, doch sie lassen sich analytisch trennen. Es handelt sich dabei um Humandifferenzen (6.1), Beziehungen (6.2) und Persönlichkeitsstrukturen (6.3). Nachdem ich diese drei Dimensionen entfaltet habe, fasse ich das Kapitel zusammen (6.4).

6.1 Humankategorien als kognitive Rahmen für Abhängigkeiten

Der naheliegendste Grund für die unterschiedlichen Bewertungen der Abhängigkeit von Kindern und Alten ist schlicht, dass diese unterschiedlich alt sind. Ich behandle das Alter nicht als Eigenschaft von Individuen, sondern als einen Fall von „Humandifferenzierung“ (Hirschauer 2021; Dizdar et al. 2021), das heißt als sozial kontingente Unterscheidung: Menschen *sind* nicht einfach unterschiedlich, sondern *unterscheiden* einander. Sie tun dies unter anderem mit Hilfe eines „sozial abgeleiteten“ (Schütz 1953: 9f.) Wissens darüber, dass Menschen als Lebewesen sich im Laufe ihres Lebens nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten verändern, die historischem Wandel, kulturellen Unterschieden und individuellen Entscheidungen entzogen sind. Dieses als natürlich *gerahmte* (Goffman 1986: 22) Geschehen nennen wir „Altern“. Vermeintlich weil es bestimmten „Naturgesetzen“ gehorcht, ergibt sich ein typischer „Lebenslauf“, d.h. eine Abfolge von „Lebensphasen“ – grob: Kindheit, Erwachsenenalter und Alter –, die sich intern weiter untergliedern lassen. In der Momentaufnahme stellen sich diese Phasen als unterschiedliche „Menschensorten“ (Hirschauer 2014: 170; vgl. Höppner/Wanka 2021) dar.⁹¹ Diese *Typisierung* (vgl. Schütz 1944: 505) erlaubt unter anderem Erwartungsbildung (Luhmann 1991d: 396f.). Wir wissen, wie sich Exemplare von Alterskategorien – also beispielsweise „Kinder“, „Erwachsene“ oder „alte Leute“ – typischerweise verhalten und

91 Silke van Dyk nennt dies den „Doppelcharakter“ des Alters als Strukturkategorie und Prozess (2015b, 2019).

welche Eigenschaften sie typischerweise haben. Wenn wir jemanden als einen Typ Mensch kategorisiert haben, wissen wir zudem, wie man sich *ihm:ihr gegenüber* verhält. Das Alter eines Individuums verortet es aber auch im Lebenslauf, stattet es also mit Vergangenheit und Zukunft aus. Die Position einer Person im Lebenslauf lässt andere ungefähr wissen, wie ihr Leben bisher war, und wie es weitergehen wird. Aus der Innenperspektive erlaubt der Lebenslauf vor allem einen Ausblick in eine typische Zukunft (vgl. Berger/Luckmann 1969: 107), während der Rückblick weitgehend im Modus der Erinnerung an ein gelebtes Leben stattfindet.

Der Lebenslauf bildet damit, und das ist für das vorliegende Thema relevant, einen Rahmen für die Deutung und Bewertung von Abhängigkeit (vgl. Holstein/Gubrium 2007): Vor dem Hintergrund der Zukunft wird die Abhängigkeit der Kinder als vorübergehender Zustand und Ausgangspunkt einer Entwicklung hin zum Besseren gerahmt und die der Alten als endgültiger Zustand beziehungsweise Anfang vom Ende der Selbständigkeit. Vor dem Hintergrund der Vergangenheit – die sehr junge Kinder kaum haben – wird die Abhängigkeit der Alten hingegen als Verlust erlebt.

Die Aussicht auf Besserung reicht aber nicht aus, um zu erklären, weshalb Abhängigkeit in der Kindheit so gut wekommt. Wegen eines gebrochenen Fußes für einige Wochen an Krücken laufen zu müssen, ist für einen Erwachsenen in der Perspektive auf baldige Besserung zwar erträglich, aber immer noch schlecht. Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Rahmen der heilbaren Erkrankung oder Verletzung und dem des Alterns sind die unterschiedlichen Grade an Kontingenz. Die Verortung im Lebenslauf rückt die Abhängigkeit des Kindes in einen *natürlichen* Rahmen (Goffman 1986: 22), der den Raum der Möglichkeiten drastisch verengt. Während man sich den Fuß auch *nicht* brechen kann, enttäuscht das Kind keine Erwartungen, indem es nicht selbständig aus dem Bauch der Mutter herausspaziert. Im Gegenteil: Die Humankategorie „Kind“ verlöre sogar einen Großteil ihres Sinns, wenn man von den in sie einsortierten Menschen *nicht* erwarten könnte, abhängig zu sein. Sie gelten als unfertige Menschen, die so lange auf ihre Eltern angewiesen sind, bis sie bestimmte Fähigkeiten erworben haben. Erst wenn sie von ihren Eltern unabhängig geworden sind, sind sie erwachsen. Die Soziologie der Kindheit hat diesen Kern des modernen Verständnisses von Kindheit freigelegt.

Naturalisiert wird jedoch auch die Abhängigkeit *alter* Menschen. Die Natürlichkeit beispielsweise der altersbedingten Makuladegeneration, wegen der Frau Krämer nicht mehr allein auf den Friedhof gehen kann (siehe 2.2), macht ihre Abhängigkeit nicht zu etwas Gutem. Sie erzeugt keine

Wertschätzung, sondern höchstens Hinnahme. Der Prozess des Älterwerdens, der bei Kindern Wachstum und Entwicklung heißt, ändert irgendwo in der Lebensmitte die ‚Richtung‘ und wird zum Verfall. Älterwerden ist daher bei Kindern tendenziell etwas Gutes und bei alten Menschen etwas Schlechtes. Das bedeutet auch, dass die positive Konnotation des Natürlichen im Kontext der kindlichen Entwicklung mehr auf einer opportunistischen ‚Interessenkongruenz‘ beruht als auf einem Eigenwert des Natürlichen. Man springt auf den Zug auf und fährt ein Stück mit, solange er in die gewünschte Richtung fährt.⁹² Die Einordnung in den Lebenslauf würde ohnehin nur erklären, warum *alte* Menschen ihre Abhängigkeit negativ bewerten und warum *Erwachsene* die Abhängigkeit von Kindern unproblematisch finden. Die unter 2-jährigen Kinder, die Gegenstand dieser Studie sind, wissen nämlich nicht, dass sie sich einmal ohne Eltern oder Erzieher:innen fortbewegen werden. Ebenso wenig deutet darauf hin, dass sie sich daran erinnern, wie sie erfolglos versucht haben, zu krabbeln, und ihre Gehversuche vor diesem Hintergrund als Fortschritt bewerten. Sie bewohnen die Institution des Lebenslaufs zwar, ordnen sich jedoch nicht selbst einer Alterskategorie zu und deuten und steuern ihr Verhalten und Erleben nicht vor diesem Hintergrund.

Da sie nicht wissen, dass sie aus ihrer Angewiesenheit auf ihre Eltern herauswachsen werden, muss Heteromobilität für sie also auch als Dauerzustand, gleichsam ‚rahmenlos‘ erträglich sein. Das lässt nur den Schluss zu, dass es nicht *per se* unangenehm ist, von anderen getragen, gestützt, gehalten, beaufsichtigt und zur Fortbewegung angeregt zu werden, oder sich an anderen Menschen oder Dingen abzustützen und festzuhalten. Heteromobilität ist also für die Kinder selbst nicht etwas Schlechtes, das durch den Rahmen des Alter(n)s aufgewertet wird – also dadurch, dass sie noch jung sind und erst noch automobil werden.

Erst durch das Wissen um die Erwartungen der anderen an einen selbst wird Heteromobilität zum Problem. Sehr junge Kinder wissen nicht, dass von Menschen erwartet wird, sich selbst fortzubewegen, und benötigen daher für ihren Eigengebrauch auch die „Semantik“ des Kindes (Luhmann 1991b) nicht, die solche Erwartungen wiederum dosiert, indem sie bestimmten Menschen ein „Moratorium“ (Zinnecker 2000) einräumt. Kinder haben kein schlechtes Gewissen, anderen zur Last zu fallen, da sie deren Beteiligung an ihrer Fortbewegung für selbstverständlich halten.

92 Die körperliche Defizienz alter Menschen ist genauso natürlich wie die der Kinder. Normal ist sie zwar für ihr Alter, also für die Kategorie Mensch, der sie angehören, aber nicht für sie, für ihr Leben, ihre individuelle Person.

Insofern sie diese also nicht im Horizont ihrer möglichen nachteiligen Abwesenheit betrachten, erleben sie sich im Sinne des in Kapitel 5 erarbeiteten Abhängigkeitsbegriffs gar nicht erst als abhängig. Genau so wenig sind sie aus ihrer Perspektive selbständig – sie operieren schlicht nicht mit dieser Unterscheidung. Alten Menschen nutzt die Erwartungsreduktion, die die Humandifferenz Alter zur Verfügung stellt, ebenfalls nur bedingt, allerdings aus anderen Gründen. Sie können sie nicht annehmen, da ihre Persönlichkeitsstruktur (6.3) ihnen im Weg steht und ihnen entsprechende Beziehungen (6.2) fehlen.

6.2 Soziale Beziehungen als Sorgereservoirs

Die Asymmetrie der Bewertungen der Abhängigkeit bei Kindern und älteren Menschen erscheint bislang als Effekt unterschiedlicher Wissensbestände. Die unterschiedlichen Erwartungen an Kinder und Erwachsene liegen jedoch nicht nur in der Form von Wissen vor. Sie sind auch eingelassen in soziale Beziehungen. Kinder haben Eltern, alte Menschen nicht. Ältere Menschen haben oft niemanden, der für sie einkauft und kocht, sie zu Ärzt:innen, ins Badezimmer oder ins Bett bringt, der also ihre Fortbewegung durch seine ersetzt oder sie bei ihrer unterstützt. Ihre sogenannten Angehörigen (meist erwachsene Kinder oder auch Ehepartnerinnen) können diese Lücke kaum füllen. Diejenigen Formen von Heteromobilität, die die aktive Partizipation anderer Menschen erfordern, finden bei alten Menschen – unabhängig vom tatsächlichen Bedarf – insgesamt seltener statt als bei Kindern. Selbst wenn Heteromobilität stattfindet, hat sie vor dem Hintergrund ihrer Seltenheit einen anderen Charakter als in der Kindheit: Die aktive Partizipation anderer Menschen ist ein ‚knappes Gut‘, das die ‚Anbietenden‘ in eine Machtposition gegenüber den von ihnen Abhängigen bringt. Wenn Helfende unersetzlich sind, bildet die Möglichkeit, Hilfe vorzuenthalten, eine Drohkulisse (vgl. Luhmann 2003: 26, 36). Diese muss nicht unbedingt gezielt eingesetzt werden, um zu wirken. Es genügt, wenn sie im Hintergrund herumsteht und die Abhängigen sie wahrnehmen. Doch die Helfenden sind auch für sich selbst gewissermaßen knapp. Auch sie befinden sich in einer Situation des Mangels, da sie ihre Zeit beispielsweise zwischen Arbeit, Kindern, Freizeit und der Sorge für ihre alten Eltern aufteilen müssen. Kinder dagegen haben Eltern. Die Institution der Elternschaft rückt Kinder in eine beinahe lückenlose Kopräsenz möglicher Helfender. Soziale Beziehungen bilden ein Reservoir, aus dem Praktiken

(der Heteromobilität) ihre Partizipanden rekrutieren können. Elternschaft ist also neben anderem auch eine soziale Einrichtung zur Personenbeförderung. Aufgrund dieser Verfügbarkeit von Hilfe wird Heteromobilität bei Kindern seltener *überhaupt* als Abhängigkeit sichtbar (siehe Kapitel 5). Dass Kinder sich nicht als abhängig erleben, liegt also nicht nur – wie oben erläutert – daran, dass sie nicht *wissen*, dass ihre Eltern auch *nicht* da sein könnten, sondern auch daran, dass dies objektiv unwahrscheinlich ist. Diese Unwahrscheinlichkeit wirkt auf ihr Wissen zurück: Sie wissen es nicht nur deshalb nicht, weil ihnen möglicherweise die kognitiven Kapazitäten dazu fehlen, sich die Abwesenheit ihrer Eltern vorzustellen, sondern auch, weil sie kaum Gelegenheit haben, die Abwesenheit ihrer Eltern zu *erfahren*. Die Eltern-Kind-Beziehung ist einzigartig, weil eine:r der Beteiligten erst *in* der Beziehung entsteht. Daher beschreibt Sloterdijk – wenn auch mit Blick auf Ernährung statt Fortbewegung – die Mutter aus der Kinderperspektive als

ein[em] Milieu, das es offensichtlich von Urzeiten her gibt und das anscheinend keine andere Bestimmung kennt als die, unter allen Umständen die Bedürfnisse des Eindringlings zu erfüllen. Die ontologische Ironie des mütterlichen Milieus besteht darin, daß kein Fötus, kein Säugling, kein kleines Kind, ja überhaupt kein Menschenwesen im voraus wissen kann, daß die Welt nur so lange den Charakter eines magisch disponiblen Milieus zeigt, wie sie als bewohnbare, kannibalisierbare, aufrufbare Mutter zur Verfügung steht. (1998: 535)

Dass diese kindliche ‚Anspruchshaltung‘ ihren objektiven sozialen Anker in der Eltern-Kind-Beziehung findet, erklärt auch, warum die Abhängigkeit der Kinder nicht nur von ihnen selbst nicht erlebt, sondern auch aus der Perspektive Erwachsener – unter anderem: ihrer Eltern – selten thematisiert wird: Dass Eltern für ihre Kinder da sind, gilt als selbstverständlich. Auch sie selbst stellen sich als „disponibles Milieu“ ihrer Kinder kaum in Frage. Das Kind einfach liegen, fallen oder im Extremfall sterben zu lassen ist undenkbar. Kinder sind unserer Gesellschaft heilig, auch wenn man ihnen weniger Respekt als vielmehr Schutz schuldet (siehe 2.1). Wenn die Abhängigkeit *doch* thematisiert wird, wird sie in der Regel nicht als *problematische* Abhängigkeit erlebt, da die Abwesenheit von As Partizipation eben eine Möglichkeit bleibt, während sie bei älteren Menschen oft Wirklichkeit wird. Dass Kinder sich nicht alleine fortbewegen *könnten*, wenn ihnen niemand helfen würde, ist nicht so schlimm, weil sie es nicht *müssen*, da ihnen jemand hilft. Die luxuriöse ‚Personalausstattung‘ von Praktiken

der Heteromobilität in der Kindheit entschärft einige weitere Probleme, die normalerweise mit einem Abhängigkeitsverhältnis verbunden sind. Die Omnipräsenz der Eltern kleiner Kinder erspart den beiden Beteiligten einigen Koordinationsaufwand und minimiert die Gelegenheiten, bei denen B etwas nicht tun oder haben kann, weil A nicht verfügbar ist. Auch das Machtpotenzial des Abhängigkeitsverhältnisses ist geringer, weil Eltern affektiv und normativ an ihre Kinder gebunden sind und in diesem Sinne auch von *ihnen* abhängen (siehe 7.2). Sie können ihren Kindern kaum *nicht* helfen, ohne die Zuneigung eines geliebten Menschen zu verspielen sowie massive moralische Verurteilungen und Selbstvorwürfe und sogar juristische Sanktionen befürchten zu müssen. Drohungen wie „Dann gehe ich eben ohne dich!“ sind daher typischerweise Bluffs. Die Macht der Eltern wird also nicht nur dadurch beschränkt, dass sehr junge Kinder als ‚präsentistische‘ Lebewesen weitgehend ununterwerfbar sind, weil sie die an sie gestellten Erwartungen und die „Vermeidungsalternative“ (Luhmann 2003: 22ff.) – also mögliche negative Sanktionen im Enttäuschungsfall – nicht kognitiv repräsentieren können, sondern auch, weil ihren Eltern diese Alternative gar nicht offensteht.

Bevor ich die Frage nach den unterschiedlichen Bewertungen von Abhängigkeit in Kindheit und Alter weiterverfolge, schiebe ich einen Exkurs zu der Frage ein, *warum* Kinder in derart eigentümliche Beziehungen eingebunden sind und alte Menschen nicht: Warum haben alte Menschen eigentlich keine Eltern? Die Antwort liegt auf den ersten Blick auf der Hand: Bis Menschen alt sind, sind ihre Eltern schlicht bereits gestorben oder zumindest nicht mehr in der Lage, für sie zu sorgen.⁹³ Doch dann fragt sich, weshalb keine neue, der Eltern-Kind-Beziehung ähnliche Sozialbeziehung entsteht. Eine historische Erklärung lautet: Früher oblag die Sorge für alte Menschen häufig ihren (Schwieger-)Töchtern. Im Zuge der zunehmenden Emanzipation und Erwerbstätigkeit von Frauen ist dieses Sorgereservoir zum Teil trockengefallen.⁹⁴ Das lässt jedoch die Frage offen, weshalb Frauen (und sogar Männer!) nach wie vor häufig freiwillig

93 Selbst wenn die ursprünglichen Eltern nicht aufgrund ihres eigenen Alters ausfielen, könnte man sie nicht mehr für Praktiken der Heteromobilität heranziehen. Schon von Eltern eines: einer Dreißigjährigen, der: die nach einem Unfall querschnittsgelähmt ist, würde man nicht mehr selbstverständlich erwarten, ihn: sie zu pflegen.

94 Tatsächlich wurden 2021 nach wie vor 63% der Pflegebedürftigen überwiegend von Angehörigen gepflegt (Destatis 2024b). Ich gehe allerdings davon aus, dass diese Pflegearrangements keineswegs als unproblematisch erlebt werden – gerade im Vergleich zur ‚Kinderpflege‘.

Kinder bekommen und versorgen, niemand sich jedoch alte Menschen zulegt. Zwar ist es unmöglich, alte Menschen so zu „kriegen“, wie man Kinder kriegt (Heimerl/Hofmann 2016). Den anderen aus dem eigenen Körper heraus entstehen zu lassen ist ein ziemlich einzigartiger Modus der Beziehungsanbahnung (vgl. Hirschauer et al. 2014). Das Haupthindernis dabei ist, dass wir das Alter eines Menschen festlegen, indem wir ab seiner Geburt von 0 aufwärts zählen. Man kann also nicht alt geboren werden, beziehungsweise müsste man die Humandifferenz Alter radikal umbauen, um das zu ermöglichen. Es müssten andere Modi der Beziehungsbildung ersonnen werden. Eine Adoption erwachsener Menschen ist rechtlich unter gewissen Umständen bereits möglich. Es bräuchte nur noch ein lebensweltliches Äquivalent zu diesem Verfahren – etwa eine rituelle *Wiedergeburt* als Kind eines Erwachsenen mittleren Alters. Die Institution des Lebenslaufs könnte sich dahingehend wandeln, dass es völlig normal wird, etwa mit 80 Jahren oder bei Bewilligung eines Pflegegrades wieder „Kind“ im relationalen Sinne der gleichnamigen Position in einem Beziehungsgefüge zu werden. Ältere Menschen wieder in Beziehungen einzubetten, die der Eltern-Kind-Beziehung ähneln, wäre aus dieser Perspektive also unter einigen sozialtechnologischen Verrenkungen sehr wohl möglich. Warum sich Kinder trotzdem eher in engen Sorgebeziehungen wiederfinden als ältere Menschen, ist also tatsächlich erklärungsbedürftig. Die Antwort berührt den Aspekt der Humandifferenzen (siehe 6.1) und den der Persönlichkeitsstruktur der Versorgten, den ich in 6.3 vertiefen werde. Es fehlt zum einen an der Motivation der potenziellen Sorgenden und zum anderen an der Bereitschaft älterer Menschen zu einer solchen Beziehung. Die beiden Faktoren wechselwirken. Wir lieben an Kindern, dass sie nicht erwachsen sind, d.h. kaum Erwartungen an sich und andere haben. Das macht sie „offen“, „direkt“, „spontan“, „unbeschwert“, „begeisterungsfähig“ und „bedingungslos liebend“. Für eine enge Beziehung zu solchen Wesen nehmen viele Erwachsene in Kauf, sie versorgen zu müssen. Die Persönlichkeitsstruktur von sehr jungen Kindern macht ihre Pflege außerdem einfacher als die Pflege alter Menschen. Man muss nicht auf ihr „Gesicht“ (Goffman 1955) Rücksicht nehmen und sich nicht mit ihrer Scham belasten. Mehr noch: Sie zu versorgen ist eine Gelegenheit, mit ihnen Zeit zu verbringen und von ihnen gebraucht zu werden – Sorge ist *beziehungsstiftend*. In dieser Hinsicht macht also gerade ihre Abhängigkeit Kinder für Erwachsene attraktiv. Die polaren Positionen der beiden Humankategorien Kind und alter Mensch im Lebenslauf (siehe 6.1) rahmen auch soziale Beziehungen zu den in sie Einsortierten, insofern sie sie mit unterschiedlichen Zukünften ausstatten.

Sie lassen uns wissen, dass ein Kind zu bekommen und zu versorgen eine Investition in eine lebenslange Beziehung ist, die sich zwar heutzutage nicht mehr ökonomisch rentiert, aber „emotional unbezahlbar“ (Zelizer 1981) ist. Eine Beziehung zu einem pflegebedürftigen alten Menschen hat dagegen ein naheliegendes Verfallsdatum. Man weiß, dass man den anderen in absehbarer Zeit verlieren, ihm beim Sterben zusehen und dabei mitleiden wird. Dazu kommt, dass ein älterer Mensch „Territorien des Selbst“ (Goffman 1971) und ein Gesicht zu verlieren hat (siehe 6.3). Es beschämt ihn, beispielsweise von jemandem den Intimbereich gewaschen zu bekommen, zu dem:der er eine enge Beziehung unterhält (Angehörige). Daher sind derart enge Sorgebeziehungen für ihn selbst problematisch, was ihn wiederum zu einem relativ undankbaren Objekt der Fürsorge macht.⁹⁵

Ich kehre zurück zur Ausgangsfrage nach den unterschiedlichen Bewertungen von Abhängigkeit. Selbst *wenn* alte Menschen Eltern hätten, die ihnen bei der Fortbewegung helfen würden, wären nicht alle Probleme der Abhängigkeit gelöst. Hilfe ist ambivalent: Es ist zwar vorteilhaft, sie zu bekommen, aber schlecht, sie zu brauchen (Lambrix 2022). Denn sie ist ein soziales Verhältnis (siehe Kapitel 7), in der eine:r gibt, ohne zu nehmen, und der:die andere nimmt, ohne zu geben. Der:die Empfänger:in fällt dem:der Geber:in also zur Last. Er:sie schadet jemand anderem und im Gegenzug nimmt sein eigener sozialer Wert Schaden. Zwar wird diese Inanspruchnahme anderer legitimiert durch die Bedürftigkeit des:der Empfänger:in: Wer bedürftig ist, darf einseitig von anderen nehmen, ohne moralisch schlecht zu sein. Doch erscheint er:sie dafür als schwach. So oder so: Wer sich helfen lässt, riskiert einen Verlust an Achtung – und sei es nur Selbstachtung. Deshalb erleben viele ältere Menschen ihre Angewiesenheit auf Hilfe selbst dann als Problem, wenn Hilfe verfügbar ist.

Eine Lösung für dieses Problem wäre, nicht nur an der ‚Personalschraube‘ zu drehen, sondern den Charakter der Beziehung und der an ihr beteiligten Rollen zu variieren. Heteromobilität muss nicht als Hilfe, sondern kann auch beispielsweise als Tausch organisiert werden. Nominell

95 Allerdings ergibt eine Umfrage (Nier 2019), dass 58% der über 55-Jährigen im Pflegefall „am liebsten von Angehörigen oder anderen vertrauten Personen betreut werden“ würden. Ich vermute, dass sich die meisten Befragten unter „Betreuung“ keine derart intensive Betreuung vorstellen, wie Kinder sie von ihren Eltern bekommen. Tatsächlich gibt es aber nach wie vor bei vielen älteren Menschen eine Präferenz für das traditionelle Modell der familiären Pflege.

ist professionelle Altenpflege eine solche Tausch.⁹⁶ Pflegekräfte bieten eine Dienstleistung an, die unter anderem darin besteht, an der Fortbewegung ihrer Kunden – die aber bezeichnenderweise oft „Patient:innen“ oder „(Heim-)Bewohner:innen“ genannt werden – zu partizipieren, und erhalten als Gegenleistung ihren Lohn. Allerdings können sich die wenigsten *Pflegebedürftigen* – auch diese Wortwahl ist bezeichnend – professionelle Altenpflege aus eigener Tasche leisten. Sie wird über Sozialversicherungsleistungen finanziert, und diese werden für gewöhnlich als Hilfeleistungen der Solidargemeinschaft gerahmt, der man dann wiederum zur Last fällt. Außerdem können sich die *Pflegebedürftigen* ihre Pflegenden wegen des Pflegenotstands nicht souverän am Markt aussuchen, sondern *Pflegedienste* suchen sich umgekehrt häufig ihre Kund:innen aus. Sind Pflegenden einmal angelernt, darf man es sich nicht mit ihnen verscherzen, denn sie sind aufgrund der Marktlage nur schwer zu ersetzen. Je weniger Personal vorhanden ist, desto mehr wird aus dem Tausch unter der Hand eine milde Gabe.

Doch selbst im unwahrscheinlichen Fall, dass Heteromobilität als Tausch gestaltet ist, kann sie immer noch als Hilfe *gerahmt* werden. Selbst wenn B sich A aus einer Fülle von professionellen Anbietern aussucht und selbst bezahlt, kann dessen Partizipation an seiner Fortbewegung als Hilfe und damit als Anlass für einen Achtungsverlust erlebt werden. Bestimmte Praktiken der Heteromobilität – auf jemanden gestütztes Laufen, im Rollstuhl geschoben werden, getragen werden – rufen kognitive Assoziationen mit Hilfe hervor und laden zu entsprechender Hilfekommunikation ein, etwa zu „rituellen Ausgleichshandlungen“ (Goffman 1955: 219f.) wie *Dank*, auch wenn sie *sozial* anders organisiert sind. Dabei sind nicht alle Verteilungen der Agency der Heteromobilität „rituell“ (ibid.) gleichermaßen heikel. Als Daumenregel kann gelten: je aktiver die Dienstleistenden und je passiver die Kund:innen, desto schlechter lässt sich ihr Verhältnis als eines der Gleichwertigkeit rahmen.

Gerade *weil* Heteromobilität in der Kindheit als Hilfe organisiert wird, lässt sie sich im Alter nicht einfach als Dienstleistung organisieren, ohne dass die Konnotation der Hilfe weiterschwingt. Bestimmte Praktiken hat die Gesellschaft sozusagen kulturell verschlissen, dadurch dass sie

96 Auch das „Arbeitgebermodell“ in der persönlichen Assistenz für Menschen mit Behinderung ist ein Versuch, (unter anderem) Heteromobilität aus dem Rahmen der Hilfe herauszuholen (vgl. Behrens/Zimmermann 2006: 167) und das Statusgefälle sogar umzudrehen.

sie im Kontext der Kindheit einsetzt. Dabei vermischen sich die Konnotationen von Hilfe und Kindheit. Bestimmte Praktiken sind nicht nur wegen ihrer Hilfe-Konnotation heikel, sondern allein schon wegen ihrer Kindheits-Konnotation. Gewisse Sprachverbote bezeugen das durch den Versuch, es zu verdrängen. So dürfen Bewohner:innen von Pflegeheimen nicht „gefüttert“ werden, bekommen kein „Lätzchen“ und auf gar keinen Fall „Windeln“. Sich wie ein Kind zu verhalten oder so behandelt zu werden heißt unter anderem, Hilfe zu brauchen oder diese aufgenötigt zu bekommen. Davon abgesehen zieht auch das professionelle Selbstverständnis „helfender Berufe“ die Heteromobilität immer wieder in den Rahmen der Hilfe. Peter Fuchs beobachtet ein ähnliches Phänomen im Fall der Sozialen Arbeit: Dort werde eine „(im Prinzip technisch-professionelle) Funktion mit der Vorstellung des ‚Helfens‘ [verbunden], durch die ältere semantische Bestände in Vorformen dieses Systems (so etwa *misericordia* und *caritas*) weiter mitgeführt werden, so als sei es notwendig, die Restitution der Chance zur Inklusion als eine Art höherwertige Tätigkeit zu begreifen [...] – in kaum verhaltenem, sich selbst zelebrierendem [...] Heroismus“ (2004: 20; vgl. Luhmann 1991).⁹⁷

Doch selbst in einem – auch „semantisch“ – gesäuberten Tauschverhältnis wäre Abhängigkeit für alte Menschen problematisch. Gerade eine ständige Verfügbarkeit von A wirft Probleme auf, insofern sie mit der ständigen Kopräsenz einer anderen Person einhergeht. Diese verletzt, wie oben (im „Exkurs“) bereits angedeutet, schon an sich die „territorialen Ansprüche“ (Goffman 1971) erwachsener Personen (unseres Kulturkreises), da sie ein Netz von wechselseitiger Wahrnehmung und Wahrnehmungswahrnehmung aufspannt, das permanente Imagepflege erforderlich macht und gleichzeitig „Informationskontrolle“ (Goffman 1959: 154) erschwert. Spätestens, wenn man sich dabei assistieren lässt, auf die Toilette zu gehen oder sich umzuziehen, ist die Intimsphäre dahin. Nicht zuletzt deswegen wird stationäre Altenpflege manchmal als „totale Institution“ (Goffman 1961: 354) bezeichnet.⁹⁸ Sie kann – von beiden Seiten – als Einschränkung der Privatsphäre erlebt werden. In der Beziehung zwischen Kindern und Eltern

97 Fuchs übersieht dabei m.E. die ökonomische Geringschätzung dieser Tätigkeiten, die den Hintergrund bildet, vor dem sich die moralische Selbstaufwerfung erst als Kompensation verstehen lässt. Würden Sozialarbeiter:innen und Altenpfleger:innen gut bezahlt, bräuchten sie nicht auch noch das moralisch Gute für sich zu reklamieren.

98 Legt man einen weiten Institutionenbegriff an – verstetigte wechselseitige Verhaltenserwartungen (Berger/Luckmann 1969) statt Organisationen –, stellt sich die Frage, weshalb die Eltern-Kind-Beziehung nicht ebenfalls als „totale Institution“ empfunden wird.

wird dieses rituelle Problem gelöst durch eine Lizenz zur wechselseitigen Unpersonenbehandlung (vgl. Goffman 1966: 63). Goffman veranschaulicht eine solche am Fall von Büronachbar:innen, die sich nur in die eigene Arbeit versenken können, wenn sie die Anwesenheit des:der jeweils anderen ausblenden. Verglichen mit Eltern-Kind-Interaktionen ist das noch eine sehr *höfliche* Nichtbeachtung. Kinder erbrechen und sabbern auf ihre Eltern, pinkeln sie an, beißen sie, lutschen an ihnen, ziehen sie an den Haaren, kratzen und treten sie, schlafen in ihrer Gegenwart ein, schreien und starren sie an – ganz zu schweigen von ihrer maximal penetranten Eigenart, sich monatelang *im* Körper eines Elternteils aufzuhalten (vgl. Hirschauer et al. 2014: 278). Im Gegenzug übergehen Eltern häufig die Ansprüche ihrer Kinder auf Aufmerksamkeit und unterhalten sich in ihrer Gegenwart mit Dritten – auch *über* sie –, sie gehen vor ihnen auf die Toilette, entscheiden über ihre Köpfe hinweg, riechen an ihrem Schritt, berühren ihre Genitalien, stecken ihnen Dinge in den Mund, tragen sie ungefragt weg, halten sie fest, sperren sie ein, binden sie fest (bspw. mit Gurten im Kinderwagen) und beobachten sie ganz ungeniert.

6.3 Persönlichkeitsstrukturen und Abhängigkeiten

Die Eltern-Kind-Beziehung entschärft Abhängigkeit also rituell, weil beide Seiten auf ihre territorialen Ansprüche aneinander weitgehend verzichten. Es lässt sich jedoch keine Beziehung finden, in der die körperliche Abhängigkeit *alter* Menschen in jeder Hinsicht unproblematisch wäre, und zwar weil alte Menschen nicht das geeignete ‚Material‘ zu einer solchen Beziehung abgeben. Das liegt daran, dass Erwachsene, darunter alte Menschen, eine andere psychische Disposition bzw. *Persönlichkeitsstruktur* haben als sehr junge Kinder. Letztere haben kein Selbstbewusstsein in dem Sinne, dass sie über sich selbst nachdenken. Nach gegenwärtigem empirischem Kenntnisstand (Nungesser 2016: 256) ist diese Fähigkeit nicht angeboren, sondern entsteht im Prozess der „Selbstbildung“ (Joas 1999: 10) in den ersten Lebensjahren eines Menschen.⁹⁹ Er erwirbt sie, insofern er im Umgang mit anderen Menschen lernt, deren Perspektive auf sich selbst einzunehmen (Mead 1925). Das Selbstbewusstsein ist der Abdruck, den

99 Ich nehme hier Befunde aus Entwicklungs-, Sozial- und vergleichender Psychologie ernst, behandle sie also nicht wie an anderen Stellen als Gegenstand, sondern als Ressource meiner Erklärung der unterschiedlichen Bewertungen von Abhängigkeit in Kindheit und Alter.

kumulierte Interaktionen in der Psyche von Menschen hinterlassen.¹⁰⁰ Hat man einmal ein Selbst ausgebildet, reflektiert man zwar nicht unentwegt, kann sich aber mitunter nur schwer davon abhalten, es zu tun. Man fällt sich immer wieder ins Auge oder wird von anderen auf sich selbst gestoßen. Den Inhalt der Form des Selbst bildet das Selbstverständnis oder *Selbstbild*. Es ist oft gemeint, wenn von „(Ich-)Identität“ gesprochen wird. Dabei geht die Differenz der Einheit voraus, d.h. das Selbst der Identität: Man kann sich nur als jemand „identifizieren“, wenn man sich zum Objekt des eigenen Denkens macht (Mead 1925: 268), sich also von sich selbst distanziert. Wenn das Selbst ein imaginierendes Schauen durch die Augen anderer ist, ist das Selbstbild das, was man dabei erblickt. Selbstbilder sind nicht *zwangsläufig* träge. Sie sind prinzipiell veränderlich und relativ: Je nach Tätigkeit, Stimmung, Situation und Gegenüber erleben wir uns als jemand anderen. Wir *hängen* vor allem dann an einem Selbstbild, wenn es aus „anerkannten Eigenschaften“ besteht (Goffman 1955: 213), wenn es also bestimmten *Werten* genügt. Während ich generell Luhmanns Skepsis bezüglich der psychischen Stabilität von Werten teile (1995: 121), scheint es doch immer wieder zu geschehen, dass Personen sich an Werte binden, oder vielleicht treffender: dass Werte Personen binden (Joas 1999). Jemand hält es etwa für erstrebenswert, stark und unabhängig zu sein, und geht deshalb nicht mit dem Rollator aus dem Haus, obwohl es sicherer wäre und das gesamte soziale Umfeld dazu drängt. Aber auch in den eigenen vier Wänden möchte man sich vielleicht selbst mit jedem „freien“ Gang in die Küche beweisen, dass man so gebrechlich noch nicht ist. Das heißt auch, dass die Bewertung durch konkrete Andere in solchen Momenten in ihrer Relevanz für die Person gegenüber derjenigen durch „generalisierte Andere“ (Mead 1925: 272) zurücktritt. Der Wert muss natürlich nicht als bewusste Überzeugung vorliegen und nicht kommunikativ artikuliert werden. Man *schämt* sich einfach, so gesehen zu werden, ohne vielleicht so recht zu wissen, warum.

Diese Persönlichkeitsstruktur, die in Meads pragmatistischer Argumentation zweckmäßig ist für die Integration der Einzelaktivitäten mehrerer Lebewesen in eine gemeinsame Aktivität – und letztlich für eine funktional differenzierte Gesellschaft (Mead 1925: 262ff.) –, erweist sich besonders

100 Allerdings gibt es zumindest Infrastrukturen dieses Prozesses, die nicht aus einer kontingenten Interaktionsgeschichte entstehen, sondern höchstens evolutionär kontingent sind (siehe z.B. Meads Verweis auf die „Großhirnrinde“). Schließlich kann man mit Exemplaren mancher anderer Tierarten so lange interagieren wie man will – sie entwickeln trotzdem kein Selbst.

für die physische Handhabung von Menschen durch Menschen als hinderlich. Es wäre praktisch, wenn alte Menschen ihr Selbst oder zumindest bestimmte Selbstbilder und Werte – salopp formuliert – an der Pforte des Altenheims wieder abgeben könnten. Obwohl ihnen eine Humankategorie zur Verfügung steht, die ihre Abhängigkeit normalisiert, naturalisiert, legitimiert und depersonalisiert, und selbst wenn man sie in Beziehungen platzierte, die viele der praktischen Nachteile der Abhängigkeit abfedern würden, wären sie dafür rituell zu sperrig, weil sie eine bestimmte Persönlichkeitsstruktur haben, die eine Zeit lang zweckmäßig war und jetzt nicht mehr einfach loszuwerden ist.

Man könnte die Persönlichkeitsstruktur von Menschen also als eine relativ träge „Sinnschicht“ (Hirschauer 2014: 187f.; Hirschauer/Nübling 2021) der Humandifferenzierung fassen. Sie ist jedoch mehr als nur ein Sediment, das vom Strom der Praxis des Unterscheidens zwischen Menschensorten angeschwemmt wird, wie der Begriff der Sinnschicht suggeriert. Ganz gleich, ob wir neugeborene Menschen ‚wie Kinder‘ behandeln oder nicht, die Entstehung ihres Selbstbewusstseins braucht Zeit. In dieser Hinsicht sind die psychischen Differenzen zwischen Babys und älteren Menschen also ein externer *Anlass* der Humandifferenzierung. Um im Bild zu bleiben: Ein Flussbett bildet sich in einem *Substrat*, aus dem jedes Sediment einmal durch Erosion abgetragen wurde. Das schließt nicht aus, dass die kulturelle Unterscheidung beispielsweise zwischen Kindern und Erwachsenen auf die Persönlichkeitsstrukturen der so kategorisierten Menschen zurückwirkt, möglicherweise unter anderem dadurch, dass sie uns dazu bringt, mit Kindern auf eine Art und Weise umzugehen, die das Entstehen von Selbstbewusstsein begünstigt oder bremst – allerdings in einem begrenzten Ausmaß.

Im Gegensatz zur Persönlichkeitsstruktur erwachsener Menschen erweist sich die von sehr jungen Kindern als äußert praktisch für Praktiken der Sorge. Weil sie kein Selbstbewusstsein haben, haben diese Kinder kein Selbstbild und auch kein „Gesicht“, also kein „in Termini sozial anerkannter Eigenschaften umschriebenes Selbstbild“ (Goffman 1971: 10), das sie verlieren könnten und das sie oder andere daher schützen müssten. Sie verhalten sich zu sich selbst nicht als zu einem Objekt, und daher auch

nicht als zu einem „heiligen Objekt“ (Goffman 1955: 225).¹⁰¹ Nicht nur müssen Erwachsene ihnen keine Territorien des Selbst (Goffman 1971) einräumen, sondern kleine Kinder missachten umgekehrt auch die Grenzen ihrer Interaktionspartner:innen, weil sie sich nicht in sie hineinversetzen können. Eltern erwarten daher von ihrem Kind „kognitiv“ (Luhmann 1991d: 436ff.) bestimmte Verhaltensweisen, aber nicht, dass es sein Verhalten an diesen Erwartungen orientiert. Die „Person“ eines sehr jungen Kindes in Luhmanns Sinne einer „individuell attribuierten Einschränkung von Verhaltensmöglichkeiten“ (1991a: 170) ist gewissermaßen innen hohl. Es findet keine strukturelle Kopplung von psychischen und sozialen Systemen (Luhmann 1991a: 174) statt. Ihre „Co-evolution“ (Luhmann 1991a: 174) läuft erst an. Dies würden wir in Sozialbeziehungen zu konkreten Kindern schnell lernen, wenn die Humankategorie des Kindes (siehe 6.1.) uns nicht ohnehin vorab über die Persönlichkeitsstruktur von Kindern informieren würde und damit darüber, dass Erwartungserwartungen zunächst vergeblich sind. Man muss daher kindliche Grenzüberschreitungen nicht wie die von Erwachsenen ahnden, um seine Selbstachtung zu wahren und seine Ehre wiederherzustellen. Man fühlt sich aber auch gar nicht erst gekränkt, weil man weiß, dass sie es nicht besser wissen und deshalb nichts dafür können. Ihre Selbstlosigkeit und Amoralität haben eine soziale Funktion. Sie sind praktische Erfordernisse der Aufzucht von Nachwuchs inmitten von Tieren, die kollektiv dem „Kult des Individuums“ (Durkheim 1988: 317) verfallen sind.

6.4 Zusammenfassung

Die Antwort auf die Frage, weshalb Abhängigkeiten in Kindheit und Alter unterschiedlich bewertet werden, lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: *Erstens* machen körperliche Unterschiede zwischen Kindern und älteren Erwachsenen Sorgepraktiken in der Kindheit ungleich leichter. Dieser Aspekt ist im empirischen Teil der Studie (siehe Kapitel 2) ausführlich thematisiert worden und wurde hier nicht noch einmal vertieft.

Zweitens stellt unser Wissen über unterschiedliche Sorten von Menschen einen kognitiven *Rahmen* für die Abhängigkeit der in sie Einsortierten

101 Das steht m.E. nicht im Widerspruch zur Sakralisierung des Kindes in der Moderne. Die immense Wertschätzung, die Kindern zukommt, hat eher den Charakter von Zuneigung als den der Achtung. Sie genießen Schutz und Fürsorge statt Respekt, wie beispielsweise die Abschaffung der Kinderarbeit (Zelizer 1981: 1037ff.) zeigt.

zur Verfügung. Im Falle der Humankategorien „Kind“ und „alter Mensch“ normalisiert, naturalisiert und legitimiert dieser Rahmen Abhängigkeit. Er nimmt die Personen aus der Verantwortung – sie sind abhängig von anderen, *weil sie Kinder sind* bzw. *weil sie alt sind*. Die beiden Humankategorien unterscheiden sich allerdings auch voneinander und treiben die Bewertung der Abhängigkeit damit in unterschiedliche Richtungen. Die Altersdifferenz positioniert Kinder und Alte unterschiedlich im Lebenslauf. Während die Perspektive auf Verselbständigung Abhängigkeit in der Kindheit zusätzlich entschärft, problematisiert die Perspektive auf weiteren Verfall und Lebensende sie im Alter.

Kinder und ältere Menschen weisen *drittens* unterschiedliche Beziehungsmuster auf. Kinder haben Eltern, Alte nicht. Beziehungen können als Sorgereservoirs fungieren, die vor allem die eher handlungspraktischen Aspekte der Abhängigkeit entschärfen. Je mehr Personal für Praktiken der Heteromobilität zur Verfügung steht, desto selbstbestimmter und spontaner bleiben abhängige Menschen und desto eher lassen sich ihre Bedürfnisse erfüllen. Die rituellen Aspekte der Abhängigkeit bleiben grundsätzlich auch bei komfortabler ‚Personalausstattung‘ problematisch, weil Hilfe anzunehmen trotzdem mit einem Verlust an (Selbst-)Achtung verbunden ist und es in derart engen Beziehungen eng für die „Territorien des Selbst“ (Goffman 1971) wird.

Sehr junge Kinder haben dieses Problem jedoch nicht, weil sie *viertens* eine andere Persönlichkeitsstruktur als ältere Kinder und Erwachsene, darunter alte Menschen haben. Sie haben kein Selbstbewusstsein. Selbst wenn sie es hätten, hätten sie nicht das Bild von sich selbst als jemandem, der alleine zurechtkommt, und wäre dieses Selbstbild nicht derart positiv besetzt, weil sie den Wert der Selbständigkeit nicht verinnerlicht haben. Da sie also kein Gesicht haben, haben sie auch keine Territorien des Selbst.

7. Die praktischen und sozialen Verhältnisse der Heteromobilität

Kapitel 2-4 haben beschrieben, wie Heteromobilität praktisch organisiert ist. Dabei habe ich Formen von Heteromobilität unterschieden nach den jeweiligen Verteilungen der Aktivität auf die Beteiligten:

- A (aktiv) bewegt B (passiv) fort
- A (aktiv) und B (aktiv) tun etwas, damit B sich fortbewegt
- A (passiv) wird von B (aktiv) dazu benutzt (oder regt ihn dazu an), sich fortzubewegen

Kapitel 5 und Kapitel 6 haben ergründet, weshalb bestimmte Fortbewegungsweisen als Ausdruck von Abhängigkeit wahrgenommen werden, andere dagegen als Ausdruck von Autonomie, und weshalb Abhängigkeiten in der Kindheit stärker als Problem erlebt werden als im Alter. Dabei habe ich argumentiert, dass Heteromobilität nur als Ausdruck von Abhängigkeit gelten kann, wenn sie ein Fall von Hilfe ist. Als Kriterium dafür habe ich zunächst angesetzt, dass As Partizipation *gut* für B ist.

Kapitel 7 wird sich nun eingehender damit beschäftigen, unter welchen Bedingungen Heteromobilität Hilfe ist. Es geht damit über den Gegenstand der Fortbewegung hinaus und fragt systematisch, Fälle von welchen allgemeineren sozialen Phänomenen Humantransport, Komobilität und das dinggestützte Gehen sind. Zunächst werde ich herausarbeiten, dass jede der drei Formen von Heteromobilität einen Fall eines spezifischen *praktischen Verhältnisses* darstellt. Humantransport ist ein Fall von *Handhabung*, Komobilität ein Fall von *Koaktivität* und das dinggestützte Laufen ein Fall von *passiver Partizipation*.

Das Kapitel skizziert danach die *sozialen* Verhältnisse, die diesen praktischen Verhältnisse entsprechen können. Ein und dasselbe praktische Verhältnis kann unterschiedlichen sozialen Verhältnissen entsprechen, unter anderem solchen, die wir uns für gewöhnlich als Gegensätze vorstellen: Koaktivität kann etwa *Macht* oder *Unterstützung* sein. Ein praktisches Verhältnis ist jedoch nicht für beliebige soziale Verhältnisse anschlussfähig. So impliziert etwa Macht, dass der:die Unterworfenen auf den:die Mächtigen reagiert, also *nicht* passiv bleibt. Die schiere Handhabung eines Menschen durch einen anderen kann also kein Fall von Macht sein. Es gibt offenbar eine lose Kopplung zwischen praktischen und sozialen Verhältnissen. Folgende Tabelle bietet einen vereinfachten Überblick über die Zuordnung

von Formen der Heteromobilität zu praktischen und sozialen Verhältnissen:

Form der Heteromobilität	praktisches Verhältnis	soziales Verhältnis
Humantransport	Handhabung	Fürsorge
		Gewalt
Komobilität	Koaktivität	Unterstützung
		Macht
dinggestütztes Laufen	passive Partizipation	Nützlichkeit?
		passive Macht?

Unter dem Begriff des sozialen Verhältnisses ziehe ich soziologische Begriffe zusammen, für die meines Wissens kein Oberbegriff in Umlauf ist. Simmels „Formen der Wechselwirkung“ wären ein Kandidat dafür. Allerdings hat der Formbegriff bei Simmel unter anderem eine „vitalistische“ Bedeutung (Silver/Brocic 2019: 118, 121), die ich vermeiden möchte. Er bezeichnet die Verfestigung des zwischenmenschlichen Geschehens durch Erwartungsbildung (vgl. Simmel 2013: 502). Wenn ich beispielsweise vom sozialen Verhältnis der Macht spreche, meine ich nicht unbedingt dauerhafte, eingespielte Machtverhältnisse. Auch üben Menschen häufig Macht aus, ohne sich dabei selbst an einer sozialen Institution namens „Macht“ zu orientieren und ihr Verhalten derart zu rahmen. Ich behalte mir also vor, die sozialen Verhältnisse als soziologischer Beobachter von außen zuzuschreiben.

Auch ist der Begriff des sozialen Verhältnisses nicht gleichbedeutend mit dem der sozialen Beziehung. Unter einer sozialen Beziehung verstehe ich ein relativ dauerhaftes Gebilde, das dadurch entsteht, dass A und B interagieren, einander dabei kennenlernen, voneinander erwarten, sich zu kennen, und auch erwarten, in Zukunft erneut in Interaktion zu treten (Goffman 1966: 112). Soziale *Verhältnisse* fasse ich dagegen als mehr oder weniger flüchtige Ereignisse, die auch zwischen Unbekannten stattfinden können.

Der Begriff des praktischen Verhältnisses ist im Vergleich noch abstrakter gebaut. Soziale Verhältnisse sind also Fälle praktischer Verhältnisse. Der Begriff abstrahiert das Verhältnis der beteiligten Entitäten im Hinblick auf die Differenz von Aktivität und Passivität und sieht dabei ab von der Verteilung von Nutzen und Schaden sowie von der Frage, ob Dissens oder Konsens herrscht, und auch davon, wie positiv oder negativ getönt die

Beteiligten das Geschehen erleben. Ein funktional äquivalenter Begriff ist meines Wissens bislang nicht etabliert.

Ein Beispiel zur Klärung der Begriffsverhältnisse: Ein konkretes Geschehen (A trägt B) kann ein Fall des *sozialen Verhältnisses* „Fürsorge“ sein (A tut etwas für B), das ein Fall des *praktischen Verhältnisses* „Handhabung“ ist (A macht etwas mit B). Fürsorge kann in einer bestimmten *sozialen Beziehung* stattfinden, die erwartbar macht, dass sie stattfindet, z.B. in einer Eltern-Kind-Beziehung. Diese Beziehung ist dann bis zu einem gewissen Grad eine Sorge-Beziehung. Damit ist allerdings noch nicht gesagt, dass alle Beteiligten oder Dritte das Geschehen auch als Fürsorge *rahmen*. Mit dem Begriff des Rahmens bezeichne ich angelehnt an Goffman (1986) weitgehend austauschbare kognitive Interpretationsschemata.

Die Gliederung des Kapitels folgt der Einteilung in die drei Formen von Heteromobilität. Ich behandle zuerst den Humantransport (7.1), dann die Komobilität (7.2) und anschließend das dinggestützte Laufen (7.3). Eine Zusammenfassung schließt das Kapitel ab (7.4). Dabei arbeite ich in jedem Unterkapitel zunächst heraus, als welches praktische Verhältnis sich die jeweilige Form von Heteromobilität fassen lässt, bevor ich eruiere, welchen sozialen Verhältnissen dieses praktische Verhältnis zugrunde liegen könnte. Ich diskutiere auch, inwiefern diese sozialen Verhältnisse in Praktiken der Heteromobilität bzw. in Sorgebeziehungen in Kindheit und Alter vorkommen.

7.1 Humantransport als Handhabung, Fürsorge und Gewalt

Wir haben die Praktiken des menschenbetriebenen Humantransports in Kapitel 2 kennengelernt. Es geht um Fälle, in denen A B trägt oder schiebt. Abstrahiert man vom Gegenstand der Fortbewegung, ergibt sich ein praktisches Verhältnis, das ich *Handhabung*¹⁰² nenne: A macht etwas mit B. Die Aktivität konzentriert sich auf A, B ist passives Objekt von As Tätigkeit. Andere Fälle von Handhabung wären: jemanden waschen, festhalten, umarmen, umdrehen, massieren, schlagen oder streicheln. Es ist

102 Denkbar wäre auch der Begriff der Manipulation in seinem wörtlichen Sinne, wie ihn etwa Mead gebraucht. Er trägt allerdings die störende Konnotation der Täuschung. Ein Nachteil beider Begriffe ist, dass sie eine händische Einwirkung von A auf B suggerieren. Auf meine Fälle trifft das zu, prinzipiell können Menschen aber auch etwas mit anderen Menschen machen, indem sie sie etwa treten, blenden oder anschreien. Der Begriff der „Einwirkung“ wäre allgemein genug, klingt mir allerdings zu physikalisch.

wichtig, festzuhalten, dass Humantransport *empirisch* betrachtet auch ein Fall von *Koaktivität* (7.2) sein kann. Dies ist dann der Fall, wenn beide Beteiligten aktiv zusammenwirken, um einen von beiden fortzubewegen. Beispielsweise wird das Tragen häufig koordiniert und damit *erleichtert* durch sinnhafte Wechselwirkung. In Kapitel 2.1 haben wir gesehen, wie der Getragene über seine Körperhaltung und seine Bewegungen aktiv aushandelt, wie er gehalten wird. Der Getragene kann das Getragenwerden außerdem initiieren, indem er sich dem Tragenden entgegenreckt oder in die Arme wirft, und er kann es unterminieren, indem er sich „schwer macht“. Weiterhin ist Humantransport ein möglicher *Anlass* für Koaktivität. Wenn Menschen andere Menschen körperlich handhaben, reagieren diese in der Regel darauf, sodass sich sinnhafte Wechselwirkung, Interaktion oder sogar Kommunikation daraus entwickelt (siehe 3.6). Ich fokussiere allerdings *begrifflich* den Fall einer asymmetrischen, auf A zentrierten Verteilung der Aktivität. Er stellt die Spezifik der Praxis des Humantransports scharf: Sie setzt Bs Aktivität nicht zwingend voraus und verlangt dafür A ein hohes Aktivitätsniveau ab. Das hat – wie wir gesehen haben – Konsequenzen für die Symbolik der Praxis, für die „Imagepflege“ (Goffman 1955) der involvierten Personen und für ihre Selektivität bezüglich bestimmter Humankategorien und Körper.

Eines der sozialen Verhältnisse, die an dieses einseitige praktische Verhältnis andocken können, nenne ich *Fürsorge*. Das heißt zunächst, dass A *für* B etwas mit ihm macht, d.h. in seinem Sinne, zu seinen Gunsten, in seinem Auftrag. Das Machen ist also ein Geben. Fürsorge betrachte ich als einen Fall von *Hilfe*, also als ein asymmetrisches solidarisches Verhältnis, in dem eine:r gibt, ohne zu nehmen, und der:die andere nimmt, ohne zu geben. Voraussetzung ist außerdem immer die Feststellung eines Defizits. Wenn beispielsweise als Fürsorge gedeutet wird, dass jemand jemanden trägt, impliziert dies, dass der Getragene nicht etwa nicht selber laufen *will*, sondern dass er nicht selber laufen *kann* – oder es ihm jedenfalls besonders schwerfällt. Andernfalls wäre das Tragen weniger „Solidarität“ als vielmehr eine Art *Gefallen* oder Geschenk. Wenn Handhabung Fürsorge ist, erscheint die Untätigkeit des Gehandhabten also als Unfähigkeit. Dem einen fehlt etwas, das der andere ihm geben kann. Mehr als andere Fälle von Hilfe, also andere asymmetrische solidarische Verhältnisse, impliziert Fürsorge, dass der:de Helfende den:die Hilfeempfänger:in als Agens *ersetzt*. A unterstützt B nicht bei etwas, sondern übernimmt es für ihn. Im Feld der Altenpflege wird daher auch oft ein Gegensatz zwischen bevormundender Fürsorge und selbstbestimmter Assistenz (oder auch „aktivierender Pflege“)

konstruiert. Eine Besonderheit der (Fort)Bewegung ist nun, dass sie auf eine ganz unkognitive, praktische Weise reflexiv ist: Man bewegt *sich* fort, ist Subjekt und Objekt der Bewegung.¹⁰³ Die ‚praktische Grammatik‘ dieser Tätigkeiten hat Konsequenzen für ihre zwischenmenschliche Delegation: Man kann sie nicht für jemanden übernehmen, ohne etwas mit ihm zu machen. In dem engen Sinne, in dem ich das Wort gebrauche, bedeutet Fürsorge im Fall der Fortbewegung also Handhabung. In Kapitel 2.1 haben wir gesehen, dass vor allem das Tragen im Feld als Fürsorge verstanden wird, und zwar nicht nur, insofern A dabei für B dessen mangelnde Automobilität kompensiert, sondern auch, weil er das auf eine Art und Weise tut, die B As Anwesenheit wahrnehmen lässt, und weil die spezifische Besetzung der praktischen Rolle „B“, der Säugling, diese Anwesenheit will und braucht.

Ein anderes soziales Verhältnis, das ein Fall von Handhabung ist, ist Gewalt. Das Alltagswissen und die neuere Gewaltsoziologie im Anschluss an Popitz (2004: 48) verstehen Gewalt größtenteils als absichtliche körperliche Verletzung (Inhetveen 2005: 32). Letztere sei, so Popitz, zumindest bei Betroffenen immer „mit starken Emotionen verbunden“ (2004: 45). Die Beschädigung oder Zerstörung von Körpern gilt der Soziologie der Gewalt also nicht als rein physisches Phänomen. Da Menschen Körper *sind*, erfahren sie deren Verletzung leidvoll als Schmerz (Sofsky 1996: 11). Über den Körper trifft Gewalt die Person (Popitz 2004: 45). Sofsky formuliert: „In der physischen Zerstörung liegt die Substanz aller Gewalt. Aber das ist nicht alles. Der Körper ist nicht ein Teil des Menschen, sondern dessen konstitutionelles Zentrum. Daher trifft die Verletzung zugleich Seele und Geist, das Selbst und die soziale Existenzweise“ (Sofsky 1996: 66).

Betrachtet man jedoch körperliche Verletzung als „Substanz“ der Gewalt, hätte das unter anderem zur Folge, dass sich viele Fälle dessen, was wir momentan „sexualisierte Gewalt“ nennen, soziologisch nicht als Gewalt fassen ließen. Um dem Rechnung zu tragen, kann man den Begriff der Verletzung öffnen und etwa auch „Verletzungen der leiblichen Integrität“ (Inhetveen 2005: 32) darunter fassen. So verursacht es beispielsweise keinen physischen Schaden, jemanden gegen seinen/ihren Willen an intimen Stellen des Körpers zu berühren. Das Leid liegt vielmehr in der Kränkung

103 Diese praktische Selbstbezüglichkeit (man macht etwas mit sich selbst) teilt die Fortbewegung mit vielen anderen körperlichen Tätigkeiten (sich waschen, sich die Fingernägel schneiden), deren manueller Charakter die Reflexivität allerdings augenfällig macht: Der Körper biegt sich dabei ganz wörtlich auf sich selbst zurück. Im Fall der Fortbewegung bleibt die Selbstbezüglichkeit normalerweise latent.

und Beschämung, als die das Opfer die Verletzung seines persönlichen Territoriums erlebt (Goffman 1971). Mit Blick auf Lebewesen, die sich selbst (noch) nicht aus der Perspektive anderer betrachten und also keine Scham kennen, scheint mir aber auch diese Öffnung noch zu eng. Sehr junge Menschen haben zwar kein Selbst, aber affektive Bezüge zu bestimmten Orten, Menschen, Dingen und Tätigkeiten. Sie erleben Bewegungen, Haltungen oder Lagen des eigenen Körpers als angenehm oder unangenehm, auch abgesehen von schmerzhaften Verletzungen. Sie haben einen Willen, wollen etwa hin zu oder weg von etwas oder jemandem. In diese Welt- und Körperbezüge können andere auf eine Art und Weise eingreifen, die erhebliches Leid verursacht. Ich sehe keinen guten Grund dafür, im Bruch mit dem alltäglichen Sprachgebrauch Babys oder auch nicht-menschliche Tiere aus dem Kreis der potenziellen Gewaltopfer auszuschließen. Implizit tut dies Gesa Lindemann. Gewalt reagiere immer auf die Enttäuschung normativer Erwartungen und stelle deren Geltung symbolisch dar (Lindemann 2015: 504; kritisch dazu: Wolters 2022: 149). Der:die Täter:in identifiziere das Opfer als jemanden, der:die normative Erwartungen verletzen kann (ibid.: 501). Vor dem Hintergrund ihres Interesses für soziale Ordnung setzt Lindemann Gewalt offenbar mit Strafe gleich. Sie postuliert daher: „Nur gegen Akteure mit einem moralischen Status kann Gewalt angewendet werden“ (Lindemann/Barth 2020: 272). Unter solchen „sozialen Personen“ bzw. „sozialen Akteuren“ versteht sie anknüpfend an Weber, Habermas und Luhmann „Wesen, die wechselseitig ihre Erwartungen erwarten“ (Lindemann 2015: 502), die in meinem stärker an Mead orientierten Vokabular also die Perspektive anderer auf sich selbst übernehmen.¹⁰⁴ Sie unterscheidet an dieser Stelle erstaunlich dualistisch zwischen sozialen Personen auf der einen Seite und Entitäten wie beispielsweise Bäumen und Autos auf der anderen Seite (ibid.: 501).

104 Ob Erwartungserwartungen vorliegen, sollte aber nicht von dem:der soziologischen Beobachter:in entschieden werden, sondern kläre sich in der Interaktion zwischen zwei Entitäten und deren Validierung durch „Dritte“ (Lindemann 2015: 502). Reflexiv gewendet gibt Gewalt also Auskunft über den Personenstatus bzw. erzeugt Personen: Wenn in einer triadischen Kommunikation eine „leibliche Interaktion“ (ibid.: 504) als Gewalt gedeutet wird, zeige das den Akteurs- bzw. Personenstatus des Opfers an (Lindemann/Barth 2020: 272ff.). Das hieße in letzter Konsequenz: Damit beispielsweise das heftige Schütteln eines schreienden Babys „Gewalt“ heißen kann, müsste es mit der Zuschreibung von Erwartungserwartungen an das Baby verbunden sein. Lindemanns „reflexiver“ Gewaltbegriff enthält so starke „formale“ Annahmen (Barth et al. 2021), dass er m.E. empirisch unbrauchbar wird – zumindest für den Fall der Kinder.

Dagegen will ich Gewalt für die Zwecke dieser Arbeit verstehen als absichtliche, leidvoll erfahrene Einwirkung auf Körper. Das Leid kann dabei durch eine schmerzhafteste körperliche Verletzung und/oder eine Demütigung entstehen, kann aber auch auf andere Arten und Weisen zugefügt werden. Dann lassen sich nicht erst Schläge, sondern bereits das Wegtragen von Kindern durch ihre Eltern als Gewalt fassen. Gerade wenn das Kind reagiert, indem es *weint*, ist offensichtlich, dass es daran leidet, weggetragen zu werden. Das *Ausmaß* des Schadens ist selbstverständlich deutlich kleiner als beispielsweise bei einer Vergewaltigung. Es bietet sich daher an, zwischen kleiner und großer, sanfter und harter, legitimer und illegitimer Gewalt zu unterscheiden. Für die Legitimation von Gewalt gegen Kinder ist typisch, dass ein kleines gegenwärtiges Leid gegen einen großen zukünftigen Schaden abgewogen wird.

Wie Fürsorge ist Gewalt nur *ein* Fall eines bestimmten Typs von sozialen Verhältnissen, den ich „antagonistisch“ nenne. Anders als andere Formen antagonistischer sozialer Verhältnisse setzt Gewalt keine aktive Partizipation von B am Geschehen voraus. Unter anderem deshalb konzipiert Luhmann anders als Popitz und von Trotha (1997: 3) Gewalt in *Abgrenzung* zur Macht. Während Macht mit Luhmann sinngemäß darin besteht, andere handeln zu machen, besteht das praktische Verhältnis der Gewalt darin, etwas *mit* anderen zu machen, spezifischer: ihnen etwas anzutun. Luhmann formuliert daher, dass Macht durch aktuelle Ausübung von Gewalt, „durch Anstoßen der Körper, annulliert wird“ (Luhmann 2003: 60).¹⁰⁵

Wie in der Fürsorge macht A also etwas mit B, doch er tut das nicht *für* ihn, sondern *gegen* ihn. Wenn Handhabung Gewalt ist, fehlt B häufig nicht die *Fähigkeit*, das selbst zu tun, was A mit ihm macht, sondern der *Wille* dazu. Letzterer zeigt sich häufig darin, dass der Gehandhabte sich der Handhabung widersetzt. Ein Beispiel dafür ist, dass ein:e Pfleger:in eine:n Heimbewohner:in im Rollstuhl vom Zimmer in den Speisesaal schiebt, obwohl diese:r immer wieder versucht, das zu verhindern, indem er:sie sich an Gegenständen festhält; ein anderes, dass Eltern ihre Kinder vom Spielplatz wegtragen, wenn es Zeit ist, nach Hause zu gehen, während diese sich winden, schreien und strampeln. Die Praktiken des Humantransports – Tragen und Schieben – kompensieren also nicht unbedingt Bs Immobilität, sondern halten mitunter auch seine unerwünschte Automobilität in Schach.

Gewalt findet nicht selten unter dem Deckmantel der Fürsorge statt. Hilfe im Allgemeinen ist das Vorzeichen, unter dem Heteromobilität in

105 Siehe zum Machtbegriff Kapitel 7.2.

Kindheit und Alter steht. Die Unterstellung ist also, dass A zugunsten von B an dessen Fortbewegung partizipiert. Das liegt zunächst an der Motivlage, die sich zum Beispiel vom Viehtrieb oder -transport als einem anderen Fall von Heteromobilität unterscheidet. Sicherlich ist es gut für die Tiere, auf die Weide gebracht zu werden. Womöglich schmeckt das Gras auf der Bergweide würziger. Doch die ganze Unternehmung findet letztlich nicht *für* sie statt. Ihr letzter Weg wird der Transport zum Schlachthof sein. Welches *Eigeninteresse* sollte jemand dagegen daran haben, an der Fortbewegung von Kindern oder älteren Menschen mitzuwirken? Im Gegensatz zu Tieren kann man sie nicht essen oder verkaufen. Man lässt sie auch nicht für sich arbeiten wie Sklav:innen. Die Generalunterstellung ist, dass Eltern ihre Kinder lieben und für sie sorgen. Heteromobilität mit älteren Menschen findet in der Regel im Kontext der Pflege statt. Auch hier handelt es sich um Sozialbeziehungen, die eingerichtet wurden, um B zu helfen. Doch auch in Sozialbeziehungen, die um das soziale Verhältnis der Fürsorge herum entstanden sind, kann Gewalt stattfinden. Vielleicht kann man sogar sagen: Wegen des praktischen Verhältnisses, das sie mit ihr teilt, kippt *gerade* Fürsorge leicht in Gewalt.¹⁰⁶ In solchen Fällen kann trotzdem der *Rahmen* der Fürsorge naheliegen. Es gibt die Tendenz, alles, was Eltern mit ihren Kindern machen, als Fürsorge zu deuten.

Umgekehrt kann es jedoch auch sein, dass in der kritischen Absicht, die Dominanz elterlicher (Hilfe-)Deutungen zu brechen, ein praktisches Geschehen (etwa ein Kind an einer „Kinder-Leine“ zu führen) von Dritten als „Gewalt“ gerahmt wird, das sich für die Beteiligten als Hilfe darstellt.¹⁰⁷ Unter dem Meeresspiegel und zwischen den beiden Eisbergspitzen Gewalt und Fürsorge liegt außerdem ein ganzes Eisgebirgsmassiv an *weder* antagonistischer *noch* solidarischer Handhabung. Eltern nehmen beispielsweise ihre Kinder dorthin mit, wo sie selbst hinmüssen oder wollen. Heteromobilität dient hier also nicht dazu, Bs Bedürfnisse zu erfüllen, stößt aber auch nicht zwangsläufig auf dessen Widerstand. Handhabung ist häufig lediglich Transport eines menschlichen Gepäckstücks.

106 Aber nicht nur das praktische Verhältnis, sondern auch die soziale Beziehung der Sorge birgt gewisse Gewaltpotenziale. Pflegende wissen etwa aufgrund ihrer Rolle oft besser als die Gepflegten, was gut für diese ist, und haben sich daran gewöhnt, deren Willensäußerungen wenig Beachtung zu schenken. Zudem bietet die Sorge-Beziehung häufig keinen Raum für die Bedürfnisse der Pflegenden, sondern verlangt von ihnen, sich aufzuopfern – bis sie irgendwann gewaltsam explodieren.

107 Natürlich sind auch Perspektivendifferenzen zwischen den an der Praxis Beteiligten möglich.

Zumindest im Umgang mit Kindern ist diese Handhabung aus zwei Gründen alltäglich. Erstens erzeugen Kinder einen *Bedarf* für ihre Handhabung. Man kann sie kaum allein lassen und muss doch wohin. Sie können sich motorisch zu Beginn nicht selbst fortbewegen und selbst wenn sie es können, interessieren sie sich wenig für die Anliegen anderer Leute, sind also oft unkooperativ. Sie lassen sich nur schwer zu etwas zwingen oder drängen und erst ab einem gewissen Alter mit der Aussicht auf Belohnungen locken, also generell nicht leicht zu etwas bringen (siehe 7.2), da man ihnen Abwesendes und Zukünftiges kaum nahelegen kann. Es liegt also nah, etwas mit ihnen zu machen, statt sie dazu zu bringen es selbst zu tun. Wenn Kinder nicht schon klein wären, müsste man sie schrumpfen. Sie wären ansonsten unzumutbar. Das bringt mich zum zweiten Aspekt: Sehr junge Kinder *eignen* sich besonders gut dazu, gehandhabt zu werden, weil ihre Körper handlich sind: Sie sind klein, leicht und schwach. Sie sind aber auch „rituell“ handlich. Da sie kognitiv kein Verhältnis zu sich selbst haben, erwarten sie auch von anderen nicht, sie wie „heilige Objekte“ (Goffman 1955) zu behandeln (siehe Kapitel 6.3). Viel öfter als das bei erwachsenen Objekten der Handhabung zu erwarten wäre, verhalten Kinder sich daher indifferent dazu, gehandhabt zu werden. Weder freuen noch beklagen sie sich.

Einerseits ist also Gewalt gegen Kinder – wenn man den Begriff nicht für körperliche Verletzungen reserviert – alltäglicher als Gewalt gegen Erwachsene, andererseits ist sie auffällig selten dafür, wie häufig Kinder auf eine Art und Weise behandelt werden, die bei Erwachsenen als Gewalt erlebt und gerahmt *würde*. Letzteres ist der submarine Teil des Eisbergs der physischen Handhabung. Dabei meint „Alltäglichkeit“ nicht nur Häufigkeiten, sondern auch eine Mischung aus Legitimität und Normalität. Das heißt: Obwohl Gewalt gegen Kinder moralisch besonders verworfen wird, weil Kinder als unschuldige und wehrlose Menschen gelten, die man lieben und schützen soll, ist Gewalt gegen Kinder in einem weiten Sinne *legitimer* als Gewalt gegen Erwachsene. Das Paradox lässt sich auflösen, indem man zwischen Arten von Gewalt differenziert: Man darf Kinder nicht schlagen, aber man darf sie gegen ihren Willen wegtragen. Ihren Willen darf man brechen, ihre Knochen nicht, weil sie zwar als unschuldige und wehrlose, aber auch als *wilde* Wesen gelten. Ihre Körper sind schwach, klein und zerbrechlich, was sie verletzlich macht. Sie müssen gerade deshalb mit umso größerer Sorgfalt und Rücksicht behandelt werden. Im Gegensatz zu ihren handhabbaren Körpern ist ihr *Verhalten* jedoch *disruptiv* für die Praktiken

der Erwachsenen. Man könnte es sich gar nicht leisten, ihren Willen in dem Maße zu respektieren, in dem man ihre Körper schützt.

7.2 Komobilität als Koaktivität, Unterstützung und Macht

Kapitel 3 hat sich mit einer Auswahl aus den vielfältigen Praktiken der Komobilität beschäftigt: A hält bzw. stützt, sichert, begrenzt oder beaufsichtigt B bei seiner Fortbewegung oder veranlasst ihn dazu sich, fortzubewegen. Unterschieden habe ich dabei zwischen der physischen und der sinnhaften Partizipation von A an Bs Fortbewegung (Kapitel 3.6). Innerhalb der sinnhaften Partizipation habe ich Grade der Verdichtung von sinnhaften Reaktionen aufgefächert. Auf dem so entstandenen Kontinuum ließ sich neben Reaktionen und Kommunikation auch Interaktion einordnen. Diese ist also nur eine – relativ voraussetzungsvolle – Form von sinnhafter Wechselwirkung und letztere nur ein Mechanismus der aktiven Partizipation von A an Bs Fortbewegung.

Wir sind dadurch nun in der Lage, vom Gegenstand der Fortbewegung zu abstrahieren, also das *praktische Verhältnis* näher zu bestimmen, das der Komobilität zugrunde liegt, ohne dabei in eine bestimmte begriffliche Falle zu tappen. Die Aktivität ist hier nämlich symmetrischer verteilt als im Fall der Handhabung (7.1). Beide Partizipanden sind aktiv, und die Aktivität des einen trägt zur Aktivität des anderen bei. Es läge daher soziologisch nahe, das Phänomen als Interaktion zu konzipieren. Doch dieser Begriff führt das Phänomen eng. Ich verwende für das praktische Verhältnis der Komobilität daher den weiteren Begriff der *Koaktivität*.¹⁰⁸

Andere Fälle von Koaktivität neben Komobilität sind beispielsweise: zusammen ein Zelt aufbauen, Schach spielen, Gespräche, Sex und Boxkämpfe. Angesichts dieser Beispiele stellt sich die Frage, ob der gängigere Begriff der Interaktion nicht doch ausreichen würde. In der Tat setzen ausgedehnte gemeinsame Aktivitäten *beinahe* unausweichlich Interaktion in Gang, da sie wechselseitige (genauer: reflexive) Wahrnehmbarkeit erzeugen. Koaktivität bringt Menschen in Seh-, Hör- und Reichweite. Es gibt jedoch Fälle von Koaktivität ohne Interaktion. Wie wir in Kapitel 3.5.1 gesehen haben, ist es gerade im Umgang mit sehr jungen Kindern oft uneindeutig, ob sie ein Verhalten überhaupt als *auf sie gerichtet* verstehen. Meines Erachtens

108 Ich handhabe den Begriff der Aktivität exklusiver als Hirschauer, der etwa den Beitrag des Fußballs zum Fußballspielen als (niedrigstufige) Aktivität fasst (2016: 51f.). Umgekehrt fasse ich also auch nicht jedes menschliche Tun als Koaktivität.

liegt in diesem Fall sinnhafte Wechselwirkung unterhalb der Schwelle der Interaktion vor.

Erneut kann das praktische Verhältnis der Koaktivität unterschiedlichen sozialen Verhältnissen zugrunde liegen. Kooperation, Tausch und Kampf etwa sind Fälle von Koaktivität. In dieser Studie fokussiere ich jedoch *asymmetrischere* soziale Verhältnisse, die sich wieder in solidarische und antagonistische Verhältnisse unterteilen lassen. Das solidarische Verhältnis nenne ich „Unterstützung“. Im Gegensatz zur Fürsorge, der solidarischen Handhabung, tut im Fall der solidarischen Koaktivität A nicht an Bs Stelle etwas für ihn, sondern unterstützt ihn dabei, es zu tun. Wegen der größeren Handlungsanteile von B wird das soziale Verhältnis der Unterstützung im Gegensatz zu dem der Fürsorge oft genutzt, um *Befähigung* praktisch zu organisieren. Von A unterstützt (etwa: abgesichert) kann B sich in einer Tätigkeit üben, die er allein nicht zustande bringen würde. Häufig ist es einfacher und sicherer, B zu transportieren, und erst wegen des Mehrwerts der Befähigung lohnt Koaktivität. So werden Bewohner:innen von Pflegeheimen häufig im Rollstuhl geschoben, weil dies das Sturzrisiko minimiert und die Geschwindigkeit dabei nicht von der Gehgeschwindigkeit der Gepflegten abhängt, sondern die Pflegenden das Tempo bestimmen können. Diese Praxis wird im Namen einer „aktivierenden Pflege“ kritisiert, weil sie noch vorhandene Fähigkeiten verkümmern lässt.

Die Fürsprechenden der Kinder sind in dieser Hinsicht noch kritischer als die der pflegebedürftigen älteren Menschen. Nicht nur Fürsorge steht bei den pädagogisch geschulten Erzieher:innen in der Kritik, sondern auch die auf den ersten Blick unverdächtige Unterstützung. Sie gilt als didaktisch und gesundheitlich schädlich und nehme dem Kind Erfolgserlebnisse, die für seine Persönlichkeitsbildung wichtig seien (siehe Kapitel 3.1). Nach Möglichkeit sollen die Eltern ganz auf Partizipation an der kindlichen Fortbewegung verzichten, das Kind also beispielsweise selbst krabbeln lassen. In Bezug auf die „Bewegungsentwicklung“ gilt koaktive Heteromobilität (Komobilität) ihnen also eher als *Befähigungsverhinderung*. Wenn As Beitrag zu Bs Tätigkeit keine Gabe ist, weil er ihm mehr schadet, als zu nutzen, verliert sie ihren Charakter als Unterstützung. Natürlich kann es divergierende Perspektiven auf ein und dieselbe Praxis mit ein und demselben praktischen Verhältnis (Koaktivität) geben – auch bei den Partizipanden selbst. Sie kann den einen als Unterstützung gelten, den anderen als Behinderung. Heteromobilität ist in der Kindheit in *dieser* Hinsicht kontroverser als im Alter, weil bei Kindern ein Prozess der Befähigung erwartbar ist, den man durch Eingriffe behindern könnte. Kinder haben Zukunft und vor diesem

Hintergrund ist Heteromobilität eine *Übung*, oder kann jedenfalls, wie fast alles, das Kinder tun oder ihnen passiert, im Hinblick darauf beobachtet werden, wie es sich darauf auswirkt, was sie einmal werden. Natürlich kann bei allen Menschen thematisiert werden, was das, was gerade passiert, mit ihnen macht. Der Zukunftsbezug ist bei Kindern jedoch gesteigert. Die „Subjektivierungs“-Perspektive ist bei Kindern gewissermaßen entgrenzt durch das – kulturell geteilte – Wissen um die lange Dauer der noch zu verlebenden Zeit und ihre „Plastizität“.¹⁰⁹ Auch wenn man aktuell keinen Effekt wahrnimmt, kann jedes noch so kleine Detail alles Mögliche auslösen. Man kann im Namen der Zukunft eines Kindes daher auch für beinahe alles Mögliche argumentieren.

Während antagonistische Handhabung Gewalt ist, ist antagonistische Koaktivität Macht: A macht nicht etwas mit B, sondern macht ihn etwas machen, das er nicht tun will. Ich lehne mich dabei an Luhmanns Macht-Definition an: Entscheidend ist die „Vermeidungsalternative“ (2003: 22f.), die „negative Sanktion“ (Parsons 1963b): A stellt etwas in Aussicht, das B vermeiden möchte. Im Fall der Drohung „Dann gehe ich eben ohne dich!“, die Eltern manchmal anwenden, wenn ihre Kinder nicht mit ihnen mitkommen wollen, ist dies das Verlassenwerden. Ein anderer Fall ist, dass Eltern ihre Kinder an deren Hand hinter sich herzerren. Macht tritt hier im Bund mit Gewalt auf. A kann B zunächst an dessen Hand in die Richtung zerren, in die er gehen soll. Ohne Bs Zutun geht es aber nicht weiter. Das Geschehen vollzieht sich gegen seinen Widerstand (der sich z.B. in Ausbruchversuchen aus dem Griff zeigt) und trotzdem mit seiner Mitwirkung (die sich im Weiterlaufen zeigt). Gewalt ist hier also nicht nur die „Goldreserve“ der Macht (Parsons 1963b: 240; vgl. Luhmann 2003: 64), sondern selbst symbolisch (vgl. Luhmann 2003: 53): Sie signalisiert B erstens, was A von ihm will (wo er ihn hinhaben will), und signalisiert zweitens weitere

109 Man kann das „Subjektivierung“ (Alkemeyer 2012) nennen, greift damit aber ziemlich hoch. Mit der soziologischen Aneignung des philosophischen Subjektbegriffs handelt man sich den Akzent auf Selbst-Verhältnisse ein. Erzieher:innen beanspruchen mitunter genau das: dass die Erfahrung des von den Eltern unbeeinflussten Laufenlernens den Kindern erlaubt, sich selbst als wirksame Akteur:innen zu erleben. Empirisch ist das bei sehr jungen Kindern aber schwer dingfest zu machen. Was auch Eltern manchmal als „Stolz“ über eine gelungene Selbst-Fortbewegung interpretieren, lässt sich auch als simple Freude über die Bewegung deuten. Gegen die Beteiligung der Eltern am Laufen der Kinder werden außerdem auch Argumente ins Feld geführt, die schlicht auf Auswirkungen auf die Körper der Kinder abzielen. Was Praktiken mit ihren Partizipanden machen, geht über Selbstbildung hinaus, auch Akteure, Körper und Personen bilden und verändern sich in Praktiken.

Gewalt bzw. anderweitige unangenehme Konsequenzen im Falle einer Weigerung: Hinzufallen, sich über den Boden schleifen zu lassen¹¹⁰ oder die Zuneigung einer geliebten Person zu verlieren. Es handelt sich in dem Beispiel schon um einen Grenzfall von Macht. Wenn A körperlich dazu in der Lage ist und dazu übergeht, B hinter sich her zu *schleifen*, wird aus Macht Gewalt. „Die Wahlmöglichkeiten des Gezwungenen werden auf Null reduziert“ zum Preis der „Substitution eigenen Handelns für unerreichbares Handeln anderer“ (Luhmann 2003: 9).¹¹¹ Eine kontraintuitive Erkenntnis ist also, dass *nicht* das solidarische Verhältnis der Unterstützung, sondern das antagonistische Verhältnis der Macht zwangsläufig *sinnhafte* Koaktivität ist – obwohl Unterstützung *empirisch* betrachtet auch meistens sinnhafte Partizipation involviert.

Anders als diese Beispiele suggerieren, zeigen meine Daten, dass Macht in der Komobilität mit Kindern eher selten vorkommt. Das mag zunächst verwundern. Auf den ersten Blick haben Eltern außergewöhnlich ergiebige Machtquellen: Sie sind ihren Kindern körperlich haushoch überlegen und können damit drohen. Außerdem sind ihre Kinder in vielen Hinsichten von ihnen abhängig: Eltern geben Kindern ein Dach über dem Kopf, stellen Essen auf den Tisch, und ohne elterliche Zuneigung geht es den Kindern schlecht. Ihre fehlende sprachliche Artikulationsfähigkeit macht es kleinen Kindern zudem schwer, sich Hilfe zu holen oder sich mit anderen gegen die Machthabenden zu verbünden. Die Schwelle für die Intervention Dritter in die Beziehung zwischen Eltern und Kindern liegt hoch. Man kann das „Herrschaft“ nennen, insofern die Macht der Eltern über ihre Kinder *legitim* ist (Inhetveen 2008: 266f.). Sie ist es aber nicht für die Beherrschten, sondern für die Herrschenden und in den Augen *Dritter*. Die Kinder selbst gehorchen nicht aus „wertrationalen“ Motiven (Weber 1980: 12).

110 Dabei kann A Bs Reflexe ausnutzen, die darauf programmiert sind, einen Sturz zu vermeiden. Es muss also weder eine explizite Drohung ausgesprochen werden, noch muss die Vermeidungsalternative bewusst ‚gedacht‘ werden.

111 Luhmann verwendet hier den Begriff des „Zwanges“. Das ist meines Erachtens inkonsequent. Zwang besteht nicht in der Substitution eigenen Handelns für das Handeln anderer. Man wird dazu gezwungen etwas zu tun, beispielsweise mit einer vorgehaltenen Pistole. Der Zwang reduziert die Wahlmöglichkeiten anders als Gewalt eben nicht auf null. Meines Erachtens sprechen wir dann von „Zwang“, wenn die „Vermeidungsalternative“ unzumutbar ist. Das ist beispielsweise dann der Fall, wenn man eine Pistole auf der Brust hat. Man hat dann nur noch die Option, sich erschießen zu lassen. Ich ordne Zwang also als Extremfall von Macht ein.

In der Ausbalancierung des Machtpotenzials der Eltern mag funktionalistisch betrachtet ein Grund dafür liegen, warum Elternschaft im Laufe der letzten Jahrhunderte moralisiert und emotionalisiert worden ist (Ariès 1975: 98f., 561; Badinter 1981; Rosenbaum 2018), zumal auch die ökonomischen Anreize dafür, sein Kind sorgsam zu behandeln, weggefallen sind (Zelizer 1982). Aus zwei Gründen können die Eltern dem Kind nur in sehr eingeschränktem Ausmaß damit drohen, sich ihm zu entziehen oder ihm Gewalt anzutun. *Erstens* mögen die Eltern für das Kind überlebensnotwendig sein, das Kind ist für die meisten Eltern aber emotional unentbehrlich. Sie können kaum auf das Kind und seine Liebe verzichten. Sie fühlen und leiden daher auch mit dem Kind mit. Sie *wollen* es nicht leiden sehen. Sie sind gewissermaßen durch ihre Gefühle in der Ausübung ihrer Macht behindert. Eltern und Kinder sind *interdependent*, haben eine symbiotische Beziehung. *Zweitens* findet die Legitimität der elterlichen Verfügung über das Kind ihre Grenzen in der moralischen Ächtung der Gewalt und des Verlassens des Kindes. Es kommt hinzu, dass die Eltern zwar im *mechanischen* Sinne (Muskelkraft) körperlich überlegen sind, dem Kind aber ein ebenfalls physisches *und* soziales Machtmittel zur Verfügung steht: das Schreien. Die Schreie eines Kindes können weh tun und Eltern auf Dauer auch psychisch zusammenbrechen lassen. Schreien kann akustische Gewalt sein. Zusätzlich erzeugt es in vielen Fällen ein Publikum. Es überschreitet die Eltern-Kind-Dyade oder -Triade und zieht Außenstehende in die Situation hinein, die zwar wegsehen, aber kaum weghören können (Simmel 2013: 506). Noch bevor vorwurfsvolle Blicke oder gar ausgewachsene Interventionen erfolgen, zwingt diese Aufmerksamkeit Eltern zur Imagepflege. Sie wollen nicht als asoziale Zeitgenossen dastehen, die andere stören, und schon gar nicht als schlechte Eltern. Gerade weil für Dritte kaum zu differenzieren ist, ob der Schrei authentischer Ausdruck eines unerfüllten Bedürfnisses ist oder instrumentelle Machttechnik, sind die Kinder moralisch fein raus. Die unterstellte Selbstunmittelbarkeit und ihr Opferstatus geben

ihnen Macht. In der Eltern-Kind-Beziehung gibt es also reziproke¹¹² Macht (Luhmann 2003: 107ff.), allerdings bei ungleichartigen *Machtmitteln*.¹¹³

Weil Macht also kaum verfügbar ist, greifen die Eltern zu anderen Motivationsmitteln. Gerade im Vergleich zur Komobilität mit Tieren fällt auf, dass bei Kindern negative Sanktionen und ihre Androhung verhältnismäßig selten sind. Es kommen eher Lockmittel statt Druckmittel zum Einsatz – Zuckerbrot statt Peitsche. Hier liegt der Vorteil von Luhmanns und Parsons' Typologie von Interaktions- beziehungsweise Kommunikationsmedien.¹¹⁴ Sie vermeidet eine Inflation des Machtbegriffs (vgl. Parsons 1963b: 232; Luhmann 2003: 120), wie sie beispielsweise Foucault unterläuft, der Macht als „action upon actions“ (1982: 789ff.) definiert. *Zwischen* Antagonismus und Solidarität bietet Koaktivität Raum für soziale Verhältnisse, die sich keinem der beiden Pole zuordnen lassen. Was ich in Kapitel 3.5.2 „Mobilisationstechniken“ genannt habe, lässt sich nun, vom Gegenstand der Fortbewegung abstrahierend, mit Luhmann (2003: 74f.), der hier von Parsons' Terminologie abweicht, als „Einfluss“ konzipieren. Macht ist nur eine Form davon. Eine andere Form ist das Locken mit sich selbst. Beispielsweise geht ein:e Erzieher:in in die Hocke, ruft glockenhell „komm“ und breitet die Arme aus. Das Kind läuft ihr freudestrahlend in die Arme. Weder *unterstützt* A Bs Aktivität in dem Sinne, dass er ihm etwas ermöglicht, das er alleine nicht vermag, noch *erzwingt* er sie, und doch *bringt* er B

112 Bis zu einem gewissen Grad kann man sogar mit Luhmann formulieren, dass die Macht der Kinder „strukturell auf ihrer Stellung als Untergebene“ (2003: 109) – hier besser: Unterlegene – beruht, obwohl Luhmann den Fall von „Machtketten“ in Organisationen im Blick hat.

113 Sloterdijk zeichnet ein harmonischeres Bild von der stimmlichen „Kommunion“ (1998: 526) zwischen Eltern und Kind. Eltern und Kind stehen sich in seiner Darstellung nicht in einer Art Wettrüsten gegenüber, bewaffnet mit unterschiedlichen akustischen, mechanischen, sozialen, moralischen, emotionalen Machtmitteln, sondern sind, wie ich oben selbst andeute, symbiotisch verbunden. Die „Stimme als vokale(r) Nabelschnur“ (Sloterdijk 1998: 399) setzt das „magisch disponible(n) Milieu“ der „bewohnbare(n), kannibalisierbare(n), abrufbare(n) Mutter“ voraus (Sloterdijk 1998: 536). Dieser anti-atomistische Perspektivwechsel ist wertvoll, aber letztlich sind beide Darstellungen überzeichnet. Im Vergleich zu den meisten – aber nicht allen (Hirschauer et al. 2014: 292) – Beziehungen unter Erwachsenen hat gerade die Beziehung zwischen Säuglingen und Eltern in der Tat symbiotische Qualitäten, aber es gibt trotzdem regelmäßig Konfliktsituationen.

114 Der Nachteil ist, dass sie auf Handeln bzw. Kommunikation engführt. Beides sind für mich nur Spezialfälle der Partizipation von A an Bs Tun (siehe oben und in 7.3). Auch Generalisierung und ‚Symbolizität‘ sind empirische Fragen. Vielleicht müsste man statt von symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien von sinnhaften Medien der Partizipation sprechen.

aktiv dazu, etwas zu tun. A gibt B etwas zu wollen. Er macht sich zu einem Ziel, um das zu erreichen B etwas tut. Parsons' (1963a) Unterscheidung zwischen Medien, die auf Bs *Intentionen* einwirken und solchen, die auf Bs Handlungssituation einwirken, lässt sich hier kaum durchhalten.¹¹⁵

Diese Form von Einfluss funktioniert natürlich nur auf der Basis einer bestimmten Beziehung, um die Eltern und Pädagog:innen deshalb auch stets bemüht sind. Auch dieser Beziehung zuliebe, die man pflegen muss und später noch braucht, wäre es unklug, zu viel Gewalt anzuwenden und Macht auszuüben. Nicht jeder Mensch ist für ein Kind ‚anziehend‘. B muss, wie es im Feld heißt, „Bindung“ zu A aufbauen. Laut Entwicklungspsychologie ist das Bedürfnis nach körperlicher Nähe Kindern zwar angeboren, doch es muss genährt werden, sonst äußert es sich irgendwann möglicherweise in einem „vermeidenden“ Bindungsverhalten (Ainsworth et al. 1972). Diese Beziehung, die in manchen Situationen ein *Reservoir* für Einfluss sein kann – sei es als Druckmittel (Entzug) oder als Lockmittel (Belohnung) –, *erspart* es den Eltern in vielen anderen Situationen, (aktiv) Einfluss *auszuüben*. Interaktionsmedien überbrücken eine Situation der (möglichen) Interessendivergenz. Die enge Eltern-Kind-Beziehung sorgt jedoch in vielen Fällen für Interessenkongruenz. Kinder sind einer ständigen unweigerlichen und (mal mehr, mal weniger) unwillkürlichen Abrichtung unterworfen, die sie häufig Wünsche entwickeln lässt, die denen ihrer Eltern entsprechen.¹¹⁶ Umgekehrt machen sich die Eltern häufig die Wünsche der Kinder zu eigen. Das Wohl der Kinder ist im Interesse der Eltern, weil ihr Leid sie betrifft und betroffen macht.

7.3 Dinggestütztes Laufen als passive Partizipation

In Kapitel 4 haben wir betrachtet, wie Kinder und ältere Menschen abgestützt an oder angeregt durch Dinge laufen. Das zugrundeliegende praktische Verhältnis erscheint zunächst als Umkehrung der in Kapitel 7.1 bzw. Kapitel 2 diskutierten *Handhabung*: Nicht A macht etwas mit B, sondern B macht etwas mit A. Das Kind oder der alte Mensch wird nicht gehand-

115 Die Kritik an Parsons' Handlungstheorie trifft also auch seine Medientheorie. Joas hält Parsons vor, „daß Situationen nicht nur das neutrale Betätigungsfeld für außersituativ konzipierte Intentionen sind, sondern schon in unserer Wahrnehmung bestimmte Handlungen hervorzurufen, zu provozieren scheinen“ (1992: 235).

116 So schenken Eltern ihren Kindern etwa unwillkürlich Zuneigung, wenn diese etwas tun, das ihnen gefällt.

habt, sondern handhabt etwas anderes. Konzipierte man das dinggestützte Laufen derart als Handhabung, wechselte man damit jedoch auch die Perspektive. Bisher dominierte in meiner Begriffsbildung die Perspektive von A. Es wäre unklug, diese Praxis nun aufzugeben. Man erläge damit nämlich gleichzeitig einem aktivistischen Bias, der dazu verleitet, das, was geschieht, nach denjenigen Beiträgen zum Geschehen zu benennen, die aus Aktivität bestehen. Stattdessen fokussiere ich weiterhin As Beitrag zu Bs Fortbewegung, der im Fall des dinggestützten Laufens in Passivität besteht. A tut nichts und trägt trotzdem dazu bei, dass B etwas tut. Es gibt zahllose andere Fälle von *passiver Partizipation*. Viele der von Bruno Latour prominent analysierten technischen Artefakte lassen sich hier subsumieren, wurden von ihm aber als „Akteure“ bzw. „Aktanten“ missverstanden. Schwellen, Gurte und Türen partizipieren passiv an menschlichem Verhalten (Latour 1992). Tatsächlich gibt es kaum ein menschliches Tun ohne passive Partizipation von „Nicht-Menschen“ (siehe Kapitel 5.1). Wir laufen auf dem Boden, sitzen auf Stühlen und atmen Luft. Latour machte die Soziologie darauf aufmerksam, dass derlei nichtmenschliche Entitäten am Sozialen beteiligt sind. Seine Akteur-Netzwerk-Theorie verbleibt aber „in einem handlungstheoretischen Rahmen“ (Hirschauer 2016: 52; vgl. 2004: 75). Analog zum Adultozentrismus der Kindheitssoziologie, die nicht müde wird, herauszukehren, was Kinder alles *auch* schon können und tun (vgl. James/Prout 2015: 4, 12f.), hat die Akteur-Netzwerk-Theorie die Nichtmenschen nach einem aktivistischen Modell des Menschen konzipiert. Der Preis dafür, die Dinge in die Gesellschaft zu holen, war offenbar, sie *auch* zu Akteuren zu erklären. Das ist nicht zuletzt insofern unglücklich, als ja auch Menschen nicht immer und nicht aus jeder soziologischen Perspektive primär handeln. Für meinen Gegenstand ist die Unterscheidung zwischen Menschen und Nichtmenschen gar nicht die relevante Differenz, wie ein Blick auf Menschen als physische Dinge zeigt. Die Möbel, an denen Menschen sich festhalten, sind in Bezug auf das Geschehen der Fortbewegung nicht unbedingt passiver als dieselben Menschen, wenn sie im Kinderwagen oder im Rollstuhl umhergeschoben werden und dabei vielleicht sogar ein Nickerchen machen. Umgekehrt eignen sich auch Menschen – bis zu einem gewissen Grad (s. u.) – als passive ‚Geländer‘, an denen man laufen kann.

Wie lässt sich die passive Partizipation näher bestimmen? In Auseinandersetzung mit der Akteur-Netzwerk-Theorie hat Hirschauer vorgeschlagen, die Entitäten (Artefakte, Körper, Personen) zugunsten der Praxis zu dezentrieren, in die sie involviert sind. Dinge, aber auch menschliche

Körper sind in dieser Perspektive nicht selbst Akteure oder Aktanten, sondern „materielle Partizipanden des Tuns“.¹¹⁷ Dieser Perspektive schließe ich mich weitgehend an. Hirschauer unterscheidet zwei Arten und Weisen, wie Dinge menschliches Handeln „präfigurieren und disponieren“ (2016: 52). Ich übersetze sie in die beiden Modi der Partizipation, die ich in Kapitel 3.6 am Fall des praktischen Verhältnisses der Koaktivität, also anhand *menschlicher* Partizipanden entwickelt habe. Zum einen können Dinge laut Hirschauer menschliches Handeln „physisch ermöglichen, erzwingen und inhibieren [...], weil sie den Händen, Füßen und Sinnen spezifische Widerstände, Stützpunkte und Anknüpfungsmöglichkeiten bieten“ (2016: 52). Zum anderen „legen sie ein Handeln nahe, weil ihnen wie unserem Verhalten [...] kommunikative Zeichen eingebaut sind, zu was sie taugen“ (Hirschauer 2016: 52). Während ich den ersten Modus der *physischen passiven Partizipation* übernehme, modifiziere ich den zweiten Modus der *sinnhaften passiven Partizipation* in zwei Hinsichten. *Erstens* müssen kommunikative Zeichen den Dingen nicht „eingebaut“ sein, damit diese sinnhaft partizipieren können. Die Metapher des Bauens ist irreführend. Wie Hirschauer selbst für den Fall der visuellen „Zeichenhaftigkeit“ *menschlichen Tuns* konstatiert, beruht diese auf einer Zuschreibung durch die Rezipienten. „Abgegebene“ (Goffman 1959: 2) sind eigentlich „aufgelesene“ Zeichen. Wenn das schon für die „Zeichenhaftigkeit“ menschlichen Tuns gilt, gilt es für die des dinglichen Soseins erst recht. Die Konstruktion von Artefakten ist nur *ein* möglicher „Ort der Sinnstiftung“ (Hirschauer 2004: 74). *Zweitens* müssen den Dingen keine *kommunikativen* Zeichen eingebaut sein. Ich setze den Kommunikationsbegriff höher an, um den Interaktionsbegriff für weniger reflexiv „verdichtete“ (Luhmann 1991d: 560) sinnhafte Wechselwirkungen zwischen (menschlichen) Tieren zur Verfügung zu haben, weil ich ihn wiederum nicht schon für einseitige sinnhafte Reaktionen von Tieren auf Tiere oder Dinge hergeben will (siehe 3.6).

Kommen wir nun zur *physischen passiven Partizipation*. Auf diese Art und Weise partizipieren beispielsweise ein Gehstock, ein Geländer oder ein Möbelstück, an dem man sich festhält, an Bs Fortbewegung. A muss sich vor allem durch seine materielle Beschaffenheit zu etwas eignen und verfügbar sein. Er *tut* nicht etwas oder nichts, dies oder jenes, sondern *ist*

117 Latour bewegte sich in eine ähnliche Richtung, als er semiotisch-strukturalistisch inspiriert definierte: „any thing that does modify a state of affairs by making a difference is an actor [...], or more precisely, (a) participant(s) in the course of action waiting to be given a figuration“ (2005: 71; m. Herv.).

so oder so, da oder weg. Ich habe diese Form der Partizipation aus der Perspektive des *aktiven* Partizipanden implizit bereits im Fall der Handhabung thematisiert: Kinder eignen sich besser als Erwachsene dazu, getragen zu werden, weil sie klein und leicht sind. Auch festhalten oder abstützen kann man sich bei seiner Fortbewegung grundsätzlich nicht nur an Dingen, sondern auch an herumliegenden, stehenden oder -sitzenden menschlichen Körpern. Im Vergleich zu bestimmten Dingen eignen sie sich jedoch – ob klein oder groß – nicht besonders gut dazu. Man kann sie schlecht mitnehmen: Selbst die kleinsten unter ihnen sind um ein Mehrfaches schwerer als ein Gehstock. Wenn sie so klein sind, dass man sie tragen kann, sind sie zu klein, um sich an ihnen festzuhalten oder abzustützen. Man kann sie nicht vor sich herschieben wie einen Rollator. Im Vergleich zu Geländern oder Wänden sind sie zu ‚kurz‘, um stationär zu bleiben und trotzdem für eine mobile Tätigkeit brauchbar zu sein.¹¹⁸ Außerdem sind sie kaum von Personen zu trennen, die oft Besseres zu tun haben, als sich zum Laufen benutzen zu lassen.

Das unterscheidet sie von Dingen wie Möbeln. Wenn A ein Mensch oder auch ein anderes Tier ist, das dazu benutzt wird, etwas zu tun, unterstellen wir meist, dass es sich auch entziehen könnte. Es handelt sich also um einen Grenzfall passiver Partizipation. Sobald A wahrnimmt, wie er von B gehandhabt wird, und nichts dagegen unternimmt, *lässt* er B etwas mit sich machen. Er verhält sich *dazu*, verhält sich also in einem gewissen Sinne. Dinge dagegen können höchstens fehlen oder „unzuhanden“ (Heidegger 1967: 73f.) sein, aber nicht *sich* entziehen. Attributionstheoretisch formuliert (Rammert/Schulz-Schaeffer 2002: 11f.) rechnen wir die Selektion aus den kontingenten Möglichkeiten nicht ihnen selbst zu – anders als bei Menschen, denen wir das manchmal zutrauen. Nicht nur ihre materielle Beschaffenheit, sondern auch diese geringere oder andere *Kontingenz* der Partizipation von Dingen sorgt dafür, dass sie sich besser als (menschliche) Tiere dazu eignen, passiv zur Fortbewegung anderer Entitäten beizutragen. Dabei beziehen sich diese Überlegungen nicht auf „die Dinge“ im Allgemeinen, sondern auf diejenigen Dinge, die üblicherweise in Kindheit und Alter physisch am Laufen partizipieren. Spätestens seit der Erfindung des Computers gibt es Technologien, die so komplex sind, dass wir ihre Partizipation am Geschehen als ein Verhalten, also als Aktivität begreifen, weil wir ihnen zuschreiben, „auch anders handeln“ zu können (Rammert/Schulz-Schaeffer 2002). Wir tun dies, weil wir im Umgang mit ihnen nicht vorab

118 Wenn sie viel länger wären, hätten Menschen umgekehrt nicht das Problem, sich fortbewegen zu müssen, denn sie wären überall.

wissen, was passieren wird, und daher „Freiheit“ (Luhmann 1991d: 156) unterstellen.

Kommen wir zur *sinnhaften* passiven Partizipation. In Kapitel 3.5.2 hatte ich Fälle analysiert, in denen Erzieher:innen ihre ‚Anziehungskraft‘ dazu nutzen, Kinder dazu zu bewegen, sich zu bewegen. Das ist aber nur die aktive Steuerung einer Wirkung, die sich auch ungezielt ereignen kann: Bezugspersonen entfalten eine Art Soziomagnetismus, der Kinder als ausgesprochene Haut- und Mundtiere in Bewegung setzt. Dies kann auch unabhängig davon geschehen, ob die Bezugspersonen in *diesem* Moment etwas dafür *tun*. Oft fällt gar nicht auf, dass B nicht einfach auch dorthin geht, wo A hingeht, sondern diesem *folgt*. Auch für Eltern ist ihre eigene Anwesenheit selbstverständlich. Sie müssen sich selbst nicht erst „einsetzen“ als ein „Mittel“, um ihre Kinder dazu zu bringen, an einen bestimmten Ort zu gehen. Der sinnhafte Modus der passiven Partizipation besteht also darin, dass A für B ein *Anlass dazu ist, etwas zu tun*, ohne ihn dazu aktiv zu „veranlassen“. Erneut können das auch Nichtmenschen. Ein herumliegendes Spielzeug kann etwa ein Anlass dafür sein, dass ein Kind zu ihm hinläuft. Ein Supermarkt oder ein Park kann einen Anlass für (ältere) Menschen darstellen, aus dem Haus zu gehen.

A kann B also dazu anregen, etwas zu tun, um zu ihm hin oder von ihm wegzukommen. Man hält sich etwa von Hindernissen fern oder steuert auf eine Tür zu. A kann B aber auch dazu anregen, etwas zu tun, indem es sich dazu eignet. Eine solche *Gelegenheit* stellt sich im handlungstheoretischen Vokabular als ein Mittel dar, das seinen eigenen Zweck hervorruft: „Indem wir erkennen, daß uns bestimmte Mittel zur Verfügung stehen, stoßen wir erst auf Ziele, die uns vorher gar nicht zu Bewußtsein kamen“ (Joas 1992: 227). Ein herumliegender Fußball lädt etwa dazu ein, mit ihm zu spielen. Eine Stange kann jemanden auf die Idee bringen, sich an ihr festzuhalten. Voraussetzung ist allerdings eine gewisse „Strebung“ (Joas 1992: 232ff.) von B, man könnte auch sagen bestimmte „Relevanzen“ (Schütz 1944: 500) oder Interessen, die ihn erst empfänglich machen für bestimmte Reize.

Ich diskutiere nun, welche *sozialen* Verhältnisse Fälle des praktischen Verhältnisses der passiven Partizipation sein können. Dabei liefere ich keine abschließenden Antworten. Es scheint, dass die Unterscheidung zwischen Antagonismus und Solidarität mit abnehmender Aktivität von A an Sinn verliert. Gibt es etwa passive *Macht*? Etwas an A kann B dazu bringen, etwas zu tun, weil dieser befürchtet, dass A ihm schaden könnte, wenn er es nicht tut. A muss dafür nicht gezielt handeln, geschweige denn drohen oder etwas „mitteilen“ (vgl. Luhmann 2003: 36f.). Es genügt unter Umstän-

den, wenn A aufgrund von unwillkürlichen Verhaltensweisen, Stimmlage, Körperhaltungen oder Gesichtsausdrücken eine bestimmte – etwa eine gewalttätige – Ausstrahlung hat oder auch nur auf eine bestimmte Art und Weise aussieht. Ähnlich kann die erinnerte Geschichte einer persönlichen Beziehung zwischen A und B wirken oder auch ein unpersönliches Wissen, das B über A hat. Aufgrund dieses Wissens mag B etwa erwarten, dass A bestimmte Präferenzen hat und auf eine für B ungünstige Art und Weise reagieren wird, wenn B nicht tut, was A will. A kann also in einer *Machtposition* sein, ohne aktuell etwas dafür zu tun oder es überhaupt zu merken. Man kann argumentieren, dass dies auf die Ehrenamtliche in Herrn Müllers Fall zutrifft (Kapitel 3.5.1). Herr Müller konnte annehmen, dass ihre Bereitschaft, ihn weiterhin besuchen zu kommen, auch davon abhängt, dass sie Erfolgserlebnisse hat. Er war von ihr abhängig insofern er unterstellen konnte, dass es ihn mehr schmerzen würde, sie zu verlieren als umgekehrt. Also ging er mit ihr mit ins Café, obwohl er es nicht wollte. A formuliert hier lediglich, was sie von B (und *für* B) will. Die „Vermeidungsalternative“ (Luhmann 2003: 22) wird von B unterstellt. Man kann hier von passiver Macht oder zumindest einer unabsichtlichen, beiläufigen Macht sprechen.

Können demnach auch Dinge Macht haben? Ein Kriterium dafür ist, dass B etwas tut, das er nicht tun will, um ein für ihn ungünstiges Ereignis zu vermeiden. Auf diese Art und Weise bringen Bodenschwellen Autofahrer:innen dazu, langsam zu fahren (Latour 1994). Aber auch nichtmenschliche Entitäten, die nicht von Menschen gebaut wurden, tragen so zu unserer Fortbewegung bei: Wir umgehen etwa Abgründe, um nicht herunterzufallen. Ähnlich wirkt die Treppe, die Frau Berger daran hindert, aus dem Haus zu gehen: Frau Berger könnte es versuchen, will aber vermeiden, zu stürzen, und bleibt daher zu Hause. In all diesen Fällen tragen die Dinge negativ, gewissermaßen über einen Umweg zu Bs Verhalten bei: Sie verhindern, dass er etwas tut, und bringen ihn dadurch dazu, etwas *anderes* zu tun. Obwohl es das Verb nahelegt, „tun“ die Dinge dabei allerdings nichts, insofern sie selbst nicht anders können, als sich dort zu befinden, wo sie sich befinden, und die Beschaffenheit zu haben, die sie haben. Ich vermute, dass wir gerade deshalb alltäglich nicht von der ‚Macht der Dinge‘ sprechen: Wir verwenden den Begriff nur für Fälle, in denen A auch anders könnte. Mit Luhmann impliziert Macht eben „Wahlmöglichkeiten auf beiden Seiten“, also doppelte Kontingenz (2003: 8). Popitz grenzt die Anwendung des Machtbegriffs auf Fälle ein, „in denen die *Intention*, Macht auszuüben, vermutet werden kann“ (2004: 34).

Es gibt auch Fälle, in denen die Partizipation der Dinge in die Nähe von Gewalt rückt. Wenn ein Ding einem Menschen keine Wahl lässt, verlässt man den Bereich der Macht. So ‚bringen‘ beispielsweise Gurte in Kinderwagen oder Rollstühlen die Insassen nicht dazu, sitzen zu bleiben, sondern sie *fixieren* sie – zumindest, solange die Insassen die Gurte nicht selbst öffnen können. Wenn dies vom Insassen leidvoll als Freiheitsberaubung erlebt wird, könnte man von Gewalt sprechen. Wie im Fall der Macht gilt aber, dass wir den Begriff der Gewalt alltagssprachlich nur dann gebrauchen, wenn A absichtlich gehandelt oder Bs Leid zumindest in Kauf genommen hat oder hätte bedenken müssen (Barth et al. 2021: 33). Es scheint mir sinnvoll, dies für den soziologischen Begriffsgebrauch zu übernehmen (Popitz 2004: 48). Da wir Dingen keine Absichten zuschreiben, kann von ihnen auch keine Gewalt ausgehen. In Anlehnung an Popitz könnte man diese Phänomene jedoch als Fälle „datensetzender“, also „objektvermittelter“ Gewalt fassen und damit den Menschen zurechnen, die das Artefakt gebaut oder eingesetzt haben, z.B. den Eltern oder Pflegenden (Popitz 2004: 31).¹¹⁹

Ähnliches gilt für passive *Solidarität*. Die Möbel beispielsweise, an denen sich manche Kinder und ältere Menschen beim Laufen festhalten, mögen „hilfreich sein“. Allerdings verschwimmt hier die Grenze zur bloßen Nützlichkeit. Ich habe Hilfe als ein Verhältnis definiert, in dem A gibt, ohne zu nehmen, und B nimmt, ohne zu geben. Wenn wir für „A“ einmal eine Kommode einsetzen, gibt diese nichts, weil sie nicht ‚behalten‘ kann, was man ihr ‚nimmt‘. Sie gibt auch deshalb nichts, weil es sie nichts kostet, wenn B sich an ihr festhält. Sie hat danach nicht weniger als davor, ja sie verändert sich dabei überhaupt höchstens ganz allmählich (Verschleiß) – und hat selbst kein Verhältnis zu dieser Veränderung –, während menschliche Helfende zumindest Zeit oder Ressourcen opfern. Deshalb ist der Beitrag der Dinge zur Fortbewegung moralisch weniger heikel als der von Menschen: B schämt sich nicht deshalb, einen Rollator zu benutzen, weil er dem Rollator zur Last fiele, sondern nur, weil dieser für andere Menschen sichtbar macht, wie schwach er ist. Ähnliches gilt auch für den Fall passiver menschlicher Partizipanden. Ihr Beitrag geht nur dann über das Nützlichsein hinaus und konstituiert ein Hilfe-Verhältnis, wenn sie auch *nicht* partizipieren könnten. Im hypothetischen Fall, dass A schläft, während B etwa auf ihm herumkrabbelt, ihn also als Spielgerät nutzt, spräche man

119 Popitz spricht eigentlich von „datensetzender *Macht*“ (2004: 29ff.; m. Herv.). Grundsätzlich differenziert er m.E. unzureichend zwischen Macht und Gewalt, wenn er Gewalt als einen *Fall von Macht* („Aktionsmacht“) einordnet statt als ein *Machtmittel*.

nicht davon, dass A B hilft. Wenn A jedoch stillhält, damit B etwas mit ihm machen kann, sich also *hingibt* und damit auch eine Art Opfer bringt, sähe es anders aus. Dann handelt es sich aber bereits um einen Fall an der Grenze zur Koaktivität.

7.4 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich die drei Formen von Heteromobilität – Humantransport, Komobilität und dinggestütztes Laufen – den abstrakten praktischen Verhältnissen *Handhabung*, *Koaktivität* und *passive Partizipation* zugeordnet. Humantransport ist ein Fall von Handhabung: A macht etwas mit B. Komobilität ist ein Fall von Koaktivität, bei der A etwas tut, das zu Bs Tätigkeit beiträgt. Die Partizipation der Dinge am Gehen ist ein Fall von passiver Partizipation: A wird von B zu etwas benutzt bzw. ist ein Anlass für Bs Tätigkeit.

In einem zweiten Schritt habe ich die Formen von Heteromobilität solidarischen und antagonistischen sozialen Verhältnissen zugeordnet. Die *solidarischen* Verhältnisse – für die ich auch den Oberbegriff „Hilfe“ verwende – sind dadurch charakterisiert, dass A etwas tut, das B nutzt, ohne dass dieser ihm (unmittelbar) etwas Vergleichbares zurückgibt.¹²⁰ Untereinander unterscheiden sich die hier diskutierten solidarischen Verhältnisse im Grad des Aktivitätsniveaus von B. „Fürsorge“ nenne ich den Fall von Hilfe, in dem A aktiv und B passiv ist. A tut an Bs Stelle etwas für diesen. Beispielsweise trägt ein Elternteil ein Kind hin und her, um es zu trösten (Humantransport). „Unterstützung“ nenne ich den Fall, dass B ebenfalls aktiv ist. A unterstützt B dabei, etwas zu tun. Beispielsweise stützt ein:e Pflegende einen älteren Menschen und ermöglicht es diesem so, eine Treppe hinunterzugehen (Komobilität).

Die antagonistischen sozialen Verhältnisse zeichnen sich dadurch aus, dass As Aktivität sich *gegen* B richtet. Sie schadet ihm und erfolgt gegen seinen Willen und häufig auch gegen seinen Widerstand. Wie die solidarischen unterscheiden sich die beiden antagonistischen Sozialverhältnisse untereinander im Aktivitätsniveau von B. „Gewalt“ nenne ich den Fall, dass A aktiv und B passiv ist. A macht etwas mit B, das diesem Leid zufügt. Beispielsweise schiebt ein:e Pflegende eine:n Heimbewohner:in in den Speisesaal, obwohl diese:r sichtlich erzürnt darüber ist und sich an

120 Von den Schwierigkeiten, Hilfe und Tausch voneinander abzugrenzen, zeugt die Vielzahl der einander widersprechenden Theorien der Gabe.

Geländern festklammert, um es zu verhindern (Humantransport). „Macht“ nenne ich den Fall, dass B ebenfalls aktiv ist. Wie in der Unterstützung trägt As Aktivität zu Bs Aktivität bei. A bringt B dazu, etwas zu tun, was dieser nicht tun will, indem er eine Vermeidungsalternative ins Spiel bringt. Dies muss nicht in Form einer expliziten Drohung geschehen. Die Vermeidungsalternative ist ein mögliches Ereignis, das A herbeiführen kann, B aber lieber vermeiden würde. Beispielsweise bringt ein Elternteil ein Kind dazu, sich von seinem Spielzeug zu trennen und mit ihm mitzukommen, indem es den Eindruck erweckt, es würde es andernfalls allein zurücklassen (Komobilität).

Erwogen habe ich, ob auch bestimmte Fälle von *passiver* Partizipation sich als Fälle sozialer Verhältnisse fassen lassen. Kann etwa die Partizipation von Dingen am Gehen von Menschen als „Hilfe“ gelten? Aussichtsreicher ist es, von absichtsloser oder sogar gänzlich passiver Macht zu sprechen. B macht allein aufgrund seiner Wahrnehmung von A das, wovon er glaubt, dass A es von ihm wolle. Er unterstellt also, dass A auf sein Verhalten reagieren *könnte*. Deshalb ist fraglich, ob in unserer Gesellschaft eine solche passive Macht auch Dingen zugeschrieben würde. Grundsätzlich versteht die Alltagssprache Solidarität und Antagonismus als Verhältnisse zwischen Menschen, die Aktivitäten implizieren. Man kann kaum mit jemandem solidarisch sein, ohne etwas zu tun. Da den Dingen meist nicht zugeschrieben wird, auch anders sein zu können, als sie sind, hat ihre Partizipation am Geschehen nicht den Charakter eines Tuns bzw. einer Aktivität. Am Ehesten ließe sich hier von „Nützlichkeit“ und „Schädlichkeit“ sprechen.

Kapitel 7 hat also konzeptuelle Vorschläge gemacht. Das Ziel war, empirische Phänomene unter allgemeine Begriffe zu subsumieren, aber auch anhand der Gegenstände etwas über die Begriffe zu lernen. Es sollte dazu anregen, am Fall der gemeinsamen Fortbewegung darüber nachzudenken, in welchen Relationen zueinander Macht, Gewalt, Unterstützung und Fürsorge stehen. Das Kapitel hat jedoch nicht nur Begriffsarbeit geleistet, sondern auch die Macht- und Gewaltpotenziale der Mobilitätspraxis in Sorgebeziehungen in Kindheit und Alter erkundet (siehe Kapitel 8). Der Fokus lag dabei auf der Eltern-Kind-Beziehung.

8. Schlussbetrachtung

Diese Studie hat sich mit Fortbewegung und Autonomie in Kindheit und Alter beschäftigt. Ihr empirischer Gegenstand war *Heteromobilität*: die körperliche Fortbewegung von Kindern und älteren Menschen mit Eltern, Erzieher:innen, Angehörigen oder anderen Helfenden. An diesen Gegenstand habe ich in der Einleitung Fragen gerichtet: nach der Praxis der Heteromobilität (Kapitel 2, 3 und 4), der Möglichkeit autonomer Fortbewegung (Kapitel 5), den unterschiedlichen Bewertungen von Abhängigkeiten in Kindheit und Alter (Kapitel 6) sowie dem Verhältnis von solidarischen und antagonistischen Sozialverhältnissen (Kapitel 7). Im Folgenden lege ich dar, wie ich diese Fragen beantwortet habe. Abschließend reflektiere ich die Ziele der Studie sowie ihr Verhältnis zu ihrem Gegenstand und zur Gesellschaft.

Die Praxis der Heteromobilität

Inspiziert von den Praxistheorien interessierte mich zunächst die konkrete Praxis der Heteromobilität: Mittels welcher Bewegungen, Haltungen, Anordnungen und Verbindungen von Körpern und Dingen bewegen sich Personen miteinander oder gegeneinander fort? Eine große Bandbreite heteromobiler Praktiken ließ sich auffinden. Ich habe sie danach unterschieden, wie sich die Aktivität zwischen den Beteiligten verteilt. Daraus ergaben sich drei Formen: Humantransport, Komobilität und dinggestütztes Laufen. Die drei empirischen Kapitel (2-4) lassen sich als ein Vergleich dieser Formen lesen. Dieser hat gezeigt, dass die Art und Weise der gemeinsamen Fortbewegung einen Einfluss darauf hat, welche Gefühle und Beziehungen zwischen den Beteiligten entstehen, welche Selbst- und Fremdbilder sie beanspruchen können, und wer oder was überhaupt an der Praxis teilnehmen kann. Vereinfachend lässt sich sagen: Je aktiver andere in die Fortbewegung eines Menschen eingreifen, desto intimer wird die entstehende soziale Praxis. Dadurch wird es jedoch auch eng für die Würde der Person: Sich beim Gehen an oder mit Dingen abzustützen, verkörpert bereits Abhängigkeit; mehr noch von anderen Menschen gestützt zu werden, und erst recht von einem anderen Menschen getragen zu werden. Je größer der Eingriff, desto stärker differenziert die Praxis zudem ihre Beteiligten entlang von Humankategorien: Kinder sind tragbar, (alte) Erwachsene untragbar.

Automobilität und Autonomie

Eine weitere Frage wurde in der Einleitung aufgeworfen: Ist autonome Fortbewegung überhaupt möglich? Sie stellt sich vor dem Hintergrund der vielfältigen Verflechtungen von Menschen, die die Soziologie traditionell „Gesellschaft“ nennt. Die Akteur-Netzwerk-Theorie und andere posthumanistische Theorien haben darauf hingewiesen, dass auch Dinge und andere Nicht-Menschen konstitutive Bestandteile dieser Verflechtungen sind. Ist also jede Fortbewegung Heteromobilität und Autonomie eine Fiktion? Um der Frage nachzugehen, habe ich die vermeintlich automobilen Fortbewegung erwachsener Menschen unter die Lupe genommen (Kapitel 5). Dabei ergab sich ein uneindeutiges Bild. Tatsächlich ist immer etwas anderes als wir selbst an unserer Fortbewegung beteiligt, und seien es nur der Boden, auf dem wir laufen, und die Körper, mit denen wir das tun. Ob unsere Abhängigkeit von diesen Entitäten jedoch *relevant* wird, hängt von der Kontingenz ihrer Verfügbarkeit ab. Der Boden und unsere eigenen Körper sind verlässlicher verfügbar als die Möbel oder Gehhilfen, an denen kleine Kinder und mobilitätseingeschränkte ältere Menschen sich beim Gehen abstützen. Sie werden daher bei der Fortbewegung selten bewusst wahrgenommen.

Ungleiche Abhängigkeiten

Selbst wenn Abhängigkeit relevant wird, wird sie nicht zwangsläufig zum Problem. Kapitel 6 fragte nach den Gründen dafür. Ein Vergleich der Lebensphasen Kindheit und Alter lieferte eine vierteilige Antwort. *Erstens* sind die Körper von Kindern kleiner und leichter als die von (älteren) Erwachsenen. Sie erleichtern dadurch Praktiken der Heteromobilität. *Zweitens* positioniert unser Wissen über Humankategorien Kinder und alte Menschen unterschiedlich im Lebenslauf. Dieser bildet einen kulturellen Rahmen für Abhängigkeiten. Während die Perspektive auf Verselbständigung Abhängigkeit in der Kindheit entschärft, problematisiert die Perspektive auf weiteren Verfall und Lebensende sie im Alter. *Drittens* sind Kinder und ältere Menschen unterschiedlich in soziale Beziehungen eingebunden. Die einen haben Eltern, die anderen nicht. Je mehr Helfende für Praktiken der Heteromobilität zur Verfügung stehen, desto selbstbestimmter und spontaner bleiben die Abhängigen, und desto eher lassen sich ihre Bedürfnisse erfüllen. *Viertens* haben sehr junge Kinder eine andere psychische Struktur als Erwachsene, darunter alte Menschen. Abhängig zu sein ist nichts, wofür sie sich schämen. Dies macht es auch anderen leichter, Sorge-

beziehungen zu ihnen einzugehen. Aufgrund dieser körperlichen, kulturellen, sozialen und psychischen Unterschiede ist Abhängigkeit bei Kindern tendenziell „niedlich“ und bei älteren Menschen „tragisch“.

Solidarische und antagonistische Heteromobilität

Nicht immer ist Heteromobilität jedoch ein Fall von Hilfe. In der Einleitung hatte ich gefragt, welche Rolle neben Fürsorge und Unterstützung auch die sozialen Verhältnisse Gewalt und Macht in der Fortbewegung von Kindern und älteren Menschen spielen. Kapitel 7 widmete sich der Antwort. Den Anlass für Sorgebeziehungen bildet zwar die Angewiesenheit der einen Seite auf die Hilfe der anderen. Sie bilden deshalb jedoch auch einen Nährboden für Macht und Gewalt. Zum einen müssen die Sorgenenden die Versorgten häufig an bestimmte Orte bringen oder mitnehmen. Das erzeugt einen gewissen Bedarf für Formen antagonistischer Einflussnahme. Zum anderen sind Gewaltpotenziale und Machtmittel gerade im Fall der Eltern-Kind-Beziehung asymmetrisch verteilt. Die Eltern sind körperlich überlegen und der Entzug ihrer Hilfe kann als Drohkulisse fungieren. Kinder sind jedoch nicht völlig wehrlos. Schreien kann akustische Gewalt sein. Zudem sind ihre Eltern emotional und sozial an sie gebunden und dadurch in der Ausübung ihrer Überlegenheit gehemmt. Bemerkenswert ist, wie viel von der umstandslosen Handhabung von Kindern durch ihre Eltern *nicht* als Gewalt erlebt wird, weil sehr junge Kinder keine persönlichen Territorien beanspruchen. Umgekehrt gilt dies jedoch ebenfalls: Kinder eignen sich die Körper ihrer Eltern an. Dabei habe ich für einen niedrigschwelligen Gewaltbegriff argumentiert, der grundsätzlich nicht erst körperliche Verletzungen oder die Verletzung persönlicher Territorien, sondern bereits das Zufügen von Leid durch Einwirkung auf Körper als Gewalt fasst. Macht habe ich dagegen eng gefasst als die Fähigkeit, andere dazu zu bringen, etwas zu tun, was sie nicht tun wollen. Eine interessante Wendung besteht darin, dass gerade die Möglichkeit der Gewalt der zwischenmenschlichen Nähe Bedeutung gibt. Auch deshalb kann die Praxis der Heteromobilität intime soziale Beziehungen erzeugen.

Ich habe mich dem Zusammenhang von Autonomie und Alter über die mikrosoziologische Erforschung eines relativ eng umgrenzten Gegenstands genähert: der Fortbewegung. Selbstverständlich steht Autonomie auch in anderen Bereichen auf dem Spiel. So hat etwa ökonomische Autonomie eine ähnlich große Bedeutung für unser Selbstverständnis als „Erwachsene“ wie Automobilität. Wir machen uns dadurch zu Erwachsenen, dass wir

unser eigenes Geld verdienen – aber eben auch dadurch, wie wir uns fortbewegen oder fortbewegt werden. Anders als Geldzahlungen involviert Fortbewegung immer den Körper. Deshalb beansprucht sie auch Helfende oder anderweitig Beteiligte körperlich und zieht sie zwangsläufig in soziale Situationen hinein. Aufgrund ihrer Körperlichkeit macht Heteromobilität Abhängigkeit auch für Uneingeweihte sinnlich wahrnehmbar, eignet sich als Symbol für sie und liefert das Material für Metaphern der Unselbstständigkeit.

Ziel der Studie war weder, Menschen mobiler zu machen, noch sie vor den Zugriffen einer hyperaktiven Gesellschaft in Schutz zu nehmen. Genauso wenig ging es mir darum, die sozialen Konstrukte des Alters oder der Autonomie abzuschaffen. Angesichts der Alltäglichkeit meines Gegenstands wird es mir auch kaum gelungen sein, bislang unbekannte Tatsachen zutage zu fördern. Im besten Fall habe ich dazu beigetragen, die uns allen bekannte Wirklichkeit im Licht der Möglichkeiten klarer zu sehen. Nicht zuletzt diesen Sinn hatte der Vergleich zwischen Kindern und älteren Menschen: Er zeigt anhand der Kindheit auf, wie Abhängigkeit im Alter gestaltet und erlebt werden *könnte*, und umgekehrt.

Allzu große Hoffnungen auf Gestaltbarkeit muss ich allerdings enttäuschen. Teile des akademischen Diskurses sehen im Leid abhängiger Menschen die Wirkung eines modernen „Konzepts“ der Autonomie, das dem „Denken“ der Aufklärung entsprungen sei und nun zugunsten besserer Konzepte überwunden werden solle (siehe etwa Schwanen et al. 2012: 1314; Weicht 2010: 207). Sie begreifen die Abwertung der Abhängigkeit als diskursives und kognitives Phänomen und stellen sich selbst in den Dienst eines gegenläufigen Wertewandels. Das auf den ersten Blick triviale Phänomen der körperlichen Fortbewegung ethnografisch zu erforschen, kann dazu beitragen, diesen Diskurs sozialtheoretisch auf breitere Füße zu stellen. Denn meine Studie hat gezeigt, dass ein dichtes Geflecht aus körperlich-materiellen, psychischen, kulturellen und sozialen Strukturen prägt, wie Menschen Abhängigkeit erleben. Es wird sich nicht wegspülen lassen wie eine Sandburg am Strand. Unter anderem legen große Unterschiede in der Verfügbarkeit von Helfenden und materiellen Ressourcen dem Alltagswissen nahe, zwischen Autonomie und Abhängigkeit zu unterscheiden, selbst wenn es soziologisch betrachtet nur unterschiedliche Abhängigkeiten gibt.

9. Literaturverzeichnis

- Abbott, A. L., D. J. Bartlett, J. E. K. Fanning & J. Kramer, 2000: Infant Motor Development and Aspects of the Home Environment. *Pediatric Physical Therapy* 12: 62-67.
- Adolph, K. E., 2008: Motor and Physical Development: Locomotion. S.359-373 in: M. M. Haith & J. B. Benson (Hrsg.), *Encyclopedia of infant and early childhood development*. Cambridge: Academic Press.
- Adolph, K. E., B. Vereijken & P. E. Shrout, 2003: What Changes in Infant Walking and Why. *Child Development* 74: 475-497.
- Adolph, K. E., S. E. Berger & A. J. Leo, 2011: Developmental continuity? Crawling, cruising, and walking. *Developmental Science* 14: 306-318.
- Adolph, K. E., W. G. Cole, M. Komati, J. S. Garciaguirre, D. Badaly, J. M. Lingeman, G. L. Y. Chan & R. B. Sotsky, 2012: How Do You Learn to Walk? Thousands of Steps and Dozens of Falls per Day. *Psychological Science* 23: 1387-1394.
- Ainsworth, M. D. S., S. M. Bell & D. J. Stayton, 1972: Individual differences in the development of some attachment behaviors. *Merill-Palmer Quarterly of Behavior and Development* 18: 123-143.
- Alanen, L., 1988: Rethinking Childhood. *Acta Sociologica* 31: 53-67.
- Alkemeyer, T., 2000: *Zeichen, Körper und Bewegung. Aufführungen von Gesellschaft im Sport*. Habilitationsschrift, Freie Universität Berlin.
- Alkemeyer, T., 2012: Füße und ihre Subjekte. Ein Plädoyer dafür, das Konzept der Subjektivierung vom Kopf auf die Füße zu stellen. *Paragrana* 21: 24-40.
- Alkemeyer, T., 2013: Subjektivierung in sozialen Praktiken. Umriss einer praxeologischen Analytik. S. 33-68 in: T. Alkemeyer, G. Budde & D. Freist (Hrsg.), *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*. Bielefeld: transcript.
- Alkemeyer, T. & N. Buschmann, 2016: Praktiken der Subjektivierung — Subjektivierung als Praxis. S.115-136 in: H. Schäfer (Hrsg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript.
- Alkemeyer, T. & K. Brümmer, 2021: Körper und informelles Lernen. S.1-17 in: M. Harring & M. D. Witte (Hrsg.), *Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Alkemeyer, T. & M. Michaeler, 2013: Die Ausformung mitspielfähiger ‚Vollzugskörper‘. Praxistheoretisch-empirische Überlegungen am Beispiel des Volleyballspiels. *Sport und Gesellschaft* 10: 213-39.
- Alparone, F. R. & M. G. Pacilli, 2012: On children's independent mobility: the interplay of demographic, environmental, and psychosocial factors. *Children's Geographies* 10: 109-122.
- Altrock, J., 2023: Warum sind starke Muskeln beim Älterwerden so wichtig? *DerStandard*. WWW-Dokument, <https://www.derstandard.de/story/3000000186807/warum-sind-starke-muskeln-beim-aelterwerden-so-wichtig> (12.5.2024).

- Alzheimerforum, 2018: Hilfen bei Weglauftendenz. WWW-Dokument, <https://www.alzheimerforum.de/2/13/2/2132inh.html> (12.5.2014).
- Amann, K. & S. Hirschauer, 1997: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. S. 7–52 in: S. Hirschauer & K. Amann (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Améry, J., 1977: Über das Altern. Revolte und Resignation. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Anderson, D. I., J. J. Campos, D. C. Witherington, A. Dahl, M. Rivera, M. He, I. Uchiyama & M. Barbu-Roth, 2013: The role of locomotion in psychological development. *Frontiers in Psychology* 4: 440.
- Anisfeld, E., V. Casper, M. Nozycy & N. Cunningham, 1990: Does Infant Carrying Promote Attachment? An Experimental Study of the Effects of Increased Physical Contact on the Development of Attachment. *Child Development* 61: 1617-1627.
- Ariès, P., 1975 [1960]: Geschichte der Kindheit. Wien: Hanser.
- Arnett, J. J., 1998: Learning to Stand Alone: The Contemporary American Transition to Adulthood in Cultural and Historical Context. *Human Development* 41: 295–315.
- Arnett, J. J. 2000: Emerging Adulthood. A Theory of Development From the Late Teens Through the Twenties. *American Psychologist* 55: 469-480.
- Baby gooroo 2024: Decoding your baby's cry. WWW-Dokument, <https://babygooroo.com/articles/decoding-your-babys-cry> (12.5.2024).
- Badinter, E., 1981: Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München: Piper.
- Baecker, D., 1994: Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. *Zeitschrift für Soziologie* 23: 93–110.
- Barth, J., J. Fröhlich, G. Lindemann, P. Mecheril, T. Schröter & A. Tilch, 2021: Wie Gewalt untersuchen? Ein Kodierschema für einen reflexiven Gewaltbegriff. *Forum: Qualitative Sozialforschung* 22: 9.
- Bauer, P., 2014: Darf man Kinder an der Leine führen? taz. WWW-Dokument, <https://taz.de/Der-sonntaz-Streit!/5032290/> (12.5.2024).
- Bayertz, K., 2014: Der aufrechte Gang. Eine Geschichte des anthropologischen Denkens. München: C.H.Beck.
- BBC, 2006: BBC TWO reveals The Family That Walks On All Fours. WWW-Dokument, https://www.bbc.co.uk/pressoffice/pressreleases/stories/2006/03_march/07_fours.shtml (12.5.2024).
- Becke, S. & S. Bongard, 2018: „When I dey cry, my mother go carry me“. Tücher als Care-Objekte in Kamerun. S. 67-99 in: H. P. Hahn & F. Neumann (Hrsg.), Dinge als Herausforderung. Kontexte, Umgangsweisen und Umwertungen von Objekten. Bielefeld: transcript.
- Behrens, J. & M. Zimmermann, 2006: Das Bedürfnis nach Selbstbestimmung bei Pflegebedürftigkeit. Konzept und Forschungsperspektiven. *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 39: 165-172.
- Berger, P. & T. Luckmann, 1969 [1966]: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt am Main: Fischer.

- Berger, S. E., G. L. Y. Chan & K. E. Adolph, 2014: What Cruising Infants Understand about Support for Locomotion. *Infancy* 19: 117-137.
- Biniok, P., 2022: Assistenz-Triaden. Abwägungen zu Versorgungssicherheit und Entmenschlichung durch assistive Technologien. S. 599-622 in: E.-W. Luthe, S. V. Müller & I. Schiering (Hrsg.), *Assistive Technologien im Sozial- und Gesundheitssektor*. Wiesbaden: Springer VS.
- Biniok, P. & E. Lettkemann, 2017: *Assistive Gesellschaft. Multidisziplinäre Erkundungen zur Sozialform „Assistenz“*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bloom, M., 2019: Liminal Spaces, Titanium Braces: Narrative Tropes of Competence among Wheelchair Basketball Players. *Journal of Linguistic Anthropology* 29: 119-137.
- Blumer, H., 1969: *Symbolic Interactionism. Perspective and Method*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press.
- Boll, T., 2022: Becoming '(Ab-)Normal: Normality, Deviance, and Doing Life Course Transitions. S. 169-183 in: B. Stauber, A. Walther & R. A. Settersten Jr. (Hrsg.), *Doing Transitions in the Life Course. Processes and Practices*. Cham: Springer.
- Bongaerts, G., 2018: Sinn. S. 401-403 in: J. Kopp & A. Steinbach (Hrsg.), *Grundbegriffe der Soziologie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bourdieu, P., 1980: *Le sens pratique*. Paris: Les Éditions de Minuit.
- Bourdieu, P., 1994: *Raisons Pratiques. Sur la théorie de l'action*. Paris: Seuil.
- Bourdieu, P., 2000 [1972]: *Esquisse d'une théorie de la pratique. Précédé de trois études d'ethnologie kabyle*. Paris: Seuil.
- Bourdieu, P., 2002: *Masculine Domination*. Stanford: Stanford University Press.
- Brown, E., 2023: Ambulatory Wheelchair Users Exist! Why I use a wheelchair when I can walk! wheelchair = giving up? WWW-Dokument, <https://www.youtube.com/watch?v=tOpkLvlbobw> (12.5.2014).
- Charmaz, K., 1995: The Body, Identity, and Self: Adapting to Impairment. *The Sociological Quarterly* 36: 657-680.
- Chiang, Y. C., D. C. Lin, C. Y. Lee & M. C. Lee 2015: Effects of parenting role and parent-child interaction on infant motor development in Taiwan Birth Cohort Study. *Early Human Development* 91: 259-264.
- Clement S. & G. Waitt, 2017: Walking, mothering and care: a sensory ethnography of journeying on-foot with children in Wollongong, Australia. *Gender, Place & Culture* 24: 1185-1203.
- Cumming, E., L.R. Dean, D. S. Newell & I. McCafrey, 1960: Disengagement — A Tentative Theory of Aging. *Sociometry* 23: 23-35.
- Denninger, T. & E. Loevsкая, 2021: Ambivalenzen der Autonomie in der Pflege und deren Vermittlung durch Dinge. S. 317-336 in: F. Kolland, V. Gallistl & V. Parisot (Hrsg.), *Kulturgerontologie Konstellationen, Relationen und Distinktionen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Destatis, 2024a: Bevölkerung. Mehrpersonenhaushalte mit älteren Menschen (65 Jahre und älter), WWW-Dokument, https://www.destatis.de/DE/Themen/Querschnitt/Demografischer-Wandel/_Grafik/_Interaktiv/demografischer-wandel-mehrpersen-hh-aeltere-menschen.html (12.5.2024).

9. Literaturverzeichnis

- Destatis, 2024b: Bevölkerung. Mehr Pflegebedürftige. WWW-Dokument, <https://www.destatis.de/DE/Themen/Querschnitt/Demografischer-Wandel/Hintergruende-Auswirkungen/demografie-pflege.html> (12.5.2024).
- Dizdar, D., S. Hirschauer, J. Paulmann & G. Schabacher (Hrsg.), 2021: Humandifferenzierung. Disziplinäre Perspektiven und empirische Sondierungen. Weilerswist: Velbrück.
- Dornes, M., 1993: Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt am Main: Fischer.
- Durkheim, E., 1988 [1893]: Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Edwards, C. & R. Imrie, 2003: Disability and Bodies as Bearers of Value. *Sociology* 37: 239-256.
- Elhmer, J., 2008. Das Alter in Geschichte und Geschichtswissenschaft. S.149-172 in: U. M. Staudinger, H. Häfner (Hrsg.), Was ist Alter(n)? Schriften der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Elfmann, P., 2020: Welche Blickrichtung im Buggy? Im Buggy sitzen Kinder meistens mit Blick nach vorn, weg von den Eltern. Experten sehen das mit Sorge. Warum, erklären sie hier. Apotheken Umschau. WWW-Dokument, <https://www.apotheken-umschau.de/familie/freizeit-alltag/ausstattung/welche-blickrichtung-im-buggy-792563.html> (26.3.24).
- Endter, C., 2017: Assistiert altern. Die Entwicklung eines Sturzsensors im Kontext von Ambient Assisted Living. S.167-182 in: P. Biniok & E. Lettkemann (Hrsg.), Assistive Gesellschaft. Multidisziplinäre Erkundungen zur Sozialform „Assistenz“. Wiesbaden: Springer VS.
- Esser, F., M. S. Baader, T. Betz & B. Hungerland, 2016: Reconceptualising agency and childhood: an introduction. S.1-16 in: Dies. (Hrsg.), Reconceptualising Agency and Childhood. New perspectives in Childhood Studies. London/New York: Routledge.
- Estes, C. L. & E. A. Binney, 1989: The Biomedicalization of Aging: Dangers and Dilemmas. *The Gerontologist* 29: 587-596.
- Fantasia, V., G. Markova, A. Fasub, A. Costal & V. Reddy, 2016: Not Just Being Lifted: Infants are Sensitive to Delay During a Pick-Up Routine. *Frontiers in Psychology* 6: 2065.
- Farroni T., G. Csibra, F. Simion & M. H. Johnson, 2002: Eye contact detection in humans from birth. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 99: 9602-9605.
- Foucault, M., 1977 [1975]: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M., 1982: The Subject and Power. *Critical Inquiry* 8: 777-795.
- Foucault, M., 1983: Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Swain, J., S. French & C. Cameron, 2003: What's so good about Independence? S. 76-86 in: Dies. (Hrsg.), *Controversial Issues In A Disabling Society*. Maidenhead: Open University Press.

- Freutel-Funke T., H. Müller, D. Nögler, A. Wanka & F. Oswald, 2022: Linking Ages – Reflexive Übergangsforschung in Kindheit und höherem Erwachsenenalter durch Interpretationen unter anderen Vorzeichen. *Zeitschrift für Pädagogik* 68: 98-114.
- Fuchs, P., 2004: Die Moral des Systems Sozialer Arbeit - systematisch. S.17-32 in: R. Merten (Hrsg.), *Inklusion und Exklusion in der Sozialen Arbeit*. Wiesbaden. VS Verlag.
- Gallistl, V. & A. Wanka, 2023: Spacetime matter of aging – The material temporalities of later life. *Journal of Aging Studies* 67: 101182.
- Ganyo, M., M. Dunn & T. Hope, 2011: Ethical issues in the use of fall detectors. *Ageing and Society* 31: 1350 - 1367.
- Garfinkel, H., 1964: *Studies of the Routine Grounds of Everyday Activities*. Social Problems 11: 225-250.
- Gibson, J. J., 1986 [1979]: *The Ecological Approach to Visual Perception*. Hillsdale: Lawrence Erlbaum.
- Goffman, E., 1955: On Face-Work. *Psychiatry* 18: 213-231.
- Goffman, E., 1956: Embarrassment and Social Organization. *American Journal of Sociology* 62: 264-271.
- Goffman, E., 1959: *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Doubleday Anchor.
- Goffman, E., 1961: *Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates*. New York: Doubleday Anchor.
- Goffman, E., 1966: *Behavior in Public Places. Notes on the social organization of gatherings*. New York: The Free Press.
- Goffman, E., 1971: *Relations in Public. Microstudies of the Public Order*. New York: Basic Books.
- Goffman, E., 1977: The Arrangement between the Sexes. *Theory and Society* 4: 301-331.
- Goffman, E., 1983: The Interaction Order: American Sociological Association, 1982 Presidential Address. *American Sociological Review* 48: 1-17.
- Goffman, E., 1986: *Frame Analysis. An Essay on the Organization of Experience*. Boston: Northeastern University Press.
- Göckenjan, G., 2000: *Das Alter würdigen: Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goodwin, C., 2000: Action and embodiment within situated human interaction. *Journal of Pragmatics* 32: 1489-1522.
- Goodwin, M. H., 2006: Participation, affect, and trajectory in family directive/response sequences. *Text & Talk* 26: 513-541.
- Goodwin, M. H. & A. Cekaite, 2013: Calibration in directive/response sequences in family interaction. *Journal of Pragmatics* 46: 122-138.
- Graf, D., 2016: Warum Kinder auch im Buggy rückwärts fahren sollten. In: *Das gewünschtteste Wunschkind aller Zeiten treibt mich in den Wahnsinn* (Blog). WWW-Dokument, <https://www.gewuenschtestes-wunschkind.de/2016/02/blickrichtung-im-kinderwagen-warum-kinder-auch-im-buggy-rueckwaerts-gerichtet-fahren-sollten.html> (26.3.24).

- Grenier, A., M. Griffin, G. Andrews, R. Wilton, E. Burke, B. Ojembe, B. Feldman & A. Papaioannou, 2019: Meanings and feelings of (Im)mobility in later life. Case study insights from a 'New Mobilities' perspective. *Journal of Aging Studies* 51: 100819.
- Gugutzer, R., 2002: Der Leib, die Nonne und der Mönch. Zur leiblich-affektiven Konstruktion religiöser Wirklichkeit. S. 137-163 in: K. Hahn & M. Meuser (Hrsg.), *Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper*. Konstanz: UVK.
- Habermas, J., 1982: *Theorie des kommunikativen Handelns*, Band 1. Handlungsrationality und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Haehl, V., V. Vardaxis & B. Ulrich, 2000: Learning to cruise: Bernstein's theory applied to skill acquisition during infancy. *Human Movement Science* 19: 685-715.
- Harcourt-Smith, W. E. H. & L. C. Aiello, 2004: Fossils, feet and the evolution of human bipedal locomotion. *Journal of Anatomy* 204: 403-416.
- Hardin, M., 2007: 'I consider myself an empowered woman': The interaction of sport, gender and disability in the lives of wheelchair basketball players. *Women in Sport & Physical Activity Journal* 16: 39-52.
- Havighurst, R. J., 1961: Successful aging. *The Gerontologist* 1: 8-13.
- Haydari, A., P. Askari & M. Z. Nezhad, 2009: Relationship between Affordances in the Home Environment and Motor Development in Children Age 18-42 Months. *Journal of Social Sciences* 5: 319-328.
- Heidegger, M., 1967 [1927]: *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Heimerdinger, T., 2011: Verwickelt aber tragfähig. Europäische-ethnologische Perspektiven auf ein Stück Stoff: das Babytragetuch. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 114: 311-345.
- Heimerl, B. & P. Hofmann, 2016: Wie konzipieren wir Kinderkriegen? Normativer Rationalismus versus empirische Praxisforschung. *Zeitschrift für Soziologie* 45: 410-430.
- Hergesell, J., 2017: Assistive Sicherheitstechniken in der Pflege von an Demenz erkrankten Menschen. S. 203-224 in: P. Biniok & E. Lettkemann (Hrsg.), *Assistive Gesellschaft. Multidisziplinäre Erkundungen zur Sozialform „Assistenz“*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hillman, M., J. Adams & J. Whitelegg, 1990: *One False Move... A study of children's independent mobility*. London: PSI Publishing.
- Hirschauer, S., 1989: Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit. *Zeitschrift für Soziologie* 18: 100-118.
- Hirschauer, S., 1994: Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46: 668-692.
- Hirschauer, S., 1999: Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt. *Soziale Welt* 50: 221-246.
- Hirschauer, S., 2004: Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. S. 73-91 in: K. H. Hörning & J. Reuter (Hrsg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Hirschauer, S., 2014: Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. *Zeitschrift für Soziologie* 43: 170-191.

- Hirschauer, S., 2015: Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivität jenseits von Mikro und Makro. S.109–133 in: B. Heintz & H. Tyrell (Hrsg.), *Interaktion, Organisation und Gesellschaft revisited* (Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie). Stuttgart: Lucius.
- Hirschauer, S., 2016: Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. S.45-67 in: H. Schäfer (Hrsg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript.
- Hirschauer, S., 2017: Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit. S.29-54 in: Ders. (Hrsg.), *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*. Weilerswist: Velbrück.
- Hirschauer, S., 2021: Menschen unterscheiden. Grundlinien einer Theorie der Humandifferenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* 50: 155-174.
- Hirschauer, S., B. Heimerl, A. Hoffmann & P. Hofmann, 2014: *Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität*. Stuttgart: Lucius.
- Hirschauer, S. & D. Nübling, 2021: Sinnschichten des Kulturellen und die Aggregatzustände der Sprache. S.58-83 in: D. Dizdar, S. Hirschauer, J. Paulmann & G. Schabacher (Hrsg.), *Humandifferenzierung. Disziplinäre Perspektiven und empirische Sondierungen*. Weilerswist: Velbrück.
- Hirvensalo, M., T. Rantanen & E. Heikkinen, 2000: Mobility Difficulties and Physical Activity as Predictors of Mortality and Loss of Independence in the Community-Living Older Population. *Journal of the American Geriatrics Society* 48: 493-498.
- Hogan, C. L., 2012: Stigma, Embarrassment and the Use of Mobility Aids. *International Journal of Orientation & Mobility* 5: 49-52.
- Holstein, J. A. & J. F. Gubrium, 2007: Constructionist Perspectives on the Life Course. *Sociology Compass* 1: 335-352.
- Honig, M. S., 2008: Lebensphase Kindheit. S. 9-76 in: H. Abels, M. S. Honig, I. Saake & A. Weymann (Hrsg.), *Lebensphasen. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Höppner, Grit & A. Wanka, 2021: un/doing age: Multiperspektivität als Potential einer intersektionalen Betrachtung von Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen. *Zeitschrift für Soziologie* 50: 42-57.
- Hornstein, W., 1994: Das schutzbedürftige Kind. Zur historischen Entwicklung des Kinderbildes und der Praxis des Kinderschutzes. S. 573-586 in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Handbuch Medienerziehung im Kindergarten. Teil 1: Pädagogische Grundlagen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Ingold, T., 1995: 'People Like Us': the Concept of the Anatomically Modern Human. *Cultural Dynamics* 7: 187-214.
- Ingold, T., 1998: From complementarity to obviation: on dissolving the boundaries between social and biological anthropology, archaeology and psychology. *Zeitschrift für Ethnologie* 123: 21-52.
- Ingold, T., 2004a: Culture on the ground. The World Perceived Through the Feet. *Journal of Material Culture* 9: 315-340.
- Ingold, T., 2004b: Beyond biology and culture. The meaning of evolution in a relational world. *Social Anthropology* 12: 209-211.

- Ingold, T., 2006: Against human nature. S. 259-281 in: N. Gontier, J. P. Bendegem & D. Aerts (Hrsg.), *Evolutionary Epistemology, Language and Culture. A Non-Adaptationist, Systems Theoretical Approach*. Dordrecht: Springer.
- Ingold, T., 2010: Footprints through the weather-world: walking, breathing, knowing. *Journal of the Royal Anthropological Institute* 16: 121-139.
- Jahoda, M., P. F. Lazarsfeld & H. Zeisel, 1982 [1933]: *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- James, A. & A. Prout, 2015 [1990]: *Constructing and Reconstructing Childhood: Contemporary issues in the sociological study of childhood*. London/New York: Routledge.
- Jensen, O. B., M. Sheller & S. Wind, 2015: Together and Apart: Affective Ambiances and Negotiation in Families' Everyday Life and Mobility. *Mobilities* 10: 363-382.
- Joas, H., 1992: *Die Kreativität des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Joas, H., 1999: *Die Entstehung der Werte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kalthoff, H., T. Cress & T. Röhl, 2016: Einleitung: Materialität in Kultur und Gesellschaft. S. 11-41 in: Dies. (Hrsg.), *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*. Paderborn: Fink.
- Kalthoff, H., 2019: Materieller Sinn. Die Soziologie der Materialität und die Daseinsweisen der Dinge. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 8: 147-172.
- Kaiser, H. J., 2009: Mobility in Old Age. Beyond the Transportation Perspective. *Journal of Applied Gerontology* 28: 411-418.
- Kant, I., 1967: Was ist Aufklärung? S. 55-61 in: J. Zehbe (Hrsg.), *Was ist Aufklärung? Aufsätze zur Geschichte und Philosophie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kant, I., 2003 [1788]: *Kritik der praktischen Vernunft*. Hamburg: Meiner.
- Kaspar, R., O. Frank, H.-W. Wahl, E. Voss & M. Wettstein, 2015: Daily mood and out-of-home mobility in older adults. Does cognitive impairment matter? *Journal of Applied Gerontology* 34: 26-47.
- Kastl, J., 2017: *Einführung in die Soziologie der Behinderung*. Wiesbaden: Springer.
- Katz, S., 2000: Busy bodies. Activity, Aging, and the Management of Everyday Life. *Journal of Aging Studies* 14: 135-152.
- Kelle, H., 2001: The discourse of 'development'. How 9- to 12-year-old children construct 'childish' and 'further developed' identities within their peer culture. *Childhood* 8: 95-114.
- Kendon, A., 2010: Spacing and Orientation in Co-present Interaction. S. 1-15 in: A. Esposito, N. Campbell, A. Hussain & A. Nijhold (Hrsg.), *Development of Multimodal Interfaces: Active Listening and Synchrony*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Kingston, P., 2000: Falls in later life: status passage and preferred identities as a new orientation. *Health* 4: 216-233.
- Kinn, S. & L. Galloway, 2000: Do Occupational Therapists and Physiotherapists Teach Elderly People How to Rise after a Fall? *British Journal of Occupational Therapy* 63: 254-259.

- Kirkilionis, E., 2013: Ein Baby will getragen sein: Alles über geeignete Tragehilfen und die Vorteile des Tragens. München: Kösel.
- Knorr Cetina, K., 2011: The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World. *Symbolic Interactionism* 32: 61-87.
- Kohli, M., 2017 [1985]: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 69: 495-524.
- Konner, M., 1976: Maternal care, infant behavior and development among the !Kung. S. 218-245 in: R. B. Lee & I. DeVore (Hrsg.), *Kalahari Hunter-Gatherers Studies of the !Kung San and Their Neighbors*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Krekula, C., 2009: Age Coding. On Age-based Practices of Distinction. *International Journal of Ageing and Later Life* 4: 7-31.
- Kretch, K. S., J. M. Franchak & K. E. Adolph, 2014: Crawling and walking infants see the world differently. *Child Development* 85: 1503-1518.
- Krüger, A. K. & F. Hesselmann, 2020: Sichtbarkeit und Bewertung. *Zeitschrift für Soziologie* 49: 145-163.
- Kyttä, M., 2004: The extent of children's independent mobility and the number of actualized affordances as criteria for child-friendly environments. *Journal of Environmental Psychology* 24: 179-198.
- Labbé, D., W. B. Mortenson, P. W. Rushton, L. Demers & W. C. Miller, 2020: Mobility and participation among ageing powered wheelchair users: using a lifecourse approach. *Ageing & Society* 40: 626-642.
- Lambrix, P., 2022: Erstrebenswerte Unselbständigkeit? Die Ambivalenz der Pflegebegutachtung. *Zeitschrift für Soziologie* 51: 227-243.
- Lambrix, P., 2024: Die Perspektiven der Pflegebegutachtung – Ein Verfahren zwischen Messung, Bewertung und Entscheidung. *Der medizinische Sachverständige* 120: 24-28.
- Landwehrmann, J., 2020: Belastungen am Arbeitsplatz: Was macht Erzieherinnen krank? WWW-Dokument, <https://www.betzold.de/blog/belastungen-arbeitsplatz-kindergarten> (7.1.2024).
- Latham, K., P. J. Clarke & G. Pavela, 2015: Social Relationships, Gender, and Recovery From Mobility Limitation Among Older Americans. *Journals of Gerontology Series B Psychological Sciences and Social Sciences* 70: 769-781.
- Latour, B., 1988: Mixing Humans and Nonhumans Together: The Sociology of a Door-Closer. *Social Problems* 35: 298-310.
- Latour, B., 1992: Where are the missing masses? The sociology of a few mundane artifacts. S. 225-258 in: W. E. Bijker & J. Law (Hrsg.), *Shaping Technology/Building Society: Studies in Sociotechnical Change*. Cambridge: MIT Press.
- Latour, B., 1993: *We Have Never Been Modern*. Cambridge: Harvard University Press.
- Latour, B., 1994: On Technical Mediation. *Common Knowledge* 3: 29-64.
- Latour, B., 1996a: *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Latour, B., 1996b: On Interobjectivity. *Mind, Culture, and Activity* 3: 228-245.

- Latour, B., 1999: *Factures/Fractures: From the Concept of Network to the Concept of Attachment*. RES: Anthropology and Aesthetics 36: 20-31.
- Latour, B., 2005: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford/New York: Oxford University Press.
- Laz, C., 1998: *Act your Age*. Sociological Forum 13: 85–113.
- Laz, C., 2003: *Age embodied*. Journal of Aging Studies 17: 503–519.
- Leavens, D. A., W. D. Hopkins & K. A. Bard, 2005: *Understanding the Point of Chimpanzee Pointing, Epigenesis and Ecological Validity*. Current Directions In Psychological Science 14: 185-189.
- Leder, D., 1990: *The Absent Body*, Chicago: University of Chicago Press.
- Leisau, A., 2024: *Immer auf Augenhöhe — Zur Körperhaltung von Erzieher/innen*. WWW-Dokument, <https://kindergarteneminare.de/> (12.5.2024).
- Levasseur, M., M. G  n  reux, J.-F. Bruneau, A. Vanasse, E. Chabot, C. Beaulac & M.-M. B  dard, 2015: *Importance of proximity to resources, social support, transportation and neighborhood security for mobility and social participation in older adults: results from a scoping study*. BMC Public Health 15: 1-19.
- Lévi-Strauss, C., 1993 [1949]: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lindemann, G., 2017: *Leiblichkeit und Körper*. S. 57-66 in: R. Gugutzer, G. Klein & M. Meuser (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie*. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS.
- Lovejoy, O. C., 1981: *The Origin of Man*. Science 211: 341-350.
- Luhmann, N., 1988: *Arbeitsteilung und Moral*. Durkheims Theorie. S. 19-40 in: E. Durkheim, *  ber soziale Arbeitsteilung*. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1991a: *Die Form „Person“*. Soziale Welt 42: 166-175.
- Luhmann, N., 1991b: *Das Kind als Medium der Erziehung*. Zeitschrift für Pädagogik 37: 19-40.
- Luhmann, N., 1991c [1975]: *Interaktion, Organisation, Gesellschaft*. S. 9-20 in: Ders., *Soziologische Aufklärung*, Band 2. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 1991d [1984]: *Soziale Systeme*. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1995: *Was ist Kommunikation?* S. 113–124 in: ders., *Soziologische Aufklärung* 6. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N., 2003 [1975]: *Macht*. Stuttgart: Lucius.
- Luhmann, N., 2004: *Einführung in die Systemtheorie*. Heidelberg: Carl Auer.
- Luhmann, N. & K. E. Schorr, 1979: *Das Technologiedefizit der Erziehung und die Pädagogik*. Zeitschrift für Pädagogik 25: 345-365.
- Luthe, E.-W., S. V. Müller & I. Schiering, 2022: *Assistive Technologien im Sozial- und Gesundheitssektor*. Wiesbaden: Springer VS.
- MacDonald, M. L. & A. K. Butler, 1974: *Reversal of Helplessness: Producing Walking Behavior in Nursing Home Wheelchair Residents Using Behavior Modification Procedures*. Journal of Gerontology 29: 97-101.

- Maeder, C., 2021: Bipedale Lokomotion – oder: Das zweifüßige aufrechte Gehen als eine soziale Institution. S. 138-150 in: G. J. Betz, M. Halatcheva-Trapp & R. Keller (Hrsg.), *Soziologische Experimentalität: Wechselwirkung zwischen Disziplin und Gegenstand*. Weinheim: Beltz.
- Marzi, I. & A. K. Reimers, 2018: Children's Independent Mobility: Current Knowledge, Future Directions, and Public Health Implications. *International Journal of Environmental Research and Public Health* 15: 2441.
- Masur, E. F., V. Flynn & C. A. Lloyd, 2013: Infants' behaviors as antecedents and consequents of mothers' responsive and directive utterances. *First Language* 33: 354-371.
- Matthews, S. H., 2007: A Window on the 'New' Sociology of Childhood. *Sociology Compass* 1: 322-334.
- Mauss, M., 2010 [1975]: *Soziologie und Anthropologie* 2. Gabentausch – Todesvorstellung – Körpertechniken. Wiesbaden: VS Verlag.
- Mead, G. H., 1925: The Genesis of the Self and Social Control. *International Journal of Ethics* 35: 251-277.
- Mead, G. H., 1972 [1934]: *Mind, Self, and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Mende, C., 2018: Für die einen Sicherheit, für andere unzumutbar. Darf ich mein Kind an der Leine führen? Bild. WWW-Dokument, <https://www.bild.de/ratgeber/leben-und-wissen-verbraucherportal/verbraucherportal/kinderleine-darf-ich-mit-meinem-kind-an-der-leine-spazieren-gehen-56983618.bild.html> (12.5.2024).
- Metz, D. H., 2000: Mobility of older people and their quality of life. *Transport Policy* 7: 149-152.
- Meyer, C., 2014: Menschen mit Demenz als Interaktionspartner. Eine Auswertung empirischer Studien vor dem Hintergrund eines dimensionalisierten Interaktionsbegriffs. *Zeitschrift für Soziologie* 43: 95-112.
- Mikkelsen, M. R. & P. Christensen, 2009: Is Children's Independent Mobility Really Independent? A Study of Children's Mobility Combining Ethnography and GPS/Mobile Phone Technologies. *Mobilities* 4: 37-58.
- Mol, A. & J. Law, 2004: Embodied Action, Enacted Bodies: the Example of Hypoglycaemia. *Body & Society* 10: 43-62.
- Mollenkopf, H., F. Marcellini, I. Ruoppila, P. Flaschenträger, C. Gagliardi & L. Spazafumo, 1997: Outdoor mobility and social relationships of elderly people. *Archives of Gerontology and Geriatrics* 24: 295-310.
- Montarzino, A., B. Robertson, P. Aspinall, A. Ambrecht, C. Findlay, J. Hine & B. Dhillon, 2007: The Impact of Mobility and Public Transport on the Independence of Visually Impaired People. *Visual Impairment Research* 9: 67-82.
- Moore, C. & V. Corkum, 1994: Social Understanding at the End of the First Year of Life. *Developmental Review* 14: 349-372.
- Murray, L. & S. Cortés-Morales, 2019: *Children's Mobilities. Interdependent, Imagined, Relational*. London: Palgrave Macmillan.

- Müller, M., 2006: Geschlecht als Leistungsklasse. Der kleine Unterschied und seine großen Folgen am Beispiel der „gender verifications“ im Leistungssport. *Zeitschrift für Soziologie* 35: 392-412.
- Müller, S. M. & L. Schindler, 2020: Widerständige Körper und beruhigende Dinge oder: Wie kleine Kinder schlafen lernen. S.101-122 in: S. Bollig, L. Alberth & L. Schindler (Hrsg.), *Materialitäten der Kindheit. Körper – Dinge – Räume*. Wiesbaden: Springer VS.
- Narsakka N., R. Suhonen, B. Groot & M. Stolt, 2023: Promoting activity and mobility in long-term care environments: A photo-elicitation study with older adults and nurses. *Journal of Clinical Nursing* 32: 8078-8094.
- Nassehi, A., 2019 [1994]: Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. *BIOS* 32: 136-154.
- Nier, H., 2019: Ältere wollen zuhause gepflegt werden. WWW-Dokument, <https://de.statista.com/infografik/19232/aeltere-wollen-zuhause-gepflegt-werden> (12.5.2024).
- Nietzsche, F., 1988: *Nachgelassene Fragmente 1880-1882*, KSA Band 9, Kritische Studienausgabe, G. Colli & M. Montinari (Hrsg.). München: dtv. Berlin/New York: de Gruyter.
- Nordbakke, S. & T. Schwanen, 2014: Well-being and Mobility: A Theoretical Framework and Literature Review Focusing on Older People. *Mobilities* 9: 104-129.
- Nungesser, F., 2016: Mead Meets Tomasello. Pragmatism, the Cognitive Sciences, and the Origins of Human Communication and Sociality. S. 252–275 in: H. Joas & D. R. Huebner (Hrsg.), *The Timeliness of George Herbert Mead*. Chicago: University of Chicago Press.
- Oliver, M., 2009: *Understanding Disability. From Theory to Practice*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- o.V., 1950: Ärmster Mann Chinas. Spiegel. WWW-Dokument, <https://www.spiegel.de/politik/aermster-mann-chinas-a-a28447ca-0002-0001-0000-000044447317> (1.4.2024).
- Parette, P. & M. Scherer, 2004: Assistive Technology Use and Stigma. *Education and Training in Developmental Disabilities* 39: 217-226.
- Parsons, T., 1963a: On the Concept of Influence. *The Public Opinion Quarterly* 27: 37-62.
- Parsons, T., 1963b: On the Concept of Political Power. *Proceedings of the American Philosophical Society* 107: 232-262.
- Pawlowski, C. S., A. V. Lammert, J. Schipperijn & M. Toftager, 2024: Nature-Based or Traditional Kindergarten to Develop Fundamental Motor Skills? A Pilot Study. *Journal of Motor Learning and Development* 12: 198-210.
- Pelizäus-Hoffmeister, H., 2014: Gesellschaftliche Teilhabe Älterer durch Alltagsmobilität. *Forum: Qualitative Sozialforschung* 15: 11.
- Pikler, E., 2018: *Laßt mir Zeit: Die selbständige Bewegungsentwicklung des Kindes bis zum freien Gehen*. München: Pflaum.
- Plessner, H., 2020 [1928]: *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Berlin: de Gruyter.

- Pol, M., F. van Nes, M. van Hartingsveldt, B. Buurman, S. de Rooij & B. Kröse, 2016: Older People's Perspectives Regarding the Use of Sensor Monitoring in Their Home. *The Gerontologist* 56: 485-493.
- Popitz, H., 2004 [1992]: *Phänomene der Macht*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Prezza, M., S. Pilloni, C. Morabito, C. Sersante, F. R. Alparone & M. V. Giuliani, 2001: The influence of psychosocial and environmental factors on children's independent mobility and relationship to peer frequentation. *Journal of Community & Applied Social Psychology* 11: 435-450.
- Radebold, H., 2012: Keine Rücksicht auf den eigenen Körper. *Deutsches Ärzteblatt* 109: 1692-1695.
- Rammert, W., 2003: Technik in Aktion. Verteiltes Handeln in soziotechnischen Konstellationen. S. 3–23 in: Technische Universität Berlin, Fak. VI Planen, Bauen, Umwelt, Institut für Soziologie, Fachgebiet Techniksoziologie (Hrsg.), TUTS - Working Papers 2-2003. Berlin.
- Rammert, W. & I. Schulz-Schaeffer, 2002: Technik und Handeln – Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Artefakte verteilt. S. 11–64 in: Dies. (Hrsg.), *Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik*. Frankfurt am Main: Campus.
- Reckwitz, A., 2003: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie* 32: 282-301.
- Reddy, V., K. Liebal, K. Hicks, S. Jonnalagadda & B. Chintalapuri, 2013: The Emergent Practice of Infant Compliance: An Exploration in Two Cultures. *Developmental Psychology* 49: 1754-1762.
- Reichert, M. & R. Leibner, 2017: „Man darf nicht immer vergleichen mit den Jahren, als man zwanzig war.“ Zum Umgang älterer Männer mit gesundheitlichen Einschränkungen. S. 158-182. in: R. Keller & M. Meuser (Hrsg.), *Alter(n) und vergängliche Körper*. Wiesbaden: Springer VS.
- Riedel, M., 2015: Ritualisierte Berührungen als Medium für Vergemeinschaftung. S. 145-167 in: R. Gugutzer & M. Staack (Hrsg.), *Körper und Ritual. Sozial- und kulturwissenschaftliche Zugänge und Analysen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Riedel, M., 2017: Berührung. S. 3-8 in: R. Gugutzer, G. Klein & M. Meuser (Hrsg.), *Handbuch Körpersoziologie. Band 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rose, L., 2019: Kinderwagen. S. 166-172 in: J. Hasse & V. Schreiber (Hrsg.), *Räume der Kindheit. Ein Glossar*. Bielefeld: transcript.
- Rosenbaum, H., 2018: Zwischen Traditionalität und Modernität. Eltern-Kind-Beziehungen in verschiedenen sozialen Milieus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. S. 47-64 in: K. Jergus, J. O. Krüger & A. Roch (Hrsg.), *Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung*. Wiesbaden: Springer.
- Rousseau, J.-J., 1990 [1762]: *Emile. Oder über die Erziehung*. Stuttgart: Reclam.
- Rowe, J. W. & R. L. Kahn, 1987: Human Aging: Usual and Successful. *Science* 237: 143-149.
- Ryave, A. L. & J. N. Schenkein, 1974: Notes on the Art of Walking. S. 265-275 in: R. Turner (Hrsg.), *Ethnomethodology. Selected Readings*. Middlesex: Penguin.
- Ryle, G., 2009: *The concept of mind*. New York: Routledge.

9. Literaturverzeichnis

- Sacks, H., 1974: On the Analysability of Stories by Children. S. 216-232 in: R. Turner (Hrsg.), *Ethnomethodology. Selected Readings*. Middlesex: Penguin.
- Sacks, H., E. Schegloff & G. Jefferson, 1974: A simplest systematics for the organisation of turn-taking in conversation. *Language* 50: 696-735.
- Schabacher, G., 2013: Medium Infrastruktur. Trajektorien soziotechnischer Netzwerke in der ANT. *ZMK Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 4: 129-148.
- Schatzki, T., 2001: Introduction. Practice theory. S.1-14 in: T. R. Schatzki, K. Knorr Cetina & E. von Savigny (Hrsg.), *The practice turn in contemporary theory*, London/New York: Routledge.
- Schatzki, T., 2016: Praxistheorie als flache Ontologie. S. 29-44 in: H. Schäfer (Hrsg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: transcript.
- Schäfer, G. E. & L. Schäfer, 2009: Der Raum als dritter Erzieher. S. 235-248 in: J. Böhme (Hrsg.), *Schularchitektur im interdisziplinären Diskurs. Territorialisierungskrise und Gestaltungsperspektiven des schulischen Bildungsraums*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schäfer, M., 2020: Wozu ist die Fontanelle da? Apotheken Umschau. WWW-Dokument, https://www.apotheken-umschau.de/familie/entwicklung/neugeborenes/wozu-ist-die-fontanelle-da-794159.html?utm_source=chatgpt.com (24.1.2025).
- Schefner, E., 2024: Vom Kinderwagen in den Buggy – wann ist es Zeit für den Wechsel? WWW-Dokument, <https://www.eltern.de/baby/pflege-ausstattung/ab-wann-in-den-buggy-wechseln-13066220.html> (11.5.2024).
- Schegloff, E. A., 1998: Body Torque. *Social Research* 65: 535-596.
- Schneider, W. L., 2008: *Grundlagen der soziologischen Theorie*. Band 1: Weber – Parsons – Mead – Schütz Wiesbaden: VS Verlag.
- Schütz, A., 1944: The Stranger: An Essay in Social Psychology. *American Journal of Sociology* 49: 499-507.
- Schütz, A., 1953: Common-Sense and Scientific Interpretation of Human Action. *Philosophy and Phenomenological Research* 14: 1-38.
- Schwanen, T., D. Banister & A. Bowling, 2012: Independence and mobility in later life. *Geoforum* 43: 1313-1322.
- Selke, S. & P. Biniok, 2015: Assistenzensembles in der Gesellschaft von morgen. S. 50-56 in: VDE (Hrsg.), 8. AAL-Kongress. Berlin: VDE.
- Schindler, L., 2011: Teaching by Doing: Zur körperlichen Vermittlung von Wissen. S. 335-350 in: R. Keller & M. Meuser (Hrsg.), *Körperwissen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schroeter, K. R., 2012: Altersbilder als Körperbilder: Doing Age by Bodyfication. S. 154– 229 in: F. Berner, J. Rossow & K.-P. Schwitzer (Hrsg.): *Individuelle und kulturelle Altersbilder. Expertisen zum Sechsten Altenbericht der Bundesregierung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Sheller M. & J. Urry, 2006: The new mobilities paradigm. *Environment and Planning A* 38: 207-266.
- Silver, D. & M. Brocic, 2019: Three Concepts of Form in Simmel's Sociology. *The Germanic Review: Literature, Culture, Theory* 94: 114-124.

- Simmel, G., 2013: Exkurs über die Soziologie der Sinne. S. 501-513 in: ders., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot.
- Sloterdijk, P., 1998: Sphären I, Blasen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Slevin, K. F., 2008: Disciplining Bodies. The Aging Experiences of Older Heterosexual and Gay Men. *Generations* 32: 36-42.
- Smithers, J. A., 1990: A Wheelchair Society: The Nursing home Scene. *Journal of Aging Studies* 4: 261-275.
- Stone, S. D., 2010: Disability, Dependence, and Old Age: Problematic Constructions. *Canadian Journal on Aging* 22: 59-67.
- Tan, U., 2006: A new syndrome with quadrupedal gait, primitive speech, and severe mental retardation as a live model for human evolution. *International Journal of Neuroscience* 116: 361-369.
- Tartler, R., 1961: Das Alter in der modernen Gesellschaft. Stuttgart: Enke.
- Thelen, E., 1995: Motor development. A new synthesis. *American Psychologist* 50: 79-95.
- Thelen, E. & L. B. Smith, 1996: A Dynamic Systems Approach to the Development of Cognition and Action. Cambridge: MIT Press.
- Thorpe, S. K. S., R. L. Holder & R. H. Crompton, 2007: Origin of Human Bipedalism As an Adaptation for Locomotion on Flexible Branches. *Science* 316: 1328-1331.
- Tomasello, M., 2008: Origins of Human Communication. Cambridge/London: MIT Press.
- Tomasello, M. & H. Moll, 2010: The Gap is Social: Human Shared Intentionality and Culture. S. 331-349 in: P. M. Kappeler & J. B. Silk (Hrsg.), *Mind the Gap. Tracing the Origins of Human Universals*. Wiesbaden: Springer.
- Toombs, S. K., 1995: The lived experience of disability. *Human Studies* 18: 9-23.
- Topping, K., R. Dekhinet & S. Zeedyk, 2011: Hindrances for Parents in Enhancing Child Language. *Educational Psychology Review* 23: 413-455.
- Twigg, J. & W. Martin, 2015: The Challenge of Cultural Gerontology. *The Gerontologist* 55: 353-359.
- Urry, J., 2004: The 'System' of Automobility. *Theory, Culture & Society* 21: 25-39.
- van Dyk, S., 2007: Kompetent, aktiv, produktiv? Die Entdeckung der Alten in der Aktivgesellschaft. *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 37: 93-112.
- van Dyk, S., 2015a: Soziologie des Alters. Bielefeld: transcript.
- van Dyk, S., 2015b: Vom Leben in der Zeit. Theoretische Perspektiven auf die Analyse von Lebensalter und die gesellschaftliche Norm der Alterslosigkeit. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 4: 208-235.
- van Dyk, S., 2019: Poststrukturalistisch-praxistheoretische Perspektiven auf das Alter(n): Zur Dekonstruktion der Norm der Alterslosigkeit. S. 1-26 in: K. R. Schroeter, C. Vogel & H. Künemund (Hrsg.), *Handbuch Soziologie des Alter(n)s*. Wiesbaden: Springer.
- Virilio, P., 1984: L'horizon négatif. Essai de dromoscopie. Paris: Éditions Galilée.

- Walle, E. A., 2016: Infant Social Development across the Transition from Crawling to Walking. *Frontiers in Psychology* 7: 960.
- Warneken, B. J., 1989: Bürgerliche Gehkultur in der Epoche der Französischen Revolution. *Zeitschrift für Volkskunde* 85: 177-187.
- Warneken, B. J., 1990: Biegsame Hofkunst und aufrechter Gang. Körpersprache und bürgerliche Emanzipation um 1800. S. 11-23 in: Ders. (Hrsg.): *Der aufrechte Gang. Zur Symbolik einer Körperhaltung*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde.
- Wassenberg, S. & M. Weigelin, 2015: Mobilität von Kindern im öffentlichen Raum. Über fragile Frachten, Lehrlinge und Ausreißer. (unveröffentl. Ms.)
- Watson, N. & B. Woods, 2005: No Wheelchairs Beyond this Point: A Historical Examination of Wheelchair Access in the Twentieth Century in Britain and America. *Social Policy and Society* 4: 97-105.
- Webber, S. C., M. M. Porter & V. H. Menec, 2010: Mobility in Older Adults: A Comprehensive Framework. *The Gerontologist* 50: 443-450.
- Weber, M., 1980 [1921]: *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- Wehap, W., 1997: *Gehkultur. Mobilität und Fortschritt seit der Industrialisierung aus fussläufiger Sicht*. Frankfurt am Main: Lang.
- Weicht, B., 2010: Embracing dependency: rethinking (in)dependence in the discourse of care. *The Sociological Review* 58: 205-224.
- Welsh, S., A. Hassiotis, G. O'Mahoney, & M. Deahl, 2003. Big Brother is watching you: the ethical implications of electronic surveillance measures in the elderly with dementia and in adults with learning disabilities. *Aging and Mental Health* 7: 372-375.
- Wigg, J. M., 2010: Liberating the wanderers: using technology to unlock doors for those living with dementia. *Sociology of Health & Illness* 32: 288-303.
- Williams, S., 2008: Are modern buggies bad for babies? *The Guardian*. WWW-Dokument, <https://www.theguardian.com/film/2008/nov/22/forward-backward-facing-baby-buggies> (11.5.2024)
- Winance, M., 2007: Dépendance versus autonomie... De la signification et de l'imprégnation de ces notions dans les pratiques médicosociales. *Sciences Sociales et Santé* 25: 83-91.
- Winance, M., 2010: Care and disability. Practices of experimenting, tinkering with, and arranging people and technical aids. S. 93-118 in: A. Mol, I. Moser & J. Pols (Hrsg.), *Care in Practice. On Tinkering in Clinics, Homes and Farms*. Bielefeld: transcript.
- Winance, M., 2019: 'Don't touch/push me!' From disruption to intimacy in relations with one's wheelchair: An analysis of relational modalities between persons and objects. *The Sociological Review Monographs* 67: 428-443.
- Zelizer, V. A., 1981: The Price and Value of Children: The Case of Children's Insurance. *American Journal of Sociology* 86: 1036-1056.

Zinnecker, J., 2000: Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien. Zur Zivilisationsgeschichte der jüngeren Generation im 20. Jahrhundert. S. 36-68 in: B. Dietrich & H.-E. Tenorth (Hrsg.), Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert (Beiheft 42 der Zeitschrift für Pädagogik). Weinheim: Beltz.